Die Königin.

Historischer Roman

von

Ludwig Storch.

Dritter Band.

Leipzig.
Johann Friedrich Hartknoch.
1858.

Zweites Buch:

Am Hofe zu Versailles.

(Fortsetzung.)

7.

Ein verzweifelter Liebhaber.

„Ist dein Herr zu Hause?" fragte der riesige Graf St. Preux, der so eben die Treppe eines eleganten Hauses erstiegen, einen ihm entgegentretenden Diener.

„Ja, Herr Graf," erwiederte dieser. „Mein Gebieter ist sogar noch zu Bette; er ist krank; der Schlag hat ihn getroffen wie mich auch." Und er wies mit einem wehmüthigen Lächeln auf seine Wange, die bedeutend angeschwollen war.

„Was ist das für ein Unsinn?" sagte St. Preux mit einem zweifelnden Blick auf den Sprecher. „Der Schlag hat euch getroffen? Deinem Backen nach scheinen es eher Schläge gewesen zu sein."

Der Diener nickte pfiffig lächelnd. „Wir hatten gestern Abend ein kleines allerliebstes Abenteuer, das einen sehr traurigen Ausgang nahm. Man traktirte uns wie Plebejer, nicht wie Kavaliere."

„Ihr werdet euch wohl wie Plebejer aufgeführt haben," meinte der Graf trocken und schritt in das Zimmer, dessen Thür der Diener ihm geöffnet hatte.

„Wer ist da?“ erschallte eine Stimme aus dem Nebengemache, und ein Hund schlug an.

„Bist du munter, Carcasses? ich bin's, St. Preux.“

„Nur näher!“

Der Graf folgte dem Ruf und trat in das Schlafzimmer, in welchem es echt junggesellenhaft aussah. Nichts war an seinem gehörigen Platze. An dem Thürhaken hing ein Paar große Stiefeln, das Geschirr stand auf einem Nachttische am Bette, auf den am Boden liegenden Kleidern hatte sich eine große Dogge bequem gebettet, die jetzt den Eintretenden durch ein Wedeln mit dem Schweife als Bekannten grüßte. St. Preux schenkte der herrschenden Unordnung keine Aufmerksamkeit, weil er sie schon bei seinem Freunde Carcasses gewöhnt war, oder sie selbst in der eigenen Wirthschaft hatte, sondern wendete sich dem im Bette liegenden Kumpane zu. Er schlug aber eine fürchterliche Lache auf, als er denselben ins Auge faßte.

„Was zum Teufel hast du denn?“ fragte Carcasses erstaunt über diesen Gruß.

Ohne zu antworten und sich im Ausbruche seiner fröhlichen Laune stören zu lassen, hakte St. Preux einen zunächst an der Wand hangenden Spiegel ab und hielt ihn dem Freunde hin. Dieser stieß einen schweren Fluch aus, als sein Blick seinem eigenen zur abscheulichen Fratze verunstalteten Gesichte begegnete. Die Nase war geschwollen und zeigte einen rothblauen Streifen, der noch zum Theil über die rechte aufgelaufene Wange hinlief; über dem einen Auge war eine blutrünstige

Stelle, und die Anschwellung der Backe und eine hohe Beule auf der Stirn vollendeten die Verunstaltung eines der hübschesten Kavaliere.

„Deine Nase scheint einem wackeren Schmiedeburschen als Ambos gedient zu haben," lachte St. Preux.

„Ich bin wie gerädert," erwiederte Carcasses, „und es ist gerade, als wäre eine Windmühle in meinem Kopfe."

„Aber wie zum Gukuk kommst du denn zu diesem durchgebläuten Gesichte?"

„Widerwärtige Geschichte!" brummte Carcasses, nicht sehr geneigt, seine Abenteuer zu erzählen, bei denen er jedenfalls keine Heldenrolle gespielt hatte. „Kann Jedem passiren. Denke von einem hübschen Mädchen mit Kuß und Umarmung empfangen zu werden, statt dessen setzt der Teufel einen wüthenden Kerl mit einem Knüttel an ihre Stelle."

„Und Herr und Diener lassen sich geduldig durchprügeln, denn dein guter Jaques hat auch eine artige Anzahl von Indicien, die auf die unangenehme Bekanntschaft mit einer derben Handlangerfaust hindeutet."

„Du weißt, Bacchus und Amor pflegen beisammen zu sein; ich hatte erst dem fröhlichen Gotte mit der lechzenden Zunge ein allzu reichliches Brandopfer gebracht und war meiner Gliedmaßen nicht recht mächtig, sonst hätt' ich dem Schurken meinen Degen durch den Leib gerannt."

Carcasses hatte sich mittlerweile vom Lager erhoben

und betrachtete wiederum mit Wehmuth sein arg-zugerichtetes Antlitz.

„Ich wollte nur Eines,“ sagte St. Preux, der einen neuen Anfall seiner heiteren Laune bekam; „daß dich nämlich Fräulein Derval in deiner jetzigen auf-gefrischten Verfassung sähe; ihre Liebe würde jedenfalls reichliche Nahrung aus dem Anblicke deiner Verjüngung ziehen.“

„Wer?“ fragte Carcasses gedehnt und sah den Anderen erstaunt an.

„Nun die Derval; hast du denn so viele Lieb-schaften in der Zeit gehabt, daß du die alte ganz ver-gessen hast?“

„Derval — Gabriele von Derval,“ stotterte Car-casses, „die Ertrunkene?“

Wiederum lachte St. Preux hell auf. „Aber Mensch, hat dir denn der Grobschmied mit seinen Schlägen das Gehirn verrückt? Ertrunken? Unsinn! Hofdame ist sie in Versailles seit so und so viel Wochen. Ich denke, Alles ist bei euch wieder im schönsten Gange, noch dazu da der ältere Herr Bruder abgesegelt ist; weiß der Mensch nicht einmal etwas von ihrer Existenz.“

Carcasses hatte das alles in starrem Erstaunen mit angehört; jetzt griff er sich wie verzweifelt in die Haare und rannte im Zimmer auf und ab. „O ich elender Narr!“ rief er aus. „Treibe mich wochenlang in schlechten Kneipen umher, jage widerwärtigen Krea-turen nach, lasse mir von einem Hundsfott die Phy-

siognomie verhunzen, und in Versailles sitzt mein reizendes Liebchen, mein liebenswürdiges Trotzköpfchen, und ich weiß kein Sterbenswort davon, wähne sie längst im Magen hungriger Fische. Was muß sie von mir denken? Aber wie hast du sie gesehen, wo? Erzähle, Bruderherz! Du siehst, ich lechze nach Kunde."

Bereitwillig erfüllte St. Preux den Wunsch seines Freundes, berichtete, wie er sie zum ersten Male vor einiger Zeit im Vorzimmer der Maintenon, dann öfter bei anderen Gelegenheiten gesehen, und vergaß nicht hervorzuheben, welchen unwiderstehlichen Eindruck Gabrielens herrlich entfaltete Schönheit jedes Mal auf ihre Umgebung gemacht habe.

„Ach, sie war schon damals ein köstliches Kleinod, eine Wunderblume!" sagte Carcasses mit einem Schmunzeln, welches sein aufgeschwollenes Gesicht unwiderstehlich komisch machte; „wie muß sie erst jetzt sein, da sie ihre Blüte ganz entfaltet hat! — — Jacques, Jacques!" Der Diener erschien. „Laß die Pferde satteln, wir reiten aus." Jacques warf einen fragenden Blick auf den Freund seines Herrn, und ein Lächeln suchte sich durch seine dicken Wangen Bahn zu machen.

„Du wirst verzeihen, lieber Freund", wandte sich Carcasses zu St. Preux; „aber du siehst ein, ich muß auf der Stelle fort."

„Ich sehe gar nichts ein", erwiederte dieser lächelnd; „wohin willst du denn mit deiner aufgedunsenen und geschundenen Fratze? Dich etwa zu den Füßen deiner grollenden Schönen werfen und sie um Verzeihung

bitten, weil du geglaubt hast, sie spiele mit den Engeln Verstecken hinter dem Throne des Allmächtigen? Man kann dir Erfolg versprechen, denn du siehst zum Erbarmen aus."

Carcasses, der über der wichtigen Nachricht von der Existenz seiner Geliebten sein eigenes Elend ganz vergessen hatte, fluchte wieder wild auf, da er sich durch einen neuen Blick in den Spiegel sein trauriges Bild wieder vorgeführt hatte. Dann stöhnte er tief und wandte sich mit wehmüthig kläglicher Stimme an seinen Freund und den Diener: „Was fang' ich an, um wieder menschlich auszusehen? Die Ungeduld verzehrt mich fast."

„Laß dir Umschläge von warmen Essig machen und die Geschwulst wird sich bald setzen. Was die verdächtigen blaurothen Flecken betrifft, so kannst du ja etwas Bleiweiß auflegen, wie die Liebhaber auf dem Theater, sobald sie eine recht angreifende Scene zu spielen vorhaben."

„Das ist gut", erwiederte Carcasses, jedes Mittel billigend, das ihm dem Ziele seiner Wünsche näher führte. — „Jacques, mache Essig warm."

„Ich habe euch noch nicht gesagt, Herr Graf", meldete der Diener, „daß Herr Dupont, Haushofmeister im Hotel de Derval heute Morgen wieder hier war, um euch in sehr wichtigen Angelegenheiten zu sprechen. Er bedauerte um so mehr, nicht vorgelassen zu werden, da er euch bereits drei Mal vergeblich aufgesucht habe."

„Und warum hat man ihn nicht vorgelassen?"

„Monsieur schlief noch und hat befohlen —"

„Der Teufel hat befohlen", schrie der Graf, froh, einen Gegenstand gefunden zu haben, an dem er seine Wuth auslassen konnte. Allein Jacques fand nicht für gut, die Fortsetzung dieses vielversprechenden Anfanges abzuwarten, sondern schob sich sehr eilig zur Thüre hinaus.

Sein Herr schickte ihm einen grimmigen Blick nach und sagte dann: „Das ist ein verwünschtes Pack! Kömmt ein Manichäer und will uns in sehr dringenden Angelegenheiten sprechen, die lassen sie gewiß ein. Sie haben eine heimliche Freude an den Verlegenheiten ihrer Herren, die Spitzbuben! Dupont hat mir jedenfalls wirklich wichtige Mittheilungen machen wollen, und es ist mir äußerst unangenehm, daß ich ihn nicht gleich bei seinem ersten Besuche gesprochen habe; ich würde dann auf keinen Fall Gabrielen gegenüber in Verlegenheit gerathen."

„Bei St. Hubert! Ist dein Hirn unter den Fäusten deines Nebenbuhlers so sehr gelähmt worden, daß es nicht einmal eine armselige Lüge erfinden kann?"

Carcasses schüttelte den Kopf, als wolle er andeuten, daß man bei seiner Schönen mit Lügen nicht weit komme.

„Nun, Freund, ich wünsche gute Besserung", sagte St. Preux und griff nach dem Hute, als er den Diener mit den empfohlenen Linderungsmitteln eintreten sah. „Ich habe verschiedene Besuche in Paris zu machen und werde erst Abends nach Versailles zurückkehren. Jedenfalls treff' ich dich."

„Auf Wiedersehen", entgegnete Caracasses und setzte hinzu, indem er den Finger an seine geschwollene Nase legte: „Discretion!"

„Wenn dein Gesicht nichts verräth", erwiederte der Jagdjunker lachend; „ich werde schweigen, mein Wort darauf!"

Unter dem Beistande des emsigen Jacques nahm der Graf die verschiedenartigsten Proceduren vor, um seine arg verstellten Gesichtszüge wieder in ihr gehöriges Verhältniß zu bringen. Waschungen, Einreibungen, Umschläge wechselten, und der verwundete Ritter schritt in gräulicher Vermummung, aber seelenvergnügt, im Zimmer umher. Das Bild seiner reizenden Geliebten, das längst in seiner Erinnerung verbleicht, ja fast erlöscht war, gewann wieder helle, volle Farben und stand bezaubernd verlockend vor ihm.

„Der Himmel selbst schickt mir das goldene Kind wieder zu; es war höchste Zeit, denn ich bin ein ruinirter Mann", räsonnirte der Graf bei sich. „Bruder Hilaire ist in die bessere Welt hinübergegangen, wo man kein Geld braucht. Roger ist Erbe der Güter, und meine süße Gabriele wird eine hübsche Aussteuer erhalten. Die wird uns sehr zu statten kommen. Freilich die Alte! Ah, sie wird sich darein geben, zumal ihr Goldsohn nicht mehr da ist, dessen Erbe wir schmälern könnten. Ich muß mich hinter die Maintenon stecken, daß sie ein gutes Wort für mich einlegt. Die gute Witwe Scarron ist froh, einem Kavalier von meiner Distinction einen Dienst leisten zu können. — Gott,

welche Freude wird Gabriele haben, wenn sie ihren — wie nannte sie mich immer? — ihren — weiß ich doch das Wort nicht mehr — war's nicht Romeo? — wieder sieht!" Bei diesem Punkte seines eiteln Ideenganges angelangt, pflanzte sich der Graf wieder vor den Spiegel und lüftete den Verband. Er jauchzte laut auf, als er sein Gesicht wieder ziemlich in die alten Formen zurückgebracht sah; die kleine Narbe über dem Auge bemerkte man nach dem Verschwinden der Anschwellung kaum noch.

„Jacques, Jacques, jetzt sattle die Pferde, in zehn Minuten geht's fort!" rief er dem Diener zu, machte mit ungewöhnlicher Hast Toilette und sprengte nach einer Viertelstunde mit seinem Knechte zum Thore nach Versailles hinaus. —

Frau von Maintenon verlebte im Umgange ihrer beiden Freundinnen Gabriele und Henriette, denn das waren sie ihr schnell geworden, genußreiche selige Tage. Endlich, nach einer vieljährigen schmerzlichen Einsamkeit mitten unter einem Schwarme schmeichelnder und heuchelnder Höflinge, hatte sie das unaussprechliche Glück, zwei Personen zu finden, denen sie unbedingt vertrauen zu können glaubte. Der gewaltigste Geist auf Erden verträgt eine dauernde Abschließung von anderen Kreaturen seiner Gattung nicht; er bedarf der Anregung, Ermunterung, Theilnahme, um in seinem eigenthümlichen Wesen selbst fester, klarer und stärker zu werden;

seine Ideen erhalten erst ihre Weihe, seine Pläne die bestimmte Fassung, wenn er sie in einem gleichorganisirten Wesen mittheilt. Besonders wohlgesinnt war Frau von Maintenon Henrietten, weil diese vermöge ihrer Stellung fast immer in ihrer Gesellschaft war, und weil das rührend unschuldige Wesen des jungen Mädchens eine Einwirkung auf das von Ehrgeiz, Selbstsucht und Heuchelei überwucherte Gemüth der Dame ausübte wie Frühlingssonnenschein auf eine schneebedeckte Flur; die Decke schwand, und den holden Kindern des Lenzes gleich, sproßten wieder Empfindungen auf wie zu jener schönen Zeit, wo sie arm und unglücklich, aber rein und ohne Schuld als „schöne Indierin" sich manches Herz gewonnen hatte, das später sich ihr wieder entfremdete.

Erfüllte Henriette auf diese Weise ein sehnliches Bedürfniß, so genügte Gabriele, die durch fleißige Berichte und öftere Mittheilung ihrer Beobachtungen über die feindlichen Kreise ihr völliges Vertrauen gewonnen hatte, mehr ihrem, wenn der Ausdruck erlaubt ist, politischen Bedürfnisse, ohne daß jedoch an eine strenge Sonderung dessen, was die Ergebenheit Beider bot, gedacht werden müßte. Ein so kluges gewandtes und dabei so uneigennütziges Mädchen wie Fräulein von Derval war, hatte Frau von Maintenon noch nicht gefunden, und sie segnete die Stunde, wo die Marquise sie um den Freundschaftsdienst bat, sich ihrer Tochter anzunehmen, durch dessen Erfüllung ihr selbst der größte Dienst geschehen war. — Aber wer Trug säet, wie

kann der Wahrheit ernten wollen? Es war eine strenge, aber gerechte Nemesis, welche die heuchlerische arglistige Frau auf ihrer Bahn des Ehrgeizes zum öftern empfindlich züchtigte, daß sie, wenn wirklich einmal aufrichtiges Wohlwollen ihr vereis'tes Herz zu schmelzen schien, mit Schmerz und Entsetzen statt eines rosigen Blumengewindes, wie es die Freundschaft reicht, die buntschillernde Natter des Verrathes in der Hand hielt. So war es auch jetzt; sie liebte beide Mädchen, Henriette wie eine schöne gute Tochter, Gabrielen wie eine begabte bescheidene Freundin — und beide täuschten sie! Und war etwa Gabrielen ein Vorwurf daraus zu machen, daß sie diese gefühlvollen Anwandlungen der Frau von Maintenon nicht als maßgebend zur Beurtheilung ihres Charakters ansah, daß sie dieselbe lieber nach ihrer Vergangenheit, nach ihren täglichen Handlungen und nach der Einwirkung abschätzte, die sie auf ihre Umgebung ausübte? wenn sie die Zuneigung, welche die Dame für sie bewies, mehr einem selbstsüchtigen Motive zuschrieb als dem uneigennützigen Drange des Herzens? Gewiß hatte sie ein Recht zu dieser Auffassung; und im Gefühle desselben, betrieb das schöne Hoffräulein ihren Vortheil, der sie mit dem allgemeinen der rechtschaffenen Leute in Alais und ganz Languedoc identificirte, mit bester Benutzung des freundschaftlichen Verhältnisses zu der Frau, die sie stürzen wollte.

Anders verhielt es sich mit Henrietten. Ihr reines Gemüth, dessen klarer Spiegelglanz noch nicht vom Hauche des Mißtrauens und bitterer Lebenserkenntniß

getrübt war, ertrug nur mit Schmerz den schweren Selbstvorwurf, daß sie treulos gegen ihre Beschützerin handele, indem sie ihr gegenüber eine fremde Rolle übernommen hatte. Sie öffnete Gabrielen ihr bedrängtes Herz, die sie bisher nur mit Mühe und durch Hinweisung auf die Nothwendigkeit des Spiels von einer unbesonnenen Entdeckung des wahren Verhältnisses zurückgehalten hatte. Gabriele fühlte die Pein des armen Kindes lebhaft mit; erinnerte sie sich doch mit einer Art stiller Wehmuth an die Seelenleiden, die sie unter ähnlichen Verhältnissen im Valeryschen Hause erduldet hatte. Welche Aehnlichkeit freilich zwischen Madame Scarron und der Familie Valery! Dennoch konnte sich Gabriele nicht entschließen, die Gewissensbisse ihrer Freundin durch den Hinweis zu lindern, wie wenig ihre Schützerin dieselben verdiene. Wer raubt der Unschuld gern den schönen Glauben an den Werth eines Menschen? es ist das eine für beide Theile schmerzhafte Operation: einem Anderen die alle Gegenstände rosenroth färbende Hülle vom blöden Auge zu reißen, und sie wird am schlechtesten gedankt, wenn sie am besten gelingt. Das Letztere stand bei Henrietten sehr zu bezweifeln, denn sie hatte in ihrem Leben nur edle Menschen kennen gelernt. Und das kam daher, weil der Elendeste selbst den Drang hat, einer lieben Unschuld gegenüber die beste Seite herauszukehren.

Mit weiblichen Arbeiten beschäftigt, saßen die drei Frauen Nachmittags im Boudoir der Frau von Maintenon. Diese war mehr als je mittheilsam und erzählte

ihren jugendlichen Zuhörerinnen Partien aus ihrem wechselvollen vielbewegten Leben, wie sie dieselben für ihr Ohr passend hielt. Sie that dieß gern und oft, auch Anderen gegenüber, denn der kleinliche Stolz, der sich früheren Elends schämt und bei der Erinnerung einstiger Niedrigkeit kindisch erröthet, wurde bei ihr durch ein gewisses Hochgefühl erstickt, vermöge dessen sie in sich ein Werkzeug in der Hand des Allmächtigen zur Bekehrung des Königs und zur Ausrottung der herrschenden Frivolität, in ihren niedrigen Schicksalen aber nur Läuterungen und Prüfungen sah, bestimmt, sie zu ihrer hohen Aufgabe vorzubereiten und würdig zu machen. Daß sie bei solchen Gelegenheiten gewisse Zeiträume ihres Lebens mit Schweigen oder mit einigen flüchtigen Andeutungen überging, zum Beispiel die Geschichte ihrer Ehe mit Herrn Scarron, wer konnte ihr das verargen? So viel Kummer und Trübsal sie auch in dieser Periode erduldet hatte, so war dies für nichts gegen die fatale Erbschaft zu erachten, die ihr Gemahl hinterließ: einen zwar berühmten, aber auch lächerlichen Namen, der nur schlecht zu ihrem angeblich göttlichen Beruf paßte.

So erzählte sie denn Gabrielen und Henrietten mit einer bescheidenen Hindeutung auf den Viehstall, in welchen der Heiland geboren wurde, wie sie selbst seine eifrige Nachfolgerin, das Licht der sündhaften Welt im Gefängnisse zu Niort erblickt und in einem anderen Kerker aufgewachsen sei; wie sie als vierjähriges Kind, nachdem sie durch die sichtbare Hand Gottes dem Tod

im Meere und der Gefangenschaft entzogen worden, über den weiten Ocean gesegelt sei in die neue Welt, um auf dem herrlichen Eiland Martinique nach so vielem Elende alle Wonnen und alle Freuden zu genießen, die der herrschenden weißen Race sich dort darbieten. Nach einem Besuche im Vaterland, den sie mit Mutter und Bruder unternommen, um Familienangelegenheiten zu ordnen, stirbt der Vater, der in ihrer Abwesenheit sein ganzes Vermögen verspielt; und arm und hülflos kehrt die Witwe mit den Waisen zurück nach Frankreich. Endlich nimmt sich die Tante der kleinen Françoise an, aber sie begeht die Todsünde, sie in der calvinistischen Ketzerei zu erziehen, deren mächtige Stütze die Familie d'Aubigné leider war, besonders Françoisens Großvater, der Vertraute und Waffenbruder Heinrichs IV. Die folgende Periode ihres Lebens, wo sie wegen ihrer Anhänglichkeit an den Glauben ihrer Väter viele Drangsale zu erdulden hatte, überging Frau von Maintenon und pries nur die Ursulinerinnen in Niort, denen es durch die Barmherzigkeit Gottes gelungen war, sie zum alleinseligmachenden Glauben zu bekehren und ihre Person zu ihrem hohen Berufe erst tauglich zu machen.

Während die gute Henriette mit frommer Scheu zu dem verkörperten Schicksale Frankreichs aufblickte, das so anmuthig die wechselnden Bilder eines abenteuerlichen Lebens ihren Augen vorführte, ertrug die scharfsinnige Gabriele nur mit Unwillen den maßlosen Hochmuth dieser Frau, die in jedem geringfügigen Umstand ein Eingreifen der göttlichen Vorsehung zu ihren

Gunsten sah. Dabei empörte sie die Art und Weise tief, wie die Dame über ihr einstiges Ketzerthum sich ausließ, denn Gabriele mußte sie für viel zu gebildet und aufgeweckten Geistes halten, als daß sie aus Ueberzeugung die Religion ihrer Väter verlassen habe. Was Fräulein d'Aubigné aus kluger Berechnung ihrer Verhältnisse und in Erinnerung an ihr Märtyrthum gethan, das hatte die Allmacht und Barmherzigkeit Gottes selbst bewirkt!

Frau von Maintenon berührte dann Einiges aus ihrem späteren Leben, erwähnte ihrer Freunde, die sich der armen Witwe mit dem possierlichen Namen hilfreich angenommen, und beklagte dann in den härtesten Ausdrücken den Undank und die Verrätherei, welche sie von Freunden und Schützlingen habe erfahren müssen.

„Aber einen Trost bei solchen schmerzlichen Erfahrungen," schloß die bigote Dame ihre Erzählung, „gewährte mir der gute Gott immer. Er rührte das Herz solcher Falschen, bevor er sie von der Welt nahm, daß sie ihre schwere Sünde gegen mich erkannten und bereueten. Ich will nur die Herzogin von Richelieu anführen, die mir große Dienste, welche ich ihr leistete, durch schmählichen Undank gelohnt hatte. Aber Gottes Hand rührte sie, und sie starb in großer Zerknirschung darüber, ihre aufrichtigste Freundin jemals verrathen zu haben."

Frau von Maintenon wurde in der weiteren Verfolgung dieses für ihre Eigenliebe so angenehmen Themas auf eine eben so plötzliche als unerwartete Weise

unterbrochen. Henriette nämlich, die mit ungeheuerer Seelenpein die letzten Ergießungen ihrer Gebieterin angehört hatte, stürzte leichenblaß und mit thränengefüllten Augen zu deren Füßen nieder, die sie krampfhaft umklammerte. Gabriele erschrak heftig bei diesem Anblicke, denn ihr ahnte was kommen würde.

„Ach Madame," sagte das arme kniende Mädchen; „werdet ihr mir verzeihen? Auch ich habe euch hintergangen, aber Gott hat auch mein Herz gerührt, daß ich die Schuld bekennen muß, die mich ach! so schwer drückt."

Frau von Maintenon war durch diesen Wechsel der Scene aufs höchste überrascht, und diese Empfindung spiegelte sich deutlich auf ihrem bleichen Gesichte, als sie nach einer kleinen Pause mit etwas unsicherer Stimme erwiederte: „Mein Gott, was ist das? Du mich hintergangen, mein Kind! Wie soll ich das verstehen? Was ist vorgefallen?" Und sie blickte Henrietten dann Gabrielen mit einem mißtrauischen Blicke an.

Das unschuldige Mädchen legte nun zu Gabrielens unaussprechlicher Pein eine vollständige Beichte über die Geschichte ihrer Liebe ab. Die Mienen der Dame heiterten sich während des Berichtes allmählig wieder auf, ja einmal stieg sogar ein leises Lächeln über Henriettens Naivetät auf, das aber unbemerkt von den beiden Mädchen wieder schwand. Als das Bekenntniß abgelegt war, sagte Frau von Maintenon mit milderer Stimme als Henriette und Gabriele zu hören erwartet hatten:

„Nun sehe mir eins die kleinen Heuchlerinnen!

Ist man nicht in Wahrheit verrathen und verkauft? Wer hätte so viel Schalkheit in der unschuldigen Henriette gesucht?" Dabei überließ sie der schluchzenden Sünderin ihre Hand, welche diese mit Küssen bedeckte. — „Und auch ihr, Fräulein," wandte sie sich mit einem eisigen Lächeln an Gabrielen, „gehet darauf aus, mich zu täuschen?"

„Madame," erwiederte diese und blickte ihrer heimlichen Gegnerin ruhig ins Auge; „werdet ihr mir glauben, wenn ich euch die Versicherung gebe, daß man auch mich erst ins Geheimniß gezogen hat, nachdem Henriette bereits in euern Dienst aufgenommen worden war? Ich habe geschwiegen, weil es Geheimniß meines Bruders war, und er den kleinen Betrug bei euch vertreten wollte."

„Wie gern glaub ich euch, meine theuere Gabriele!" erwiederte Frau von Maintenon mit all ihrer gewinnenden Freundlichkeit. „Aber was fangen wir mit dieser kleinen Sünderin an?" fragte sie und deutete lächelnd auf Henrietten, die blaß und mit rothgeweinten, verschämt niedergeschlagenen Augen dastand.

„Ach, vergebt mir, Madame," bat die Kleine. „Ich werde nie wieder eine Unwahrheit sagen."

„Nun es sei," sagte Frau von Maintenon und setzte hinzu, indem sie drohend den Finger hob: „Aber hüte dich, denn du siehest, daß Gott die Schuldigen zu finden weiß. — Aber jetzt sage mir doch, wer hat denn das feine Plänchen ersonnen? Du oder Herr von Derval?"

„Herr von St. Julien kam auf den Gedanken, den er Roger mittheilte und darauf auch ausführte," erwiederte Henriette. „Durch ihn wurde mir das Glück, in euere Dienste zu kommen."

„Immer dieser St. Julien," murmelte Frau von Maintenon für sich, und ein Schatten flog über ihr heiteres Gesicht. „Dieser räthselhafte junge Mann fängt an bedeutungsvoll in mein Leben einzugreifen. Man muß sich ernstlich um ihn bekümmern. Ohne mein Zuthun besitzt er des Königs Gunst; er gehöre entweder zu meinen Freunden oder zu meinen Gegnern und verderbe dann. — Nun so gehe denn jetzt hin, kleine Verrätherin," wandte sie sich wieder freundlich zu Henrietten, „in dein Kämmerlein und bitte alle Heiligen um Fürsprache beim himmlischen Vater, daß er dich nicht wieder der Versuchung zum Opfer fallen lasse. Auch ich will zu Ihm und seinem eingeborenen Sohne beten, daß er mich gnädig vor den Fallstricken meiner Feinde bewahre."

Das war denn für die Mädchen ein Wink, das Zimmer zu verlassen; Gabriele verabschiedete sich mit dem frohen Gefühle, einer Demüthigung überhoben gewesen zu sein, die sie im Anfang erfahren zu müssen fürchtete. Bei Henrietten überwog schon die Freude, so gelinde davon gekommen zu sein, unmerklich den Schmerz, eine so gütige Gebieterin getäuscht zu haben.

Es ist nicht anzunehmen, daß Frau von Maintenon nur einen Augenblick über den ihr gespielten Betrug ernstlich erzürnt gewesen sei. Im Gegentheil war

die ganze Sachlage von einer Art, wie sie ihr nur erwünscht sein konnte. Sie war eine von Haus aus viel zu kluge Frau, und war doch durch schlimme Erfahrungen in der Beziehung noch mehr gewitzigt worden, als daß sie nicht hätte wissen sollen, ein wie gebrechliches Ding die Freundschaft unter vornehmen Leuten ist, wenn sie nur auf dem unsoliden Grund gegenseitiger Neigung oder Verpflichtung beruht und des festeren Kittes ermangelt, indem nämlich ein Theil von dem anderen abhängig ist und daher in steter Furcht vor ihm schwebt. Ein solches solides Fundament hatte bisher ihrem freundschaftlichen Verhältnisse mit Frau von Derval gefehlt, und nun war diesem Mangel auf eine so angenehme als gründliche Weise abgeholfen. Gab es ein festeres Band, die stolze Marquise an ihr Interesse zu ketten, als die beständige Furcht, die Vertraute des Königs werde die unanständige Liebe ihres Sohnes beschützen und befürworten? Gab es für die Maintenon ein einfacheres und wirksameres Mittel etwaigen Abfall oder Verrath zu züchtigen als die Vereinigung des Paares, durch welche Maßregel sie sich zugleich neue ergebene Freunde schaffte? Auf solchen kleinlichen Konjunkturen und Intriguen hat ja die Macht der Frau von Maintenon allein beruht; sie herrschte durch das Uebergewicht eines Alles beobachtenden, berechnenden, abwägenden und zum eigenen Vortheil wendenden Geistes; eine eigentliche Autorität, eine gesetzliche Gewalt hat sie auch in späterer Zeit nie besessen.

Während sie sich dem angenehmen Gedanken hin=

gab, Mutter und Tochter auf gleiche Weise verbunden zu haben, letztere durch wirkliche Ergebenheit für den Schutz, den sie ihr angedeihen ließ, erstere durch Eigennutz und nöthigen Falls durch Furcht, wurde ihr der Graf von Carcasses gemeldet. Sie erinnerte sich des Besitzers dieses Namens als eines leichtsinnigen, nichtsnutzigen Menschen, wie sie die frühere Periode des Hoflebens erzeugt und erzogen hatte, doch war ihr nicht mehr gegenwärtig, in welchen näheren Bezuge der junge Edelmann zu ihrem Kreise gestanden hatte.

Der Graf eilte mit ritterlicher Galanterie auf die Dame los, faßte ihre Hand und zog sie ehrerbietig an seinen Mund.

„Madame," sagte er anscheinend in großer Aufregung, „der Ruf euerer Milde, der ganz Frankreich durchdrungen hat, gibt auch mir den Muth, euern gütigen Beistand zu erbitten, obschon das Schicksal mir noch nicht die Huld gewährt, euer Wohlwollen verdienen zu können. Es betrifft die wichtigste Angelegenheit meines Lebens —"

„Die wichtigste Angelegenheit des menschlichen Lebens ist die Religion," unterbrach ihn Frau von Maintenon salbungsvoll. Dann setzte sie ironisch hinzu: „Bedürft ihr vielleicht eines frommen Mannes zum Beichtvater und wünscht, daß ich euch einen solchen vorschlage?"

Der Graf machte ein einfältiges Gesichte. „Nicht das, Madame," stotterte er; „ich bin mit meinem Beichtvater zufrieden, so wie er mit mir, und wünsche keinen Wechsel. — Meine Bitte betrifft vielmehr eine

junge Dame, die ich unendlich liebe, und von der ich mich ebenso heißgeliebt glauben darf. Es ist Fräulein von Derval."

„Ach, wirklich!" rief Frau von Maintenon überrascht. „Ihr meinet Fräulein Gabriele von Derval?"

„Ganz dieselbe, Madame. Unsere Liebe datirt seit Jahr und Tag, nur unterbrochen durch die — die Abwesenheit des Fräuleins."

„Seltsam!" sagte Frau von Maintenon.

Der Graf, der diesen Ausruf nicht zu deuten wußte, fuhr fort: „Leider stellt sich eine Laune der Mutter, der Frau Marquise von Derval, unserem Glücke entgegen, aber vor euern freundlichen Vorstellungen würde dieselbe bald schwinden, wenn ihr der Schutzengel unserer Liebe werden wolltet."

Frau von Maintenon sah ein paar Augenblicke gedankenvoll vor sich hin, dann sagte sie mit einem Anflug von Lächeln in ihren feinen Zügen: „Ich befürchte beinahe, Herr Graf, daß euch euere lebhafte Einbildung einen kleinen Streich spielt. Wie ihr wissen werdet, ist Fräulein von Derval Hofdame bei der Frau Dauphine, und sie hat die Gelegenheit benutzt, die freundschaftlichen Gefühle, die ich für ihre Mutter habe, auch für sich rege zu machen. Durch ihre Mittheilungen in vertrauten Stunden liegt ihr junges Leben offen vor mir; aber nie hat sie, wie ich zu meinem Bedauern, aber offen gestehen muß, eines Verhältnisses von so delikater Natur erwähnt."

„O Madame," erwiederte Carcasses mit unerschüt-

terlichem Selbstvertrauen. „Daran erkenne ich die glühende Leidenschaft meiner Gabriele für mich. Sie ist nicht geartet wie Andere. Während diese das Glück ihrer Liebe Anderen mittheilen würden, verschließt sie es tief in ihren Busen."

„Mag sein," erwiederte die Dame etwas piquirt von dieser großartigen Eitelkeit. „Aber was sagt ihr dazu, mein liebenswürdiger Ritter, wenn ich euch verrathe, daß Gabriele auf dem Punkte stand, sich in der Provinz zu verheirathen; und daß der Vollzug der Ehe nur durch Umstände verhindert wurde, die das Fräulein nicht überwinden konnte."

„Sich verheirathen!" stammelte der Graf, und sein Gesicht verlängerte sich merklich. „Aber das ist unmöglich!"

„Ihr sollt es aus ihrem eigenen Munde erfahren," erwiederte Frau von Maintenon, die es müde war, mit dem Gecken zu streiten, und sich eine komische Scene versprach, wenn sie Gabrielen herbeiholen ließ. Sie klingelte und befahl dem eintretenden Diener, Fräulein von Derval herzubitten.

Dem Grafen Carcasses ward es jetzt doch etwas unheimlich, da er die Widerlegung seiner Aussagen mit so festem Tone aussprechen hörte, und seine gewohnte Zuversicht fing an ihn zu verlassen. Aber er bedachte zugleich, wenn er sich selbst verloren gebe, sei alles verloren, und schraubte seinen gesunkenen Muth wieder in die Höhe.

Sobald Gabriele eintrat, bemerkte das beobachtende

Auge der Frau von Maintenon auf ihrem Gesichte alle Anzeichen einer lebhaften Verwunderung beim Anblick des Grafen, aber nichts von jenem verrätherischen Farbenwechsel, der bei jungen Leuten stets einzutreten pflegt, sobald sie unverhofft den Gegenstand ihrer zärtlichen Zuneigung zu Gesichte bekommen. Sie machte dem Grafen, der Miene zeigte, sie mit der Vertraulichkeit eines Liebhabers zu begrüßen, eine frostige Verbeugung und fragte Frau von Maintenon nach ihrem Wunsche. Dem guten Carcasses sank der mühevoll aufgeraffte Muth vollkommen, als er das Fräulein eintreten sah. Gott im Himmel, was war aus der kleinen wilden trotzigen Gabriele geworden!

„Ihr sollt Schiedsrichterin in einem Streite sein, den ich mit Herrn von Carcasses hatte," erwiederte Frau von Maintenon. „Er behauptet nämlich im Besitze eueres Herzens zu sein."

„Wirklich?" erwiederte Gabriele und sah dem Grafen, der in peinlichster Verlegenheit dastand, mit einem eigenthümlichen Blicke an. Tiefe Trauer und verächtliches Mitleid lagen abwechselnd darin. „Der Herr Graf beliebt ohne Zweifel zu scherzen."

„Aber mein Fräulein," stotterte Carcasses; „erinnert ihr euch der Zeit nicht — mein Gott es ist ja noch keine Ewigkeit — wo ich euch Alles war, wo unsere Herzen in schönem jugendlichen Bunde —"

„Damals beliebte i c h zu scherzen, Herr Graf," unterbrach ihn Gabriele gleichmüthig.

Der unglückselige Liebhaber erblaßte vor Wuth.

„Wie? scherzen!“ sagte er. „Scherzt man mit dem Grafen von Carcasses?“

„Scherzt man mit Fräulein von Derval? ihr vergeßt aber so schnell als ihr euch langsam erinnert; deutet das nicht auch auf Scherz von euerer Seite?“

Frau von Maintenon, die den Verlauf der Sache mit großer Befriedigung verfolgt, da sie Gabrielen höchst ungern ihrer Umgebung entzogen gesehen hätte, faßte jetzt Mitleid für den armen Ritter und beschloß seiner peinlichen Lage ein Ende zu machen. Auf einen Wink von ihr verließ Gabriele das Zimmer. Dann sagte sie zu Carcasses: „Diesmal habt ihr den Prozeß verloren, Herr Graf. Gebt mir Gelegenheit, euch zu anderer Zeit besser dienen zu können.“

Halb sinnlos verließ Carcasses das Zimmer.

8.

Die Vorlesung beim Könige.

Mit dem Scharfblicke des Argwohnes und der Eifersucht hatte Frau von Montespan bald genug wahrgenommen, daß die Annäherung des Königs an ihre Person eine scheinbare, eine auf Täuschung berechnete gewesen sei, daß Ludwig in der That keine Liebe mehr für sie fühle und sein Verhältniß zu ihr nur als Deckmantel einer neuen Leidenschaft benutzen wolle. Um

den Gegenstand derselben zu erfahren, bedurfte es keines großen Scharfsinnes. Wäre sie aber noch irgend in einem Zweifel befangen gewesen, so würden sie ihre guten Freunde schnell davon befreit haben. Zu keiner Zeit sind dieselben ja dienstfertiger, eifriger, mittheilsamer, als wenn es gilt, uns mit einer übeln Nachrede, einem unerwarteten Schicksalsschlag, die wir erleiden, bekannt zu machen. Die Erbitterung der Dame war um so heftiger, je größer ihre Hoffnung gewesen war, das Herz ihres Königs von neuem zu rühren, und sie schwur in ihrer leidenschaftlichen Weise derjenigen Rache, die nach ihrer Meinung diese Hoffnung vereitelt hatte. So hatte Gabriele eine Todfeindin in einer Person, der sie die wohlwollendsten Gesinnungen für sich zuschrieb, und erfuhr die genaueste Ueberwachung und Beobachtung von einer Seite her, von welcher sie es am wenigsten vermuthete.

Die Marquise schwankte einige Tage nach der Entdeckung des Geheimnisses, wie sie ihre neue Feindin angreifen und verderben solle, und kam endlich zu dem Entschlusse, sich ihrer Nebenbuhlerin, der Frau von Maintenon, anzuvertrauen und mit ihr gemeinsam zu operiren. Die Erscheinung ist ja nicht selten, daß zwei hitzige Kämpfer für eine Weile Waffenruhe machen, um gemeinsam gegen einen Dritten zu streiten, der von ihrer Zwietracht Vortheil ziehen will, und dann den Kampf unter sich von neuem aufnehmen. An etwas Aehnliches dachte Frau von Montespan. Die Beseitigung Gabrielens, dieser reizenden, jugendlichen, fürchter-

lichen Gegnerin der beiden Damen, schien ihr vor allem nöthig; mit der fünfzigjährigen Witwe Scarron schmeichelte sich das eitele stolze Weib vermöge ihrer eigenen Reize fertig zu werden. Eine günstige Gelegenheit, Präliminarien mit der bisherigen Gegnerin einzuleiten, fand sich unerwartet und schnell, ohne daß sie die Demüthigung hätte überwinden müssen, die ersten Schritte entgegen zu thun. Man fand sich auf neutralem Boden.

Angeregt durch eine Idee der Marquise hatte der König, der sich so gern mit Cäsar Augustus vergleichen ließ und doch so wenig Aehnlichkeit mit ihm besaß, sich einen Genuß bereitet, der mit dem asiatisch-despotischen Charakter seiner Regierung vollkommen harmonirte, während Ludwig, durch die niederträchtige Schmeichelei seiner Höflinge und höfischen Dichterlinge vollends irre geführt, allen Ernstes meinte, dem römischen Fürsten durch seine Anordnung würdig zur Seite zu treten. Die beiden Akademiker und königlichen Historiographen Racine und Boileau erhielten den Befehl, Ludwigs Geschichte zu schreiben, dem sie mit aller Devotion jener Zeit nachkamen. Wahrscheinlich nur in der Absicht, um etwaige Irrthümer der Verfasser kurz und schnell berichtigen zu können, ließ der König sich Stücke aus diesem Meisterwerke der Schmeichelei vortragen. Es waren dieß Stunden göttlicher Befriedigung für „Ludwig den Großen,“ wie er sich selbst mit königlicher Bescheidenheit zu nennen liebte, denn er genoß das seltene Glück schon jetzt, während er noch als Sterblicher

einherwandelte, den süßen Duft des Weihrauchs einzuschlürfen, mit welchem man die Bewohner des Himmels zu ehren pflegt. Nichts war natürlicher, als daß der König Zeugen dieser Rauchopfer wünschte, um zu erfahren, wie olympisch glückselig er sei, und wie groß er in der Weltgeschichte dastehe. Frau von Maintenon genoß die Auszeichnung, zu diesen Akademien hinzugezogen zu werden; eine Ehre, die ihr unter den Höflingen viel Neid und Haß, aber noch mehr Langeweile brachte; auch die Marquise erhielt Einladungen; sei es, um ihr zu schmeicheln, oder sie zu täuschen oder zu besänftigen. Bei dieser Gelegenheit nun beschloß sie, Unterhandlungen mit der Frau von Maintenon anzuknüpfen; sie hatte kurz zuvor, ehe sie die letzten bedeutungsvollen Aufschlüsse über das neue Intriguenspiel am Hofe erhielt, eine Einladung vom Könige empfangen.

In einem luxuriös ausgestatteten Gemache ruhte Ludwig in einer halb sitzenden, halb liegenden Stellung auf einem bequemen Sofa. Den Kopf hatte er auf ein Kissen gelehnt, und seine Gesichtszüge trugen den Ausdruck jener stolzen Zufriedenheit, wie sie eitle und befangene Geister bei sorgsam unterhaltener Selbsttäuschung empfinden. Ihm zu beiden Seiten saßen die zwei Favoritinnen auf Tabourets; in ihren Mienen kämpfte das Entzücken, dem Gott der Erde so nahe zu sein, mit der Pein voraussichtlicher entsetzlicher Langeweile. Die beiden Akademiker waren soeben in das Allerheiligste zugelassen worden und standen in devo=

tester Haltung an der Thüre, beschäftigt, die keineswegs kurz dauernden Reverenzen zu machen, welche der Kultus des Hofes vorschrieb, und welche Racine's etwas plumpe Gestalt keineswegs anmuthig ausführte. Ludwig erwiederte diese Huldigungen durch eine leichte Neigung des Hauptes und eine gefällige Bewegung mit der Rechten. Die Damen dankten mit graziöser Freundlichkeit.

„Nun meine Herren, wie befindet sich die Muse?“ fragte der König in huldvollem Tone, indem er den Dichtern winkte näher zu treten.

„Sie nährt sich reichlich vom Ruhme Ew. Majestät,“ erwiederte Racine.

„Das heißt, sie ruht auf ihren Lorbeeren,“ setzte Ludwig lachend hinzu. „Meiner Treu, ihr Herren, ihr solltet euch zusammen nehmen, um nicht der Lästerung böser Zungen zu verfallen. Wisset ihr, was man euch nachsagt? Seit dem wir euch zu unseren Historiographen gemacht hätten, sei es aus mit euerer poetischen Schöpferkraft. Ist das nicht köstlich? Also wir mit unserer königlichen Huld sind die Mörder eueres Genies! Und was das Schönste ist: die Sache hat wirklich etwas für sich. Herr Racine schweigt beharrlich, seitdem wir ihm seine Ernennung zugeschickt haben, und auch Herr Boileau ist sehr unfleißig geworden. Die Erfahrung sollte uns in der That warnen, Poeten fernerhin Gönner zu sein, da wir so schlechten Dank für unsere Sorge um diese Singvögel ernten. Noth und Mangel scheinen bessere Ermunterungen für sie zu sein als Gehalte und Jahrgelder.“

Ein fast wehmüthiges Lächeln stieg bei diesen Worten im Gesichte des Dichters der Phädra auf; Boileau schüttelte in verhehltem Unmuth leise den Kopf. Wie richtig hatte der König im übermüthigen Scherz den Grund der Sache getroffen, ohne freilich selbst recht klar darüber zu sein! Als frische und freie Männer hatten sie einst, begeistert von dem Aufschwunge einer neuen Zeit und der wachsenden Größe ihrer Nation und hinwiederum getragen und erhoben vom gerechten Beifall ihrer Landsleute, unsterbliche Meisterwerke geschaffen. Dann aber hatte der Despotismus, der sich, vom eigenen Dämon getrieben, Alles zu eigen und dienstbar machen muß, der keine freie selbstständige Regung des Geistes ertragen kann, liege sie auch scheinbar noch so fern von der Herrschaft über die Erde, sie mit Gnadenketten, huldvollen Phrasen und süßem Lächeln gefesselt, und siehe da! — der frohe Aufschwung des Geistes war ihnen unmöglich gemacht worden, in der schwülen verpesteten Hofluft schien der frische Quell der Poesie für immer versiecht zu sein. Sie hatten Gold für die Freiheit, Hofgunst für die Wonne der Dichtung eingetauscht. Es erging ihnen nun, wie die Mythe vom geflügelten Dichterroß erzählt. Ludwig, der wie alle Despoten die Dichter nur begünstigte, weil sie seinem Hang zu Vergnügungen befriedigten und einen neuen Schimmer um sein Haupt schufen, gebrauchte seine Poeten zu nützlichen Zwecken; sie mußten seine Geschichte schreiben, damit sein Name unsterblich werde; er erniederigte und zog ihre Seelen in den Staub

herab, um geistreiche witzige Höflinge zu haben, die ihm nicht auf die vulgäre Art schmeichelten; er suchte die göttliche Dichterflamme in ihnen zu ersticken, damit der metallische Glanz seiner Krone nicht durch sie verdunkelt werde.

„Sire," nahm Boileau das Wort: „Der Vorwurf, daß sowohl mein Freund Racine wie ich, uns seit längerer Zeit nicht in selbstständigen Schöpfungen versucht haben, ist gerecht, allein wir durften ihn nicht aus dem Munde Ew. Majestät erwarten. Euch steht die Verfügung über unser Talent und unsere Zeit zu; und es hat euch gefallen, eine solche zu treffen."

„Konnte uns," unterbrach ihn Racine, der fürchtete, der König möge an Boileau's Freimuth Anstoß nehmen, „eine größere Ehre und Gnade beglücken, als gewürdigt zu werden, das Leben des größten Monarchen zu beschreiben? Unsere Anstrengungen ein Werk zu liefern, welches seines glorreichen Gegenstandes würdig sei, sind in der That nicht gering und halten uns von Nebenarbeiten zurück. Dafür hoffen wir mit Recht, bei dem Adlerfluge zur Unsterblichkeit den Ew. Majestät unternimmt, mit in die Höhe gefittigt zu werden."

„In Wahrheit," sagte Boileau, „das muß unser Trost sein, denn auf eigenen Schwingen werden wir die Fahrt nicht zu unternehmen vermögen. Ihr theilet das Mißgeschick eueres großen Vorgängers Cäsar Augustus, der wie Alexander der Große sich mit Recht beklagen durfte, keinen Homer gefunden zu haben."

Boileau verglich seinen Gebieter absichtlich mit dem

römischen Herrscher, um selbst einen anderen Horaz zu repräsentiren. Vermochte er auch wirklich in mancher Beziehung mit dem berühmten Römer um die Palme zu ringen, so hatte doch dieser vor seinem späten Nacheiferer den unbestrittenen großen Vorzug der Klugheit und des Muthes, mit welchem er beharrlich die unwürdige Insinuation zurückwies, der „Homer" seines erlauchten Gönners zu werden. Boileau wie sein Freund erlagen geistig fast unter der ehrenvollen huldreichen Aufgabe, die sie, moralisch verderbt, durch die Einwirkung des Hofes, benutzten, um andere Schöngeister von demselben zu verdrängen und sich zu Gabietern in der Akademie aufzuwerfen.

„Trösten wir uns also mit Cäsar Augustus," sagte der König. „Er hatte an seinem Hofe einen Virgil und Horaz; wir fahren, mein' ich, nicht schlechter mit unserem Boileau und Racine."

„Herr Racine hat mir übrigens versprochen, er werde uns, sobald das Geschichtswerk beendigt sei, mit einer neuen Tragödie beschenken," nahm Frau von Maintenon das Wort. „Er denkt uns nach so vielen großartigen Handlungen, in denen die Leidenschaften und Furien die Fackel wilder Zerstörung schwingen, und durch die in unserer Seele ein tiefes Grausen vor dem geheimnißvollen Walten des Schicksales erregt wird, ein Gemälde reinen Gottesfriedens und süßer Unschuld zu geben. Die fromme Seele unseres Dichters sehnt sich, durch sein Genie die Eintracht, die Ruhe, die

tiefen und heiligen Gefühle einer reinen Menschenbrust zu verherrlichen."

„Gewiß, Madame," erwiederte Racine lebhaft; „so ist es. Seitdem ich in meiner Phädra versucht habe, die schauerlichen Tiefen einer Menschenbrust dem bestürzten Blicke zu eröffnen und zu zeigen, wie das Samenkorn der herrlichsten Frucht der menschlichen Seele, der Liebe, auf einen unstatthaften Boden gefallen, zum entsetzlichen Giftkraut wird, das rasch emporschießend, alle anderen edlen Gefühle erstickt und endlich den ganzen Menschen fassend, ihn zur Raserei und zum schmählichen Untergange hinführt; verlangt es mich recht, wieder eine edle weibliche Natur zu zeichnen, die, das Herz voll von ihrem Gott und Heiland, allen Eigennutz und alle Selbstsucht auf dem Altare reiner Liebe zum Opfer bringt und den einzigen Lohn darin findet, Frieden und Freude um sich zu verbreiten. Es drängt mich um so mehr dazu, da ein gütiges Geschick mir die schönste Gelegenheit gewährt, meine Studien zu einem solchen Charakter an einem Urbilde zu machen, wie es nur einzig in seiner Art vorhanden ist."

Ein anerkennender Blick der Frau von Maintenon lohnte dem Schmeichler. „O wie freue ich mich schon jetzt auf dieses Werk!" sagte sie. „Ist es euch gelungen, ein so musterhaftes Bild von den Nachtseiten der weiblichen Natur zu entwerfen, welch' herrliches Gemälde eines edeln weiblichen Charakters dürfen wir von euerer Meisterhand erwarten! Ich weiß es, die Gegensätze

berühren sich bei Schriftstellern. Ist doch Herr Boileau auch unser witzigster und unser erhabenster Lyriker."

„Das wisset ihr sicher noch von dem seligen Herrn Scarron, euerem Gemahle her," fiel jetzt plötzlich die Marquise von Montespan mit lauter Stimme ein. Sie hatte während der ganzen Unterhaltung unbeachtet und aufs höchste gelangweilt dagesessen; der Unmuth über diese unangenehme Lage hatte sie zu diesen Worten veranlaßt, die nach der offenkundigen gegenseitigen Stellung der Damen als ein harter Ausfall gelten mußten.

Frau von Maintenon warf der unberufenen Sprecherin einen vernichtenden Blick zu, ohne etwas zu erwiedern; der König, der in dem Manuscripte blätterte, welches ihm Boileau überreicht hatte, stellte sich als habe er nichts gehört; doch verrieth ein leichtes Runzeln der Stirn seinen Unwillen über diese Indiskretion der Marquise.

„Nun ich sehe, meine Herren," sagte Ludwig, „ihr seid sehr fleißig an unserer Geschichte gewesen, es freut mich das ungemein. Es ist ein schmeichelhafter Beweis für mich, daß unsere Regierung ein Stoff ist, der einen Geschichtschreiber begeistert und antreibt, und wir dürfen sonach hoffen, daß der Leser hinwiederum sich an dem Feuer des Verfassers entzünde. Ich bitte Herrn Boileau den Abschnitt hier über die Verwaltung vorzutragen, einen Zweig unseres Regimentes, dem wir stets besondere Aufmerksamkeit geschenkt haben."

In den Mienen der übrigen Anwesenden entstand bei diesen Worten eine eigenthümliche Bewegung; sie

glich einem mühsam unterdrückten krampfhaften Gähnen. Der unglückselige Dichter empfing mit einer Miene stiller Ergebung das Heft aus der Hand seines Gebieters, warf einen mitleidheischenden Blick auf die ebenso beklagenswerthe Zuhörerschaft, räusperte sich und begann mit seelenloser Stimme seinen Vortrag.

Während die beiden Damen und der arme Racine einen schweren Kampf hatten, ihre Gesichtszüge in der hofmäßigen Verfassung zu erhalten, schlürfte der König mit Wohlbehagen die Weihrauchwolken ein, die der beredte Mund des Herrn Boileau ausstieß. Die beiden Verfasser hatten die Aufgabe ihres Werkes wohl begriffen; es galt eine Verherrlichung des Despotismus, und sie schufen eine solche. Alles, was wirklich Bedeutendes und Großes unter Ludwigs Regierung geschehen war, das war nach ihrer Angabe durch ihn geschehen; die weisen Maßregeln eines Colbert hatte er veranlaßt; ihm wurde der Siegeslorbeer für so viele Triumphe zuerkannt; er hatte die Gelehrten, zu Gelehrten, die Dichter zu Dichtern gemacht; er war mit einem Worte der Alles schaffende, Alles vermögende, der sichtbare Gott auf Erden. Ein jeder andere Fürst unter ähnlichen Verhältnissen würde eine solche Auffassung der Sachlage für die schnödeste Ironie gehalten und geahndet haben, allein die Herren Boileau und Racine wußten aus guter Erfahrung, was man in dieser Beziehung der Geistesbeschränktheit des eitelsten aller Kronenträger bieten durfte, dessen fixe Idee es sein Lebelang war, allein und für sich regieren zu wollen,

während er in der That von schlauen Maitressen und verschmitzten Beichtvätern stets am Gängelbande geführt wurde.

Mochte eine Art Betäubung zufolge der Einathmung der starken Weihrauchwolken eingetreten sein, oder die Schwüle des Tages erschlaffend auf den König einwirken, genug, er schlief nach einer halben Stunde ein. Die Marquise von Montespan, welche seinen der Unterhaltung sehr angemessenen Zustand zuerst bemerkte, ließ etwas in der etikettenmäßigen Haltung ihres Körpers nach, öffnete dann ihren reizenden Mund und gähnte herzhaft und ziemlich laut. Frau von Maintenon und Herr Racine entledigten sich unwillkürlich ebenfalls des peinlichen Zwanges und folgten ihrem Beispiele; selbst der Vorleser unterbrach sich mitten im Worte, um der gequälten Natur gerecht zu werden. Dann warf er einen ungewissen Blick auf die Gesellschaft und fuhr nach einigem Zögern weiter fort.

„Madame", sagte die Marquise, die den günstigen Augenblick zur Mittheilung ihrer Entdeckungen an Frau von Maintenon gekommen glaubte, mit flüsternder Stimme und neigte sich zu jener hin; „ich habe euch etwas von Wichtigkeit mitzutheilen."

„Und was könnte das anders sein, als ein neuer unglücklicher Versuch, mich zu beleidigen?" erwiederte diese mit einem verächtlichen Blicke, in Erinnerung an die vorherige Anspielung der Marquise auf Herrn Scarron.

„Ach! Beleidigt man euch, wenn man Gutes von euerem seligen Gatten spricht? Das wußte ich freilich

nicht", erwiederte die Marquise höhnisch, die recht gut wußte, daß die Nennung des Namens Scarron eine Kränkung für ihre Rivalin war. „Doch bei Gott! ihr habt mich nicht verstanden."

„Wenn hätte ich das je gethan, seitdem ich eueren boshaften Sinn einmal erkannt habe? Es wird mir nie einfallen, mich eines Gatten zu schämen, der die Stelle eines Vaters und Wohlthäters bei mir vertrat, und ich schätze ihn, wenn er auch nur ein armer Literat war, hundert Mal höher, als manchen hochgeborenen Marquis, der sich gefallen läßt, daß seine Gemahlin das Liebchen eines Anderen ist."

Die Marquise erblaßte bei diesen mit so viel Nachdruck gesprochenen Worten, da sie unfehlbar von den beiden Dichtern gehört sein mußten. Indessen Herr Racine wie sein Freund besaßen Hofton genug, um für Worte taub zu sein, die nicht direkt für ihre Ohren bestimmt waren. Frau von Montespan übersah ihre Lage schnell genug, als daß ihr nicht hätte daran liegen sollen, das Gespräch von einem Punkte wegzulenken, auf welchem sie sich der Gegnerin gegenüber sehr schwach fühlte. Sie unterdrückte gewaltsam den aufwallenden Zorn und erwiederte mit sanfter Stimme:

„Nun seht doch, wie wir die Rollen gewechselt haben. Ihr seid hitzig und auffahrend, die sonst so milde und sanft ist; ich dagegen, die wilde und leidenschaftliche, ertrage nicht nur euere Angriffe geduldig, sondern stehe auch im Begriffe, sie durch einen wichtigen Dienst zu vergelten."

„Ich fürchte die Danaer, auch wenn sie Geschenke bringen", erwiederte Frau von Maintenon in gelehrter Erinnerung und mit einem spöttischen Blick auf die Dienstfertige.

Frau von Montespan verstand die klassische Anspielung nicht, die auch schwerlich für ihr Ohr bestimmt war. Sie fuhr deshalb mit leiser Stimme fort: „Ich weiß aus sicherer Quelle, Madame, es ist eine neue Intrigue im Werke; es gilt, uns beide in die Luft zu sprengen. Die Herzogin von Arpajon, Fürst Marsillac und der Marquis von Louvois sind im Spiele, und wisset ihr, wer die Hauptrolle im Spiele übernommen hat? Fräulein von Derval."

„Frau Marquise!" sagte Frau von Maintenon mit lauter Stimme. „Das ist zu arg! So lange ihr mich mit dem Gifte euerer Bosheit begeifert habt, ertrug ich es gelassen, aber daß ihr die wackere Tochter meiner Freundin verunglimpfet, werde ich nie leiden, und ich ersuche euch daher, euerer bösen Zunge Schweigen aufzuerlegen."

In der Marquise loderte bei dieser unerwarteten Zurechtweisung auf ihre Mittheilung der lange mühsam unterdrückte Zorn gewaltsam auf. Sie wurde bleich und wieder roth und sagte mit wuthzitternder Stimme, indem sie sich von ihrem Sitze erhob: „Es scheint, Madame Scarron, als hättet ihr bei der Hitze den Verstand verloren, indem ihr euch eine Sprache gegen mich erlaubt, wie man sie etwa einer Stallmagd gegenüber führt. Sollte je eine derartige Sprache zwischen

uns eingeführt werden, so wäre doch wohl kein Zweifel, wer solche Worte sagte und wem sie gesagt würden."

„Wie soll ich das verstehen, Madame!" fuhr jetzt Frau von Maintenon mit blitzenden Augen auf. „Ihr werdet immer unverschämter. Meinet ja nicht, in mir eine Person zu haben, die euere Sottisen geduldig erträgt. Es sind nicht mehr die Zeiten wie sonst, Madame, wo ihr euch ungestraft eueren bösen Launen gegen mich überlassen zu können glaubtet. Ihr freilich scheinet das in euerer Verblendung nicht einzusehen."

Die Marquise schlug eine spöttische Lache auf. „Spielet immer die Vornehme, meine Theure", sagte sie mit affektirt zärtlicher Stimme; „damit man vergesse, wie die pauvre Witwe Scarron das Ohr des Königs belagerte, bei allen Personen von Distinktion und Einfluß umher bat und bettelte, um eine Pension zu bekommen, und wie sich die thörichte Marquise von Montespan der Bittstellerin erbarmte und sie zur Gouvernante ihrer Kleinen machte. Ha, ha! Gouvernante!"

Eine dunkle Röthe stieg in die bleichen Wangen der Frau von Maintenon, und ihr schwarzes Auge schleuderte einen vernichtenden Blitz auf die gehaßte Nebenbuhlerin. Mit sanfter Stimme, in der nur ein leises Zittern die Bewegung der Sprecherin verrieth, erwiederte sie: „Bei Gott! wenn es schon Schande bringt, die Erzieherin jener Kinder gewesen zu sein, was muß erst der Frau zu Theil werden, die ihre Mutter ist!"

Keine Marter in der Welt kann mit der Pein

nur im entferntesten verglichen werden, welche die beiden unglückseligen Akademiker ausstanden, während dieses in den königlichen Gemächern ungewohnte Wechselgespräch zwischen den beiden Damen mit halbunterdrückter und darum um so charakteristischer Stimme stattfand. Herr Racine, ohnedies von sehr unbehülflicher Natur, saß wie auf Kohlen, und ein krampfhaftes Zittern überlief zuweilen seinen eckigen, ungeschmeidigen Körper, während er kein Auge zu den zürnenden Göttinnen zu erheben wagte. Noch übler war sein Kollege Boileau daran. Er las und las, indessen der Sturm sich schon zusammenzog, und als der Kampf zwischen den beiden Parteien entbrannte, las er noch immer mit einer Stimme, die vor Entsetzen nahe daran war zu erlöschen, von der Stellung der Mannschaften zum Kriegsdienst und von der Lieferung des Proviantes. Zuweilen wurde seine Stimme von einzelnen leidenschaftlichen Ausbrüchen der Kämpferinnen übertönt, oft hielt er erschöpft inne, um sich die Schweißtropfen von der Stirn zu trocknen und einen rathlosen Blick auf seinen Freund zu werfen, der denselben nicht gewahrte. Dann las er weiter, las manchen Satz zwei Mal in der Verwirrung und übersprang Zeilen, aber er las fort, denn sein gnädiger Herr hatte es ihm befohlen und den Befehl nicht widerrufen. Er warf einen und zwei schüchterne Blicke auf diesen, der sich noch immer eines göttlichen Schlafes erfreute, und las seufzend weiter.

Jetzt endlich wurde Ludwig durch die kreischende Stimme der Marquise von Montespan ermuntert, die

den letzten Angriff ihrer Nebenbuhlerin auf eine ihrem Charakter entsprechende Weise erwiederte. Erstaunt sah er sich einige Augenblicke die sonderbare Gruppe an. Vor ihm seine beiden Freundinnen in einer Stellung, welche andeutete, daß der Streit unter Umständen noch mit anderen Körpertheilen als dem Munde geführt werden dürfte, weiter die beiden Herren, in deren jämmerlichen Gesichtern sich ein ungewöhnlicher Vorgang abspiegelte.

„Mein Gott! was giebt es denn da?“ rief der König und richtete sich halb auf.

Jetzt erst wurden die Damen sein Erwachen gewahr und verstummten; nur Herr Boileau, der vor Angst Hören und Sehen verlernt zu haben schien, las mechanisch weiter.

„Ruhe!“ herrschte der König, und der Vorleser verstummte. „Gestehet es, meine Damen, ihr habt euch wieder einmal gezankt. Gerechter Himmel! Soll ich nie die Freude erleben, euch einig und in Freundschaft zu sehen? Ich kann leichter in Europa den Frieden herstellen, als zwischen euch Beiden.“

„Sire,“ nahm Frau von Maintenon mit noch zitternder Stimme das Wort; „ihr kennt mein zu Frieden und Versöhnung geneigtes Gemüth, das gern und willig eine Kränkung verzeiht, allein mit der Frau Marquise, die stets geradezu darauf ausgeht zu verletzen, in Einigkeit zu leben, ist in der That rein unmöglich.“

„So ist's recht,“ höhnte Frau von Montespan;

„waschet euch rein, Madame, damit der Makel an mir hangen bleibe. Aber nein, warum soll ich schweigen? Mögen es Alle hören. Nicht ich war die Ursache des Streites, sondern ein schönes Hoffräulein der Frau Dauphine und ein gewisser Seigneur, den — Gott lange erhalten möge!“

„Was redet ihr da?“ stammelte Ludwig und entfärbte sich ein wenig. Dann trat er auf die beiden Akademiker zu, die blaß und zitternd in einiger Entfernung standen und sich im Innern gewiß zehn Meilen von der Scene weg wünschten. „Meine Herren,“ sagte der König zu ihnen; „wir sind heute nicht aufgelegt, euere Vorlesung weiter anzuhören; wir werden euch nächstens wieder zu uns befehlen.“ Und leise setzte er hinzu, indem er den Zeigefinger der Rechten nachdrücklich hob: „Wir befehlen euch die strengste Diskretion über das an, was sich hier zugetragen hat, bei unserer höchsten Ungnade! Lebt wohl!“

Halb todt vor Schrecken machten die beiden Dichter tiefe Reverenzen und zogen sich zurück.

„Merkwürdige Geschichte das!“ sagte Boileau, als er mit seinem Freunde eine Gallerie des Versailler Schlosses durchschritt. Er schüttelte sich bei den Worten, als wolle er den peinlichen Eindruck der beigewohnten Scene los werden.

Racine faßte ihn vorsorglich am Arme und schaute sich ängstlich ringsum. „Ich muß euch bekennen, der Zank der beiden Damen hat einen Eindruck auf mich gemacht, wie nie zuvor etwas. Mein Gott! welche

großartige Leidenschaft! welcher Zorn! dieses Feuer in den Augen! Diese Röthe der Wangen! diese grandiösen Bewegungen der zwei Königinnen! So denk ich mir, müssen sich zwei hohe Frauen des Alterthums um die Liebe eines Königs gestritten haben, etwa Klytämnestra und Kassandra um Agamemnon. Ich möchte in der That den Auftritt zu einem Trauerspiele benutzen."

„Mir ist die Sache nicht so tragisch vorgekommen," erwiederte Boileau lächelnd, „obgleich ich einen Schrekken davon hatte, den ich noch jetzt kaum überwinden kann. Zur Tragik spielte doch der König eine zu komische Rolle. Habt ihr nicht gemerkt, daß er sich vor den zwei Frauen fürchtet? Es gäbe eine köstliche Satire im Style des Horaz."

„Und als Honorar wünschet ihr wahrscheinlich freie Kost und Wohnung in unseren modernen Museum, welches sich vor seinem antiken Vorgänger dadurch auszeichnet, daß außer Gelehrten auch andere Leute, die etwas verdient haben, Unterkommen darin finden?"

„Die Bastille; nicht so? Nun lassen wir die Satire, wir machen die Welt damit nicht besser."

Aufgeregt und verdrießlich kehrte Frau von Maintenon in ihre Gemächer zurück. Es war ihr nicht gleichgiltig, daß der schöne Plan, einen treuergebenen Anhänger als Beobachter in den Umgang ihrer Widersacher einzuschmuggeln, vereitelt war; und sie konnte

der ganzen Sachlage nach die confidentielle Mittheilung der Marquise nicht anders ansehen, als einen groben Kunstgriff, um ihr die eigene Helferin verdächtig zu machen. Sie fand den Abbé Gobbelin ihrer harren und diesem langjährigen Freunde theilte sie den stattgehabten Auftritt mit. Der würdige Mann schüttelte den Kopf.

„Madame," sagte er, „ihr verzeihet mir, wenn ich die Sache von einem etwas verschiedenen Gesichtspunkte ansehe, allein meine Erfahrungen nöthigen mich dazu. Vielleicht werdet ihr meine Ansicht theilen, wenn ich sie euch communicirt habe. Es sei fern von mir, gegen irgend Jemanden einen direkten Verdacht auszusprechen! Aber es ist gewiß, daß ein Komplot gegen euch im Werke ist, als dessen Unternehmer mir dieselben Personen bezeichnet wurden, welche euch die Marquise von Montespan nannte. Ihr wisset, meine Quellen sind andere, als diese Dame und ihr Anhang; sie entspringen tief in Marställen, Küchen und Bedientenstuben, aber sie sind dafür auch lauter wie Gold. Auch in jenen Regionen leben Menschen wie wir, neugierig, sich um anderer Leute Angelegenheiten bekümmernd, die ihnen nichts angehen, besonders der Vornehmen; der Freundschaft der Kirche und ihrer Diener bedürftig. Man muß sich um dieses Völkchen bemühen; es bringt beiden Theilen Gewinn. Verschmähte doch selbst unser Heiland den Umgang der sündhaften und niederen Zöllner nicht. In diesen Regionen also ist allgemein das Gerücht verbreitet, ihr seiet euerm Sturze nahe. Wei-

tere sorgfältige Nachforschungen haben mich dann überzeugt, daß euere Widersacher euch an einem gefährlichen Punkte, zu fassen gedenken. Man will den König überreden, daß euer Uebergang zu unserer Kirche nur Schein, daß ihr im Herzen eine Hugenottin seiet und geheime Verbindungen mit eueren Glaubensgenossen unterhieltet, welche sich euerer besonderen Unterstützung zu erfreuen hätten. Welche Folgen ein Gelingen dieses Planes bei dem gerechten Hasse des Königs gegen alle Häresie für euch haben müßte, ist leicht zu ermessen."

Eine schreckhafte Blässe überzog bei diesen Worten das Gesicht der Dame, und sie sprang athemlos vom Sessel auf. „Wie!" rief sie stammelnd. „Ist solche Bosheit, solcher Wahnsinn erhört? An meiner heiligen Ueberzeugung wagt man zu zweifeln! meinen Glauben sucht man zu verdächtigen!"

„Ihr habt vollkommen recht, wenn ihr die ganze Intrigue als einen Wahnsinn bezeichnet, Madame," fuhr der Priester gelassen fort. „Aber die Erfahrung wird euch gelehrt haben, daß ein Gerücht, eine Beschuldigung desto mehr Glauben bei den Menschen findet, je abenteuerlicher und abgeschmackter sie sind. Lasset euch durch das Bewußtseiu euerer Unschuld nicht zu einer Unterschätzung der Sache verleiten, die vielleicht verderbliche Folgen haben könnte. Es gilt zu handeln. Ihr werdet euch erinnern, wie ich euch schon oft warnte, das Füllhorn euerer Wohlthaten nicht auf die Ketzer auszuschütten; euer gutes argloses Herz ließ euch den verständigen Rath nicht befolgen und hat euern Fein-

den sonach gefährliche Waffen in die Hand gegeben. Jetzt ist es unumgänglich nöthig, daß ihr irgend einen Schritt thut, um den Hof und die Welt auf eine eclatante Weise von euerm echt katholischen Eifer zu überzeugen."

„Ihr habt vollkommen recht, Abbé," erwiederte Frau von Maintenon, die ihre Fassung wieder gewonnen hatte. „Die Beschuldigung hat mich in große Bestürzung versetzt, doch bin ich jetzt wieder ruhig. Wenn meine Feinde scheitern, dann lachen wir darüber, gelingt ihnen ihr Anschlag, müssen wir es mit Fassung ertragen. Aber wahren wollen wir uns!"

9.

Der verhängnißvolle Brief.

Nichts glich der Verzweiflung, welche sich des Grafen Carcasses nach seinem mißlungenen Versuche auf Gabrielen bemächtigte. So tief war seine Eitelkeit noch nie gekränkt, so arg sein Selbstvertrauen noch niemals getäuscht worden. Er lief Tage lang wie unsinnig umher, um ein Mittel auszusinnen, wie er seinen tollen Streich wieder gut machen, Gabrielens verscherzte Neigung wieder gewinnen, oder sie dafür züchtigen könne, daß sie ihn nicht mehr liebe und so kalt und stolz zurückgewiesen habe. Noch immer suchte er sich

zu bereden, daß seine ehemalige Geliebte nur durch sein unzartes Preisgeben ihrer Liebe zur Verleugnung derselben getrieben worden sei. Freilich machte ihn dann wieder ihre empörende Kälte bei dem Zusammentreffen, und ihr gänzliches Uebersehen seiner nach der Zeit in seinem stolzen Gedankengange irre. Er schmiedete die abenteuerlichsten Pläne, um die Wahrheit zu erfahren, hatte aber nicht den Muth, sich zum zweiten Male Gabrielen vorzustellen. Diese Gedankenarbeit war jedoch dem guten Grafen so neu und mühsam, daß sie ihn ungemein angriff; seine Nerven befanden sich in fortwährender fieberhaften Aufregung; und der arme Jacques hatte schlechte Tage. Seine geschwollene Wange war noch immer nicht zur Ruhe gekommen, da sie von der Hand seines Herrn beständig wieder aufgestört wurde.

Nachdem er sich ziemlich eine Woche lang aufs ärgste abgemartert hatte, blieb Carcasses eines Tages auf einer unruhigen Wanderung durch das Zimmer plötzlich stehen, schlug sich mit der Hand vor die Stirn und sagte: „der Teufel selbst hat es mir offenbar angethan. Ich sehe den Wald vor Bäumen nicht. Wer in der Welt könnte mir denn bessern Aufschluß geben über das, was in der Ruhezeit unserer Liebe vorgefallen ist, als die alte Schachtel von Amme? und an sie hab' ich gar nicht gedacht. Wenn es durchaus nicht anders geht, versuchen wir unser Glück auch beim Bruder Roger, obschon wir in den letzten Monden keineswegs intim gestanden haben. — Jacques, Jacques!“

Der Diener steckte vorsichtig nur den Kopf zur

Thüre herein, um nöthigenfalls einen leichten Rückzug bewerkstelligen zu können, als er aber die Mienen seines Herren frei von den Wolken sah, welche die Tage über darauf gelagert hatten, trat er froh und zuversichtlich ins Zimmer.

„Freue dich, Jacques. Die Krankheit ist vorbei, und die guten Tage kommen nun wieder. Ich muß ausgehen; kleide mich an.“

Behend vollzog der Diener den Befehl, und bald befand sich der Graf auf der Straße. Er schlug die Richtung nach dem Hotel de Derval ein. Der Thürsteher, der seinen gewohnten Platz am Eingange des Hauses behauptete, empfing ihn mit freundlichem Knurren und wedelnden Kratzfüßen.

„Lange nicht die Ehre gehabt, euch bei uns zu sehen, Herr Graf. Ist vielerlei geschehen während der Zeit. Der junge Herr ist zu den himmlischen Freuden eingegangen, und es hat sich viel geändert bei uns. Wollet ihr nicht näher treten, Herr Graf; unser neuer junger Herr ist zu Hause; er wird sehr erfreut sein.“

„Jetzt nicht, mein Freund, aber ihr könnt mir eine Gefälligkeit erweisen“, erwiederte der Graf und drückte dem Manne ein Goldstück in die Hand; „wenn ihr die Amme, die alte Margot Duclos, herbeiriefet. Ich habe etwas mit ihr zu reden. Man darf wohl für einen Augenblick in euere Portierloge eintreten.“

„Zu viel Ehre für mich, Herr Graf!“ sagte der Thürsteher ungemein geschmeidig. „Ich werde eueren Befehl sogleich ausführen. Beliebet nur einzutreten;

die alte Frau — Gott steh' mir bei! wenn sie es hörte — wird alsbald zu euerer Verfügung sein."

Carcasses trat in das niedere Zimmerchen ein, und es währte nicht lange, so trippelte die Begehrte über die Schwelle.

„Gott und alle Heiligen! seh' ich recht? Ist es wirklich mein goldener Herr Graf, mein zuckersüßer Ritter? Ach ihr habet lange Zeit die Thürklinke dieses Hauses nicht in die Hand genommen! Ja, ja, die Freuden fliehen und das Leid bleibt. Ist's mir doch, als müßte ich nun gleich fortgehen und unser liebes Fräulein holen, wie ehedem, damit ihr euch herztet, küßtet und lieb hättet. Das ist nun Alles aus, das arme Fräulein lobsingt und preist nun mit ihrem Bruder den Ewigen und Allmächtigen; wir Anderen aber wandeln noch in diesem Jammerthale."

„Aber was faselt ihr denn da, liebe Frau?" unterbrach sie der junge Mann ungeduldig. „Gabriele ist ja gar nicht todt. Sie lebt ja in Versailles als Hoffräulein der Frau Dauphine. Wißt ihr denn das nicht?"

„Nicht todt!" rief die Amme und riß die Augen weit auf. „Also lebt sie noch? I du mein Gott! kein Sterbenswörtchen weiß ich. Und da sagt mir auch keine Menschenseele im Hause ein Wort. Das ist ja abscheulich, mich heulen und jammern zu lassen, während mein herziges Fräulein noch lebt. Aber wo ist sie denn? was macht sie? warum hört und sieht man nichts von ihr?"

Der Graf war sehr verdrießlich geworden, denn er

sah sich in seiner Hoffnung getäuscht, durch die Amme auf eine Spur geleitet zu werden. Er beantwortete demnach den Schwall ihrer Fragen ziemlich kurz. „Besinnt euch, Frau", sagte er zuletzt, um ein Ende zu machen, „habt ihr während ihrer Abwesenheit gar nichts bemerkt, was Bezug auf sie hatte? habt ihr nicht in oder außer dem Hause von ihr sprechen hören? etwa daß ein Anderer meine Stelle in ihrem Herzen eingenommen? ihr spitzt doch sonst die Ohren immer."

„Also in Versailles lebt sie herrlich und in Freuden, während die arme Margot die Undankbare täglich beweinte. Ei, wie hab' ich das um sie verdient? und von euch will sie auch nichts mehr wissen, die Lose? wer hätte das gedacht! Aber Gott verzeih' mir's, sie hat nie viel getaugt. Ei, ei! suchet euch eine Andere, Bessere, Herr Graf. Einem so schmucken Kavalier kanns nicht fehlen. — Ja, was ich sagen wollte, ich vergesse mein eigenes Wort vor Aerger — gehört hab' ich während jener Zeit gar nichts; es war nie die Rede von ihr, wie sie es denn auch nicht besser verdient, da sie ihre besten Freunde auf Erden schlecht behandelt. Also daß ich nicht wüßte, irgend etwas über sie vernommen zu haben. Selbst der Herr Ritter, jetzt unser zukünftiger gnädiger Herr, der sie doch so sehr liebte, erwähnte ihrer nie, und ich kann mir gar nicht erklären, warum er mir nicht gesagt hat, daß sie noch lebt; er sah mich doch immer mit verweinten Augen umhergehen und wußte, wie lieb ich sie hatte; ich muß ihn nur darüber befragen."

Ungeduldig, dem Strome dieser natürlichen Beredtsamkeit zu entgehen, hatte der Graf bereits die Thürklinke ergriffen, als folgende Worte der Amme seine Aufmerksamkeit und seine Schritte fesselten.

„Nur eines Umstandes erinnere ich mich, der meine Wißbegierde damals erregte und der bewies, wie schnell unser junger Herr seine Schwester vergessen hatte. Einige Wochen nach ihrem Verschwinden hatte er einen Liebeskram angefangen, und ich mußte bei einem gewissen Seidenhändler Champollion in der St. Denisstraße zuweilen Briefe holen oder dorthin tragen. Die einen und die andern waren stets mit meinem Namen bezeichnet, was mir sehr seltsam vorkam. Aber ich durfte nicht fragen, sondern mußte die Briefe an den Ritter und Herrn Champollion abliefern, so hatte mir der Erstere unter Androhung schwerer Strafe für Ungehorsam anbefohlen. Er hatte stets eine unmenschliche Freude, wenn ein solches Papierchen ankam. Aber die Sache muß sich zerschlagen haben, denn man hat nichts wieder gehört."

Den Grafen durchzuckte es wie eine freudige Ahnung. „Champollion und Compagnie in der Straße St. Denis meint ihr, liebe Frau", sagte er lebhaft und schritt nachdenklich im Zimmer auf und ab. Er kettete Vermuthung an Vermuthung. Das genannte Haus handelte mit Seidenwaaren, die es aus Provence und Languedoc bezog; Gabriele hatte sich, wie er in Erfahrung gebracht, in der letzten Provinz aufgehalten; von wem konnten die Briefe, die Roger durch das Haus

bezogen, und über die er so große Freude geäußert, anders gekommen sein als von seiner todtgeglaubten Schwester? an wen konnten die, welche er dem Seidenwaarenhändler zur Besorgung überschickte, anders gerichtet sein, als an sie? Lag für diese Vermuthung nicht schon ein Beweis in dem Umstande, daß die angekommenen und abgehenden Briefe beide mit der Addresse der Amme versehen waren? Also hatte Gabriele incognito unter dem Namen der Amme in der Provinz gelebt, und sie mußte sehr wichtige Gründe gehabt haben, daß sie ihre Briefe an Roger wiederum unter der Addresse der Amme nach Paris geschickt hatte. Hier lag ein bedeutungsvolles Geheimniß! hier war eine Spur zu verfolgen. Es bestanden jedenfalls noch Beziehungen zwischen den Geschwistern einerseits und ihren Freunden in der Provinz, die ihm vollkommenen Aufschluß über die ihm so wichtige Angelegenheit geben mußten, und mit welchen er sich um jeden Preis bekannt machen wollte.

„Gute, liebe Margot", wandte er sich plötzlich an die Amme, die in ihrer Weise gemüthlich fortplauderte, in dem schmeichelhaften Wahne, einen aufmerksamen Zuhörer an dem Grafen zu haben. „Ihr seid mir immer gefällig und dienstbereit gewesen, und ich habe mich dafür erkenntlich gezeigt. Jetzt sollt ihr mir den wichtigsten Dienst leisten; seht, dieses Goldstück ist euer, wenn ihr thut, was ich euch heiße."

Die Amme warf einen lüsternen Blick auf den funkelnden Louis und sagte schmunzelnd:

„Der Herr Graf hat sich immer als ein freigebiger Kavalier gegen mich benommen, und manches schwere Stück in der Sparbüchse der armen Witwe stammt von euch. Gott und alle Heiligen mögen euch dafür lohnen! Befehlet nur; was eine alte Frau für euch ausrichten kann, geschieht gern."

Das Goldstück glitt in ihre geöffnete Hand.

„Wohlan! so macht euch auf und geht in das Geschäft von Champollion und Compagnie und fragt im Namen eueres Herren, ob nicht ein Brief für ihn da sei. Bekommt ihr etwas, so übergebt ihr es mir, ich werde an der Straßenecke auf euch warten. Versteht ihr mich?"

Das Verfahren des Herrn von Carcasses war ohne Zweifel ein schändliches. Was würde aber ein Splitterrichter dem Grafen haben erwiedern können, wenn sich dieser auf den Marquis von Louvois berufen hätte, der das Briefgeheimniß systematisch verletzte, um die ängstliche Neugier seines königlichen Herren zu befriedigen. Verliert nicht leider eine Schändlichkeit von ihrem schwarzen Aussehen, wenn sie ein Hochgestellter begeht?

„Wäre es denn das erste Mal in meinem Leben, daß ich Briefe besorgte?" lachte die Amme und liebäugelte noch immer mit dem so leicht verdienten Goldstück in ihrer Hand. „Ich stehe sogleich zu eueren Diensten; der Gang wird schnell gethan sein."

Beide verließen die Portierstube und schritten an

den Thürsteher vorbei, der sich vor dem vornehmen Besucher seiner Stube tief verbeugte.

„Daß ihr Niemandem, auch euerer Herrschaft nicht, etwas von meinem Besuche und meiner Unterredung mit Frau Duclos sagt", erwähnte Carcasses dem Portier, als er zum Hause hinaus schlüpfte. „Es soll euer Schade nicht sein."

„Verlasset euch ganz auf meine Verschwiegenheit," murmelte dieser mit einer tiefen Verneigung und schaute dem schnell dahineilenden Paare verwundert nach. „Was zum Teufel hat denn der Junker Taugenichts mit der dummen Alten vor! Gewiß eine Nichtswürdigkeit nach Kavaliermanier. Die Sache müssen wir doch dem jungen Herrn vermelden."

Carcasses hatte kaum mit ängstlich klopfenden Herzen seinen Posten an der Straßenecke eingenommen, als er sich von einer bekannten Stimme begrüßt hörte. Er wandte sich um und schaute in das freundlich grinsende Gesicht des Herrn Dupont. In diesem Augenblicke gerade war ihm das Zusammentreffen nicht angenehm, doch faßte er sich und suchte den Mann möglichst schnell los zu werden, damit nicht die Amme dazwischen komme. „Herr Dupont! Freue mich euch zu sehen und bedaure zugleich herzlich, daß ihr mich einigemal nicht zu Hause getroffen habt."

„Zu gütig, Herr Graf. Mir war es in der That äußerst unangenehm, daß ich nicht die Ehre haben konnte, mit euch zu reden. Ich hatte euch mitzutheilen, was damals wenigstens von einiger Wich=

tigkeit für euch sein konnte. Jetzt freilich wird es euch keine Neuigkeit mehr sein, daß sich Fräulein Gabriele nicht ertränkt hat, und daß euer gehorsamer Diener nicht mehr Haushofmeister im Hotel de Derval ist."

„Doch, doch, Herr Dupont, das letzte ist mir neu. Ihr steht nicht mehr im Dienste des Marquis!" sagte der Graf, für welchen der Mann jetzt an Interesse gewann. „Aber, mein Gott, wie ist denn das gekommen? Ihr schienet ja mit dem Hause ganz verwachsen zu sein."

„Man hat eine zwanzigjährige erprobte Treue für nichts erachtet," deklamirte der ehemalige Haushofmeister; „man hat mich schmählich in meiner Stellung gekränkt und beeinträchtigt, und unsereins hat auch seine Ehre. Ferner konnte ich, der ich gewohnt war, einem reichen Hause zu dienen, mich nicht entschließen, meine Dienste einer Familie zu widmen, die im besten Zuge ist, zu verarmen. Unser eines merkt das stets am ersten."

„Was sagt ihr, Herr Dupont?" unterbrach ihn Carcasses erschrocken. „Die Familie Derval verarmen! Mein Gott, wie ist denn das möglich? Man rechnet sie ja zu den begütertsten im Königreiche."

„War es auch, Herr Graf. Hat herrliche Besitzungen, aber der Ziegel auf dem Dache ist verschuldet. Fraget die Frau Marquise, wohin die schönen Kapitalien gewandert sind? An den Spieltisch! Dabei eine schlechte Wirthschaft im Hause; keine Kontrole der Dienerschaft. O, ich habe schweren Aerger gehabt in den letzten Jahren! Der junge Herr schränkt sich ungemein ein und sieht der gnädigen Mama etwas auf die

Finger, aber es ist sehr die Frage, ob er den Ruin wird abwenden können. Im Vertrauen gesagt, Herr Graf, hierin lag auch der Grund, warum die Frau Marquise sich so hartnäckig einer Vermählung mit euch widersetzte; gegen euch hatte man nichts, aber gegen die Verheirathung überhaupt, denn das erforderte eine der Würde des Hauses angemessene Aussteuer, und woher sollte die kommen? Mit dem Kloster kam man billiger weg. Auf das Fräulein wurde keine Rücksicht bei dem Calcul genommen, nun dafür nahm sie auch keine."

Im Innern des Grafen ging bei Anhörung dieser Rede eine bedeutende Veränderung vor. Geliebt hatte er Gabrielen nie. Menschen wie Carcasses vermögen nur sich selbst anzubeten. Der Vorzug, den ihn das wilde, kluge, reiche und schöne Mädchen zu Theil werden ließ, hatte ihm geschmeichelt, und er hatte eine Verbindung mit der Erbin eines begüterten und vornehmen Hauses gewünscht, um sich aus der schlimmen Verwirrung seiner eigenen Vermögensverhältnisse zu befreien. Jetzt schwanden mit einemmale alle Illussionen; er fühlte mit bitterem Schmerze die Beschimpfung, die er von Gabrielen, dem blutarmen Hoffräulein hatte erleiden müssen, und gelobte sich Rache dafür zu nehmen.

„Herr Graf," unterbrach ihn Dupont in seinen feindseligen Gedanken; „ich bin sehr glücklich, euch gesehn zu haben. Solltet ihr meiner bedürfen, ich bin ein alter Mann und verdiene gern etwas, da ich keine Stelle wieder gefunden habe. Ich habe mir ein kleines

Kommissions- und Macklergeschäft zugelegt; wenn ihr mich unter euern Freunden empfehlen wolltet — die Herren sind zuweilen in kleinen Verlegenheiten — ich werde alle geehrten Aufträge aufs pünktlichste und diskretste besorgen. Ich werde so frei sein und euerm Jacques meine Wohnung angeben. Euer ergebenster Diener."

„Spitzbube!" sagte der Graf, ihm nachsehend. „Wie viel mag wohl vom Derval'schen Vermögen in seine Tasche gefallen sein?" — Gleichviel! der Kerl ist zu brauchen, und ist mit allen Wassern gewaschen."

Jetzt kam die Amme wieder zu ihm und berichtete in ihrer weitläufigen Art, daß sie keinen Brief habe; es sei zwar ein solcher von der Provinz eingelaufen, allein die Aufschrift laute an Herrn Theodore St. Julien, Gardeoffizier in Versailles. In Carcasses Seele fiel ein zündender Funke.

„St. Julien, der Offizier, den ich immer mit Derval sehe, und den sich der Herzog von Maine zum Mignon auserfehen hat, er stammt, wie ich mich erinnere aus dem Süden und ist noch nicht lange hier. Gewiß, er ist Gabrielens neuer Liebhaber. Das erklärt auch die Bekanntschaft mit Derval. Er und meine Holde haben sich in der Provinz kennen gelernt, und hier setzt man deu Handel fort. So erklärt sich auch die Gunst, in welche Gabriele so schnell bei Hofe gekommen. St. Julien hat auf den Herzog von Maine gewirkt, der Herzog auf Frau von Maintenon, Frau von Maitenon auf den König. Das wäre ziemlich klar, aber ich muß Ueberzeugung haben und ganz auf den

Grund sehen. Wie! wenn ich den Brief abfinge — Tod und Teufel! Gewißheit muß ich haben."

Der ehrenwerthe junge Mann hatte einmal die Bahn der Nichtswürdigkeit betreten; ein Dämon, ein Instinkt der Rache trieb ihn auf ihr weiter; er beschloß sich des Briefes um jeden Preis zu bemächtigen. Er verabschiedete Margot, welche er bei dem Wagestücke nicht brauchen konnte und schlenderte noch schwankend, wie er sein Vorhaben am leichtesten ausführen könne, einige Zeit auf der Straße umher. Endlich trat er keck in den Laden der Herren Champollion und Compagnie ein, der von kauflustigen Besucherinnen überfüllt war.

„Mein Freund St. Julien," wandte er sich an einen der Diener, „erwartet einen Brief aus seiner Heimath. Da er selbst durch Krankheit verhindert ist, den Brief abzuholen, hat er mich ersucht, ihm diese Gefälligkeit zu erweisen. Ich bin der Ritter von Riancourt."

„Ich stehe sogleich zu euerm Befehle, mein Herr. Was fehlt Herrn von St. Julien? Ich hoffe, es hat keine Gefahr."

„Nicht im Geringsten. Die Folgen einer kleinen Extravacanz, wie sie unter den Militaires nicht ungewöhnlich sind."

Der Diener schüttelte leise den Kopf, ging zu einem Schreibtische im Laden und brachte einen Brief herbei, den er nicht ohne Zögern dem angeblichen Ritter übergab. Derselbe empfahl sich sogleich.

Der Diener sah ihm nach und schüttelte wiederum leise den Kopf. „Unser guter Herr St. Julien Extravacanzen! Das klingt sehr märchenhaft. Er, der tüchtigsten und frömmsten Einer unter den Bekennern des reinen Glaubens! Höre, Luc," wandte er sich leise an einen der anderen Diener; „mir ist genau so, als hätte ich einen recht dummen Streich gemacht, daß ich den Brief aus Alais dem Ritter übergeben habe. Vorsicht ist in allen Dingen gut, freilich kömmt sie etwas spät. Geh' doch dem Menschen nach, sieh', wohin er sich wendet und erkunde womöglich, ob er der ist, für den er sich ausgab."

Kaum sah sich Carcasses im Besitze des Briefes, als er voller Ungeduld nach Hause eilte, um ihn zu öffnen und irgend etwas daraus zu erfahren, was ihm zur Ausführung seiner Rachepläne gegen Gabrielen dienlich sein könne. In seiner Wohnung angekommen, bis zu welcher ihn ein junger schmächtiger Mensch beharrlich und vorsichtig verfolgt hatte, der dann in einen Nachbarladen eintrat und sich etwas zu schaffen machte, befahl der Graf seinem Diener, Niemanden den Zutritt zu ihm zu gestatten und machte sich dann daran, das fremde Schreiben zu öffnen, dessen Handschrift sich als eine weibliche verrieth. Carcasses erblickte etwas enttäuscht das unbehülfliche und unorthographische Gekritzel einer Frauenhand und las verdrießlich:

„Ich schreibe ganz heimlich, nur Job weiß davon, der dich herzlich grüßen läßt und meinen Brief mit beilegt, und ich habe auch etwas Angst, denn ich weiß

nicht, ob ich Unrecht thue, daß ich ohne Vorwissen meiner Eltern an Jemanden schreibe, aber ich meine, wir sind uns ja nicht fremd, du gehörtest ja stets zu unserer Familie, und wir Alle hatten dich sehr lieb. Dann trieb mich aber auch mein Herz gar heftig, dir zu danken, daß du die arme Manon in den glänzenden Versailles, wo gewiß viele vornehme, reiche und schöne Damen sind, nicht vergessen hast. Auch ich denke alle Tage deiner, wenn ich es dir auch nicht so schreiben kann, und denke mit Freude und Wehmuth an die Zeit zurück, wo du noch bei uns warest und täglich in unser Haus kamest, um mit uns zu spielen, da wir noch klein waren, oder du uns später Stunden gabst, damit wir nicht so dumme Mädchen blieben. Ach, wir hatten dich Alle dafür sehr lieb! Aber, das ist nun vorbei, und wir müssen uns mit der Erinnerung begnügen." —

„Mein Gott! ich bin wirklich ein Unglücksvogel," sagte Carcasses abbrechend mit gesteigertem Verdruß. „Nach dem stolzen Hecht hab' ich meine Netze ausgestellt, statt dessen laufen mir Schmerlen ins Garn. Das ist ja ein ganz ordinärer sentimentaler Liebesbrief, aus dem man weiter nichts erfährt, als daß der Herr St. Julien eine Flamme in der Provinz hat, ein Gänschen von der dümmsten Art. Ein Verhältniß mit Gabrielen scheint er nicht einmal zu haben, wie ich glaubte. Nun lesen wir weiter; wir haben einmal das Prachtexemplar von Liebesbrief angefangen."

„— Für deinen lieben Brief, der vor der ganzen Familie vorgelesen wurde, danken wir dir Alle aus Her=

zensgrund, er hat viel zu unserer Beruhigung beigetragen. Das war aber auch eine schlimme Zeit vorher, an die ich mein Lebenlang mit Schaudern zurückdenken werde. Der Hochzeitstag Jobs, den wir als einen Tag des Glücks und der Freude begrüßt hatten, sah uns im tiefsten Elend und Jammer. Unsere theure Margot auf Befehl des Königs gewaltsam entführt, Job verwundet und zum Sterben krank, wir anderen vor Furcht und Entsetzen halb todt. Job hat noch viele Wochen krank gelegen, nachdem seine Kopfwunde bereits geheilt war, einer der Soldaten hatte ihn mit dem Säbel gehauen, da er sich Margots Wegführung widersetzte. Der Arzt meinte, die schlimmere Wunde sei innen, und wir verzweifelten, daß er wieder aufkommen würde. Aber Gott sei Dank! er ist gesund geworden, wenn er auch in mancher Beziehung nicht mehr so ist wie früher. Dabei hatten wir noch einen anderen schweren Kummer. Denn wir besorgten immer, und wurden durch Anderer Reden darin bestärkt, daß der König einen schweren Zorn auf uns geworfen haben müsse und uns sicher über kurz oder lang verderben werde. Es steht ja geschrieben, in des Königs Worten ist Gewalt, und wer mag zu ihm sagen: was machst du? da sind uns nun aus eitler Menschenfurcht viele gute Freunde ungetreu geworden; der Maire, Herr Mercier, kömmt nicht mehr und thut fremd, was uns Mädchen namentlich leid thut, denn er war gar ein artiger Mann, der uns vielen Spaß gemacht hat; auch Blancs sind weggeblieben, was uns gar sehr schmerzt, so langjährige Freunde verloren

zu haben. Er hat gemeint, er dürfe um seiner Kinder willen nicht Freundschaft halten mit Leuten, die beim Hofe in Ungnade ständen. Wir trösten uns über den Verlust mit dem Gedanken, daß Blancs nie aufrichtige gute Freunde gewesen sind, denn solche halten treu aus bei ihrem Nächsten. Dagegen haben sich Levaillants bewährt; sie wollen stehen bleiben bei uns, was auch geschehe. Wir hätten das von den spaßhaften Leuten weniger erwartet wie von Blancs, aber in solchen Zeiten lernt man seine Freunde kennen und schätzen. Glücklicher Weise sind unsere Befürchtungen grundlos gewesen, und wir sind unangefochten geblieben. Gott der Allmächtige weiß, was wir ausgestanden haben! der Vater war gar sehr ängstlich, und wir mußten fleißig in die Kirche gehen, was uns gar sauer wurde. Ein Glück war es, daß der widerwärtige Vikar nicht mehr hier ist; sein Nachfolger läßt uns in Frieden und kommt nur selten. Job wurde endlich zu unserer großen Freude wieder gesund, aber wir merkten bald mit Schmerzen, daß er ein ganz anderer Mensch geworden war. Er arbeitet noch viel mehr wie früher, ist still und verschlossen und hält sich apart. Selbst mit mir, die ich immer am besten mit ihm stand, läßt er sich nicht viel ein, obgleich er gegen uns Alle freundlich und liebevoll ist. Wir nahmen wahr, daß er sich viel zu Antoine hielt, dem Pathen meines Vaters, und sollten bald noch mehr erfahren. Beide wurden ertappt, daß sie die Nächte öfter vom Hause weg waren, und Job, darüber befragt, erklärte ganz offen, er sei in der Wüste mit

Antoine gewesen und habe dem Gottesdienste unserer Glaubensgenossen beigewohnt. Den Schrecken und die Verzweiflung unseres guten Vaters kannst du dir vorstellen. Er bat und beschwor unseren Bruder, von diesem verwegenen Beginnen abzulassen, erinnerte ihn an die strengen Verbote der Obrigkeit, die von Gott eingesetzt sei, auf daß wir ihr Gehorsam leisteten, rief ihm die schrecklichen Strafen ins Gedächtniß zurück, die über die Ungehorsamen täglich verhängt würden, und flehte ihn an, sich und seine unschuldige Familie nicht ins Verderben zu stürzen. Job hörte das gelassen an, dann sagte er, er habe bisher seinem Vater und dem Könige blind gehorcht, aber es stehe geschrieben: man solle Gott mehr gehorchen als den Menschen. Er habe diese Pflicht versäumt, und der Herr habe ihn dafür gezüchtigt. Dem habe er nun Herz und Nieren zugewandt und ergeben. Er werde unfehlbar sterben, wenn man ihn an Erfüllung des Gottesgebotes, das an ihn ergangen sei, hindere; besser er sterbe in Beobachtung desselben. Ach, das gab einen Auftritt! Wir alle weinten, und der Vater mit uns, obschon er unwillig sein wollte. Die Mutter rief unter Thränen: laß ihn, er hat Recht, er ist der beste von uns. Ist es nicht besser sterben als Unrecht thun? so leben wir denn nun wieder in beständiger Angst, daß Job und Antoine von irgend einem schlechten Menschen einmal verrathen werden und ihr frommes Wagestück büßen; und wir mit ihnen. Doch wir wollen gern alles dulden um unseres Glaubens willen, was Er über uns verhängt.

Da kam denn nun dein lieber Brief; obschon er viel Bitteres und Schmerzliches enthält, hat er uns doch glücklich gemacht. Die qualvolle Ungewißheit hörte auf; wir wußten nun, was aus Margot geworden war und durften uns freuen, daß es ihr wohlging. Freilich war uns gar eigen zu Muthe, als wir erfuhren, daß unsere Schwester Margot Duclos, die wir als unseres Gleichen behandelt und geliebt hatten, die Tochter eines vornehmen Marquis sei und jetzt als Hofdame zu Versailles in hoher Gunst stehe. Das frappirte uns auch noch in anderer Beziehung, wie du gleich erfahren sollst. Aber das muß ich sagen, wenn ich Margot heute sähe, würde ich zu ihr sprechen: liebst du mich noch so, wie ich dich liebe oder schämst du dich der armen Manon? Ach, ich weiß, was sie thun würde! Ich bin nicht irre an ihr geworden. Unser guter Vater aber erzünte sich sehr über sie, weil sie sich bei ihm für eine Hugenottin und eine Bürgerstochter ausgegeben hatte. Das verrathe einen falschen Sinn, sagte er. Aber er vergißt, daß Umstände eintreten können, wo man sich zur Verstellung genöthigt sieht; er vergißt, daß er und wir Alle in dieser Lage sind. Wenn uns nun Margot deshalb zürnen wollte, daß wir äußerlich Katholiken sind! und wurde sie nicht nachher unseres Glaubens, da sie den Unterricht des herrlichen Dulders Benoit genoß? Ist sie der gewonnenen Ueberzeugung treu geblieben oder — was mich tief schmerzen würde — hat sie sich dem Baalsdienste wieder angeschlossen? darüber mußt du mir schreiben. —“

„Heiliger grauer Leib!“ rief Carcasses mit leuchtenden Augen. „Die Entdeckung ist köstlich! Fräulein Gabriele eine Ketzerin. Der Brief des Satanskindes in dem Nest lohnt doch meine Bemühungen.“

— „Mit dem Zorne unseres guten Vaters ist es übrigens nicht weit her, du kennst ja sein edles Herz. Ich bin überzeugt, wenn Margot mit ihrem unwiderstehlichen Wesen vor ihn hinträte und ihm erklärte, warum sie so gehandelt habe und nicht anders, es wäre Alles wieder gut. Job hat die Nachrichten über sie mit seinem gewöhnlichen Gleichmuth hingenommen; wir begreifen ihn nicht; er liebte sie mit aller Tiefe und Gluth seines Gemüthes; jetzt ist sie für ihn todt; nie nennt er ihren Namen. Er hat freilich recht: welche Gemeinschaft kann zwischen ihm und der vornehmen Marquise stattfinden?“ —

„Also ein Seidenweber der Bräutigam meiner stolzen Göttin!“ lachte Carcasses.

— „Was uns Andere betrifft, so fiel uns freilich nachher, da wir Bescheid wußten, Vieles ein, was uns hätte auf die Spur leiten müssen, daß Margot nicht unseres Gleichen war. Die Mittheilung, daß sie beim Könige in großer Gunst stehe, hat uns aber in eine Art freudiger Bestürzung versetzt. Die Sache verhält sich so: Wir Mädchen gingen wie gewöhnlich mit der Braut vor dem Hochzeittag Kranzflechten. Paulette wurde herbeigeholt, und sie prophezeihete uns Allen gar merkwürdige Dinge. Margot aber begrüßte sie als — Königin, und sie knüpfte die Erfüllung ihres Wortes

an Bedingungen, die zu unserem Erstaunen durchweg eingetroffen sind. Und nun schreibst du uns, daß Margot oder Fräulein Gabriele in großen Gnaden beim Könige stehe! Du weißt, wie Paulette's Weissagen immer zutrafen, selbst nach deinem Weggange geschah dies einigemal, daß den Leuten das Grausen ankam. Wir Alle leben des festen Glaubens, daß Margot Königin werden wird. Da fällt mir auch meine Prophezeihung ein; sie klang nicht tröstlich, aber wenn du uns lieb behälst und der Allmächtige uns auch ferner gnädig schützt, will ich Alles ertragen. Was du von Intriguen und Ränken am Hofe gegen unsere Glaubensgenossen mittheilst, hat uns sehr traurig gestimmt. Wir hören täglich von Hinrichtungen und Prozessen. Gott im Himmel sei den armen Duldern gnädig und lasse den gereinigten Glauben nicht untergehen! Der Vater meinte, er werde mündlich mit dir darüber reden, da er nächstens wieder eine Geschäftsreise nach Paris unternehmen wird. Behalte uns Alle lieb und stelle dich, als hättest du keinen Brief von mir erhalten. Deine treue Schwester Manon Valery."

Der Brief entglitt der Hand des unberufenen Lesers; Carcasses war einige Zeit lang wie betäubt. „Gabriele — Königin! stammelte er endlich und sprang auf, wie elektrisirt von diesem Zauberwort. „Ja, ja, die Prophezeihung ist richtig, und ich bin der unglückseligste Mensch! Wer kann sie sehen, ohne sie zu lieben? Ach, der König ist ein weiser, großer Mann! Er hat sie gesehen, er liebt sie, er heirathet sie; wer in

der Welt kann ihm das wehren? Und der elende Carcasses fällt in Ungnade, weil er so albern war, mit der Thüre ins Haus zu fallen. O, ich möchte mir den dummen Kopf an der Wand einrennen! Wie wohl hätte es mir gethan, vorausgesetzt ich wäre kein Esel gewesen, wenn mich der König eines Tages hätte rufen lassen und zu mir gesagt hätte: Carcasses, aus euerer Heirath mit Fräulein Gabriele kann nichts werden; ich will sie zu meiner eigenen Gemahlin erheben; bittet euch dafür eine Gnade aus! — O, Carcasses, Carcasses, du bist unter einem Unglückszeichen zur Welt gekommen!"

Wie fast alle seine Standesgenossen war Carcasses abergläubisch, und die Prophezeihung eines alten Weibes war ihm ein göttlicher Pythiaspruch. Die Gebildetsten seiner Zeit glaubten fest an dergleichen Orakel. Die Aussprüche einer weisen Frau standen in demselben Ansehen, wie die Dogmen der Kirche, und die Wahrsager und Kartenschläger wurden in ihren Schlupfwinkeln eben so eifrig aufgesucht, wie die Beichtstühle der Jesuiten und fanden eben so viel Andacht und Glauben bei ihrem Spiele wie diese. Diese Mißstände werden stets eintreten, sobald der blinde Glaube zur Richtschnur des geistigen Lebens erhoben wird.

„Aber wäre es unmöglich, die Sache wieder ins Gleiche zu bringen? fuhr der Graf in seinem verzweifelten Selbstgespräch fort. „Niemand in Paris und Versailles weiß bis jetzt etwas von der Prophezeihung und hat eine Ahnung von Gabrielens Zukunft. Wenn es mir indessen gelänge, sie zu versöhnen! Aber zum

Teufel! sie selbst weiß es, darum war sie so stolz und kalt, gerade wie eine Königin. Hm! hm! Wenn ich nur den verwünschten Brief wieder los wäre! — Götter, gebt mir ein Licht in dieser Nacht! Wie gewinn ich die Gunst des Mädchens wieder und damit Ehre und Reichthum? Mag sie dann der König behalten und aus ihr machen was er will."

Der Graf wurde in seinen diplomatischen Gedanken durch das hastige Eintreten seines Dieners unterbrochen, der bestürzt meldete, daß fünf Personen Zutritt zu ihm verlangten. Kaum hatte Carcasses Zeit, den Brief aus der Provinz in die Tasche zu stecken, als Roger von Derval und ein anderer Kavalier eintraten, den er mit tödtlichem Schrecken als den Adressaten des unterschlagenen Briefs erkannte.

„Mein Herr," sagte Rogers Begleiter; „ich heiße St. Julien und komme in dreierlei Absicht. Erstens will ich euch für die Mühe danken, die ihr euch genommen habt, einen Brief für mich in Empfang zu nehmen, zweitens möchte ich mir denselben ausbitten und drittens euch fragen, wie ihr überhaupt dazu kommt, euch um mich und meine Angelegenheiten zu kümmern?"

„Herr von —", stammelte Carcasses, nach Fassung ringend, „ich verstehe nicht, was ihr saget. Wer gibt euch überhaupt das Recht, auf diese Weise in meine Wohnung einzudringen? Ich weiß nichts von einen Briefe; verlasset mich!"

„Ihr verstehet nicht, was ich sage, und wisset nichts von einem Briefe?" hohnlachte St. Julien, während

Roger der Thüre zuschritt. „Euer Gedächtniß wird gleich angefrischt werden.“

Roger öffnete die Thür, und herein traten schüchtern der Thürsteher vom Hotel de Derval, die Amme Margot Duclos und der Ladendiener der Herren Champollion und Compagnie. Der Graf sah diese Personen mit einem wilden und verstörten Blick an.

„Erzähle, Portier!“ befahl sein Gebieter.

Der Mann berichtete, so viel er von dem Besuche des Grafen in seiner Wohnung wußte, darauf legte die Amme ein vollständiges Bekenntniß ab, sie faßte sich dabei ungewöhnlich kurz, und schließlich theilte der Ladendiener mit, auf welche Weise sich Carcasses in dem Besitz des Briefes gesetzt.

„Auch jetzt noch wisset ihr nichts von dem Briefe, Herr Graf?“ fragte St. Julien furchtbar ernst.

Carcasses schäumte vor Wuth. „Eine Untersuchung gegen mich in meinem eigenen Haus! Das ist ja herrlich! Eine Confrontation, wenn ich recht begreife. Dem Grafen von Carcasses stellt man zwei Domestiken und einen Ladendiener entgegen. Verlasset mein Haus auf der Stelle, ich weiß nichts von euerm Briefe, und ich hoffe, ihr werdet das Wort eines Kavaliers höher achten als die Faseleien von hundert solcher Schurken. Verlasset mich oder ich mache Gebrauch von meinem Hausrechte.“

„Infamer Dieb und Lügner!“ rief St. Julien, vor Grimm außer sich und faßte mit einem tüchtigen Griff den Grafen bei der Brust. „Wie? du wagst es,

ehrliche Leute zu beschimpfen, du Ausbund aller Niederträchtigkeit! Sieh, dir geschieht jetzt, wie Kavaliere deines Schlages verdienen.“ Und er gab ihm bei diesen Worten einen derben Backenstreich.

„Halt ein, St. Julien,“ rief Roger und faßte seinen Freund beim Arme. „Es gibt bessere Wege, von einem Edelmann Genugthuung zu erlangen.“

„Laß mich den Buben züchtigen!“ erwiederte St. Julien. „Er ist kein Edelmann, und trägt seinen Namen mit Schanden. Wo hast du den Brief, Schuft? Ist es dir noch immer nicht eingefallen?“

„Zu Hilfe! Jacques, wirf sie hinaus! Diana, faß' an!“ rief der Graf unter den Händen des wüthenden Gardeoffiziers, der ihn endlich erschöpft los ließ. Niemand nahte dem Mißhandelnden als Beistand; die drei Belastungszeugen wohnten stumm, zitternd und regungslos dem peinlichen Schauspiele bei. „Herr Graf,“ nahm Roger jetzt das Wort, „die Leidenschaft meines Freundes hat ihn zu einem Betragen gegen euere Person hingerissen, das ich selbst nicht billigen kann. Ihr habt das Recht, Genugthuung von uns deshalb zu fordern, und keiner von uns Beiden wird sich derselben weigern. Mein Freund St. Julien wird sich so lange in Paris aufhalten, bis es euch gefällig sein wird, mit dem Degen in der Hand Genugthuung von ihm zu verlangen. Habet die Güte, euern Sekundanten zu mir zu senden, damit ich mit dem Herrn das Nöthige verabreden kann. Lebet wohl!“ Die Uebrigen verließen mit ihm das Zimmer.

Carcasses sank, als man ihn allein gelassen, erschöpft auf einen Sessel. Sein Gesicht war todtenbleich bis auf die eine Wange, welche der entehrende Schlag getroffen hatte, er keuchte tief auf, und aus seinen weitgeöffneten Augen glühten Wuth und Rachedurst. Ein Zug von Aengstlichkeit trat auf seinem Antlitze allmälig immer stärker hervor. Er dachte mit Schaudern an den bevorstehenden Doppelzweikampf. Erst geschlagen und entehrt und zur Satisfaktion erstochen! Es war allerdings zum Verzweifeln. Die Furcht, die sich seines Wesens bemächtigte und alle anderen Empfindungen niederdrückte, brachte ihn wieder zu sich. Als er sich hastig von seinem Sitze erhob, knitterte der vorhin in der Tasche verborgene Brief. Er zog ihn hervor und betrachtete ihn mit einer wilden düsteren Freude.

„Du kleines Liebesbriefchen sollst mich retten und rächen. Was wird sie doch sagen, die stolze fromme Freundin des Königs, die mich so höhnisch empfing und an dem ganzen Elende allein schuld ist, wenn ich ihr die wunderbare Zeitung überbringe?"

Er ging einigemal sinnend in seinem Zimmer auf und ab. „So ist's recht, so wird es sich thun," sagte er endlich und setzte sich zum Schreiben nieder. Als er fertig war, rief er seinen Diener, der sich nicht ohne Zittern nahte, denn sein böses Gewissen warf ihm vor, daß er vorhin seinen Herrn schmählich in Stich gelassen habe. Allein Jacques konnte nicht gegen seine Natur, er hatte einen tiefen Widerwillen vor Allem, was mit Selbsthilfe oder Gewaltthätigkeit in Verbin=

dung war, und er glich darin seinem Herrn ungemein. Der Graf erwähnte mit keinem Worte Jacques' verrätherischer Feigheit, sondern überreichte ihm zwei Briefe. „Sie sind dringend, sporne demnach den Gaul tüchtig und halte dich nirgend auf. Ich werde mich erkundigen, wann du in Versailles angekommen bist. Spute dich!"

10.

Besuche und Stelldichein.

Ein üppiger Morgen lag sich wollüstig dehnend in den blühenden Gärten von Versailles; in den blanken Gängen zwischen den schnurgeraden mit der Scheere zierlich geformten Taxuswänden regte und rührte sich nichts. Die Natur schien selbst den Athem an sich zu halten, als fürchtete sie sich vor der drohenden Sonnenschwüle.

In der dichtesten Wand verborgen an einer der entlegenen Partien des Gartens befand sich eine kleine Laube, nur mit zwei Sitzen ausgestattet, ein dunkelgrünes, schattiges trauliches Plätzchen, wohin die verwegensten Strahlen der Sonne nicht zu dringen vermochten. Vor dem Eingange zu demselben stand ein Steinbild Amors, wie er eben in Begriff ist, den Pfeil abzudrücken; er schien eine doppelte Aufgabe zu haben; den trauten Raum als ein Heiligthum seiner Verehrung

vor profaner Annäherung durch die Waffe zu schützen und dem Ort selbst durch seine Gegenwart noch mehr Weihe und Heiligkeit zu geben. Zwanzig Schritte von der Laube nach dem Schlosse zu hatte sich der muntere flinke Marcel, des Königs Page, in eine Niche des Zaunes gedrückt, die hinten einen engen Ausgang hatte, so daß er schnell und unvermerkt entschlüpfen konnte. Er lugte bald nach der Laube, durch die es manchmal wie ein weißes Kleid schimmerte, dann wieder den Gang entlang dem Schlosse zu; er bemerkte aber nicht, daß ein anderer Page hinter dem Zaune stand und ihn durch die Zweige beobachtete.

Bald nahten leichte Schritte; beide Beobachter strengten Auge und Ohr an. Ein Mann im weißen Morgenanzug, den Federhut tief ins Gesicht gedrückt, schritt daher. Es ist der König. Aber nein! das ist ja nicht Ludwigs langsamer, gebückter, schleichender Gang, das Haupt sinkt nicht auf die Brust, die Hände sind nicht gefaltet, kein Gebetbuch unter seinem Arm, weder seine fromme Freundin, noch sein Beichtvater la Chaise in seiner Begleitung. Und doch ist es der König, aber er scheint sich um zwanzig Jahre verjüngt zu haben, und er geht wieder den feurigen Schritt, der ihn einst zu seiner Geliebten la Valiere trug. Welche süßen Erinnerungen sind über ihn gekommen, daß er plötzlich alle Gewissensscrupel und alle Ermahnungen der Frau von Maintenon vergessen hat und wieder in den Tagen seiner geschwundenen Jugend zu leben vermeint, die es mit einer kleinen Sünde nicht so genau nahm? Er

sieht den Pagen in der Niche fragend an; dieser deutet auf die Laube und fängt geschickt die Börse auf, welche ihm sein Gebieter zuwirft. Der Monarch verschwindet in der Taxuswand. Der zweite Page kriecht rasch auf Händen und Füßen fort bis er nach einigen Minuten auf der entgegengesetzten Seite der Laube steht. Als der König eintritt, erhebt sich ein weibliches Wesen von der Bank, um dem Gebieter die übliche Huldigung zu erweisen. Aber rasch kömmt ihr Ludwig zuvor und zieht ihre kleine zarte Hand an seine Lippen. Er läßt sie nicht los; er preßt einen, zwei und mehr heiße Küsse darauf, während sein glühender Blick voll Verlangen auf der jugendlich schönen Frauengestalt vor ihm wurzelt. Gabriele von Derval, denn sie ist es, die mit dem Könige in diesem Heiligthume der Liebe zusammentrifft, zuckt zusammen vor dieser Berührung, und ihr jungfräuliches Herz erbebt.

„Endlich, endlich habt ihr meinem Drängen nachgegeben, grausame Gabriele," stammelte Ludwig mit dem Accente der Leidenschaft. „Wie ein reizendes Kind des Feenreiches seid ihr herabgestiegen aus märchenhaften Gefilden, immer anziehend und verlockend, und ewig unnahbar und unerreichbar. Mein Gott, was habt ihr aus mir gemacht? aus der stolzen Ruhe, in die ich mich in ungeheuerer Selbsttäuschung eingewiegt hatte, habt ihr mich emporgerissen; in diesem Herzen, das ich längst kalt und ausgeglüht wähnte, habt ihr einen Brand entzündet, der mein Inneres gänzlich zu verzehren droht und der nie mehr verlöschen wird; all mein Sinnen und

Denken habt ihr gefangen genommen; mein Trachten nach Ruhm und Ehre erscheint mir eitel und nichtig, und ich habe keinen anderen Gedanken mehr, als zu eueren Füßen zu liegen, euch um einen Blick der Liebe aus diesem wundervollen Auge zu flehen und ewig euer Sklave zu sein."

„O mein König!" hauchte Gabriele. „Wohl darf ich die Frage zurückgeben: was machet ihr aus mir? Ein armes Mädchen stehe ich zitternd vor euch, Sire, der ihr euch nicht damit begnüget, der größte und mächtigste Monarch zu sein, sondern auch an Liebenswürdigkeit und Huld alle übrigen Männer übertrefft. Wäre es auch möglich, dem Befehle des Königs Widerstand zu leisten, wer könnte der Bitte des zartfühlenden Ritters taub sein?"

Das Paar hatte sich auf die in der Laube angebrachten Sitze niedergelassen. Der König faßte Gabrielens Hand, neigte sich zu ihr über und flüsterte zärtlich: „Euere Worte, theuere Gabriele, geben meinem zagenden Herzen neue Hoffnung und der Glut, die in meinem Innern tobt, neue Nahrung. Wie! ich dürfte mich dem entzückenden Gedanken hingeben: Ludwig von Bourbon wird von der holden Gabriele von Derval geliebt! Seligkeit, die ich kaum erfassen kann! Jugendliche Wonne durchdringt alle meine Adern, da mir der Gott der Liebe zu einer Zeit, wo ich ihn längst meiner uneingedenk glaubte, sein herrlichstes Geschenk bescheert: die freie Liebe eines edeln Frauenherzens. Ach, redet nicht vom Befehle eines Königs, der euch hierher führt!

Die Vorstellung allein, daß dies der Anlaß eueres Hierseins sei, macht mich elend. Hier ist keiu König; nur eine Königin ist hier, und das seid ihr, reizende Gabriele; ich aber bin euer Ritter, euer Diener, euer Sklave." Mit diesen Worten glitt er sanft auf ein Knie nieder.

„Sire," erwiederte Gabriele verschämt. „Ihr begebt euch eines Vortheiles absichtlich, weil ihr wisset, daß euch ein neuer größerer aus diesem Verzichte erwächst. Ihr leget den Purpurmantel beiseite und dem geblendeten Auge zeigt sich nun die strahlende Gestalt eines Ritters ohne Furcht und ohne Tadel, eines Mannes, den die Natur mit dem Füllhorn ihrer Gaben überschüttet hat. Aber, Sire," und sie schüttelte leise das Haupt; „so großartig und ehrenvoll euer Versuch ist, den König und den Mann in euerer erhabenen Person zu sondern: er muß mißlingen. Wann könnte Frankreichs größter König aufhören, den Ruhm eines untadeligen Ritters und des besten aller Männer mit dem Ruhme seiner Fürstlichkeit zu einen, und wann wäre es je möglich, daß Ludwig von Bourbon aufhörte, König zu sein, selbst wenn er dies wollte?"

„O ich verstehe euch, Grausame!" erwiederte Ludwig etwas verdrießlich und erhob sich wieder. „Aus einer sicheren Verschanzung hervor, selbst unverwundbar, entsendet ihr wie ein weiblicher Amor euere verderblichen Geschosse hervor, und kalt wie ein Götterbild von Stein fühlet ihr kein Erbarmen mit dem Verwundeten. Das Bollwerk aber, dessen ihr euch so geschickt

wie ein Feldherr bedient, ist mein königlicher Stand. O gebet es auf, theuere Gabriele! die Liebe verschmäht solche Vertheidigung; sie ergibt sich ohne Bedingungen."

Ein trüber Schatten flog bei diesen Worten über Gabrielens Gesicht. Dem Könige entging dieses augenblickliche Mienenspiel nicht; wiederum vertraulich ihre Hand fassend, fuhr er in gewinnendem Tone fort: „O wenn ihr wüßtet, wie selig mir zu Muthe war! Hoch in die Lüfte trug mich der stolze Adlerflug meiner Liebeshoffnung, ich schwebte froh und leicht dahin wie jener Zauberer mit seinen wachsgebildeten Flügeln, von dem das Alterthum erzählt. Da traf mich der vernichtende Blitz eueres kalten Wortes, und ich stürzte jählings herab in das Meer der Verzweiflung. Soll ich darin umkommen? Redet Gabriele, redet ein Wort! Soll ich vergehen in Verzweiflung? Wollet ihr mir die rettende Hand versagen?"

Gabriele antwortete nicht, sie senkte das Haupt und ließ dem Könige ihre Hand, der einen leisen Druck derselben wahrzunehmen glaubte. Befriedigt von dieser stummen Antwort fuhr Ludwig fort: „Ihr habt keine Ahnung von dem Sturme der Leidenschaft, der in dieser Brust tobt. Gabriele! bei Gott und allen Heiligen schwöre ich es, kein Opfer sollte mir zu groß sein, kein Entschluß zu verwegen, der dazu führte, die glühende Sehnsucht meines Herzens zu stillen. Und bei meinem Schutzpatron! ich würde selbst nicht anstehen, den Purpurmantel abzulegen, wenn er ein Hinderniß für die Vereinigung unserer Herzen sein sollte."

Rasch hob das Mädchen das Auge, in welchem ein Strahl der Freude blitzte. „Haltet ein, Sire!" sagte sie; „ihr frevelt. Das wäre eine sündhafte, verwerfliche Liebe, die Frankreichs Monarchen zu solchem unseligen Entschluß brächte. Und schon die bloße Vorstellung macht mich erzittern, daß ich als dessen unschuldige Ursache von der Welt verdammt würde. Nein, Sire, ihr seid als König geboren, und die Vorsehung wird euch dem Reich noch lange erhalten. Auch als Herrscher wird euch die Liebe ihre Kränze winden, und gewiß, ein Frauenherz wird euch gehören, das in dem Könige den guten Menschen liebt und in dem wackeren Mann seinen Gebieter verehrt."

„Schon wieder ein Pfeil aus euerer sichern Hand, wilde Diane!" seufzte der König. „Und ach, ich fühle es, er sitzt. — Saget mir offen, holde Gabriele, habt ihr geliebt?" Er blickte sie erwartungsvoll an.

„Nein, Sire," erwiederte sie einfach und aufrichtig.

„Und doch wolltet ihr euere Hand einem Manne reichen, wie man mir gesagt hat."

„Man hat die Wahrheit gesagt. Ich liebte den Mann nicht und war dennoch entschlossen, mich mit ihm zu vereinigen aus Dankbarkeit gegen seine Eltern und Geschwister, denen ich große Verpflichtungen schuldete, und welche die Verbindung wünschten."

„Aus Dankbarkeit euer Herz zum Opfer bringen, edle Seele! Glückseliger, beneidenswerther Mann, für den dieses reine Herz schlagen wird! — O Gabriele, habt Mitleiden mit mir! Reißet mich aus dieser qual=

vollen Ungewißheit! Euere Worte, euere Blicke fachen einmal die Flamme in meiner Brust an wie mit glühendem Hauche, dann wieder fallen sie als riesige Regenfluth auf sie und drohen sie zu löschen. O sprechet, dränget nur ein kleines Wörtchen durch diese süßen Lippen; damit ich weiß, ob ich durch Frauenhuld der Seligste oder durch Gleichgiltigkeit und Haß der Unseligste aller Sterblichen bin!"

„Sire," stammelte Gabriele, und eine flammende Röthe überzog ihre Wangen. „Ihr scheltet mich grausam; und ihr verlanget von einem schüchternen verschämten Mädchen, daß es euch die heiligen Gefühle, die unbewußt in der Tiefe des Herzens ruhen, geschützt und geborgen in der Dämmerung, damit sie froh und schön erwachsen können, verrathe und preisgebe, sie aus dem bergenden Schreine hervorziehe an das rauhe grelle Tageslicht? Ist das nicht grausam, Sire? Lasset mein Herz mit seinem süßen verschämten Geheimnisse. Auch ich flehe um Schonung und Erbarmen."

„Gabriele!" jauchzte der König und sprang entzückt auf. „Ist es nicht Täuschung? ihr liebet mich? O komm in meine Arme, an mein Herz, liebreizendes Weib! Die Gluth, die mich durchlodert, soll auch dich entzünden; wie ein anderer Pygmalion will ich dich, du göttliches Steinbild, durch meine Umarmung beleben. Mein Gott, welche Seligkeit! welches Entzücken! Meine Sinne vergehen mir schier vor Wonne. O, wir werden das Glück der Götter genießen, reizende Gabriele! Nicht mehr einsam oder arg gelangweilt und moralisch

mißhandelt werde ich meine Tage verleben. Mein Leben wird fortan dem Laufe eines muntern Stromes gleichen, der, obschon er eine Strecke zurückgelegt hat, doch mit jugendlicher Kraft vorwärts eilt zwischen lachenden Wiesen und heitern Gärten vorbei und manche Blüthe, manchen Zweig als frohe Beute entführt. Uns wird ein ewig heiterer Himmel lachen, durch keine Wolke irdischer Sorge getrübt, Minneglück wird unser Morgenroth, Verkünderin der Tagesfreude, Liebeseligkeit unser Abendroth sein, das glühend neue Wonnen verheißt."

„Welche Aussicht eröffnet ihr mir, Sire!" sagte Gabriele freudig. „Bei Gott! es schlägt ein hochfühlendes edles Herz in euerm Busen, dessen das meine mit seinen Regungen und Empfindungen nicht unwürdig ist; ich fühle das und spreche es offen, ohne falsche Bescheidenheit aus. Es wird ein herrlicher Bund sein, wenn diese beiden Herzen an einander ruhen und für einander schlagen. Und doch dürfen ihm zwei Dinge nicht abgehen, wenn er in Wahrheit ein beglückender werden soll."

Gabriele war mit einemmale sehr ernst geworden und ein feierlicher Ausdruck lag auf ihren Mienen. Der König sah sie fragend an.

„Diese zwei Dinge sind: die Weihe der Kirche und die Anerkennung der Welt. Ihr seid hoch über die Häupter der armen kleinen Menschen gestellt, Sire, fast einem Gotte gleich, und doch stehet ihr unter der

Meinung des Volks, das sich einem Wurme gleich vor euch krümmet. Ihr könnt der Beistimmung, der Billigung, des Preises und Lobes, des Ruhmes nicht entbehren; der Tadel, der Vorwurf, selbst die stumme Mißbilligung, die ihr bei der Menge voraussetzen müsset, macht euch ungewiß, lähmt euch in der Ausübung euerer Königsgewalt, gießt euch Wermuth in den Becher der Freude. Dann auf der andern Seite thront hoch und gewaltig über euch der König aller Könige, der sein Gesetz für alle Erdgebornen ohne Unterschied gleichgegeben hat. Einen Funken seiner unendlichen Liebe hat er in die Welt geworfen zur Beglückung der Menschen; aber er will die Liebe göttlich erhalten wissen und rein von irdischer Befleckung. Deshalb hat er Mann und Weib zusammen erschaffen und sie zu Gütern dieser himmlischen Flamme eingesegnet. Des göttlichen Segens bedarf es stets zu solchen Bunde der Herzen. Wer aber gegen Gottes Gebot thut, der sündigt und wird unglücklich."

Gabriele schwieg, und es entstand eine Pause. Der König war in ein tiefes Nachdenken versunken. Endlich sagte er tiefbewegt mit einem fast scheuen Blick auf sie: „Ihr habt recht, Gabriele. Ihr seid ein herrliches Mädchen, ein reiner Engel. Wir dürfen nicht sündigen. — Mein Herz gehört euch für immer — ihr sollt meine Gattin werden vor aller Welt — ich bin frei — ich bin König und will eine Königin."

Mit diesen Worten zog er einen kostbaren Bril-

lantring vom Finger und steckte ihn an Gabrielens Hand, die heftig zitterte. Das Mädchen sank in seine ausgebreiteten Arme.

„Bald, bald, mein Engel, wirst du mein sein," flüsterte Ludwig und preßte heiße Küsse auf ihren Mund. „Wie herrlich wird das Diadem von Frankreich auf dieser hohen Stirn prangen! Nie hatte dieses Reich eine lieblichere reizendere Königin. Glückseliger Ludwig! Durftest du so viel Seligkeit noch erwarten!"

Gabriele entzog sich seinem Arme und lauschte. „Hörtet ihr nicht ein Geräusch?"

„Ich höre und sehe nichts als euch mein Engel."

„Doch, Sire, wir müssen scheiden. Noch gehören wir nicht uns; noch bindet uns der Zwang."

„Zwang? Wer dürfte wagen den König zu etwas zwingen zu wollen. Doch ich verstehe! ihr meinet gewisse Rücksichten. Bald werden sie verschwinden, wie Nebel vor der Sonne. Tröstet euch! Ich werde meiner Tochter, der Dauphine, einen Ball geben, und hier vor meinen Pairs und Hofleuten will ich Gabrielen von Derval als ihre künftige Gebieterin vorstellen."

„Sire, welches Uebermaß von Huld! ihr werdet die treuste Dienerin an mir haben, so lange dieses Herz schlägt."

Noch eine Umarmung von Seiten des Königs, und das Paar schied. Gabriele verließ den Platz erschöpft wie eine Actrice, welche soeben eine anstrengende Rolle gespielt hat.

In einem Zimmer des Versailler Palastes, welches hell und freundlich und nicht ohne Eleganz ausgestattet war, saßen zwei Personen in lebhaftem Gespräche zusammen. Der eine, ein Mann von mittleren Jahren im bequemen Hausrock eingehüllt, ruhte in einem Lehnstuhle. Sein Gesicht war edel geformt und schön und würde für untadelhaft haben gelten müssen, hätte nicht ein vorherrschender Zug von Aengstlichkeit und gezwungener Sanftmuth für den scharfen Beobachter den angenehmen Eindruck zerstört, welchen die ganze Erscheinung der Persönlichkeit gemacht hatte. Es war der Beichtvater des Königs, Pater La Chaise, vom Orden der Jesuiten. Der andere, an welchen er sich im eifrigen Gespräche mit dem sichern Anstande eines hochgestellten Mannes wendet, ist jener stolze Levit, der am Sterbelager des jungen Herren von Derval stand, Pater Roux, ebenfalls von der Gesellschaft Jesu. Freilich trug der letztere jetzt nicht jene hochmüthige Miene zur Schau, vielmehr zeigte sein Gesicht den Ausdruck der tiefsten Ergebenheit und des leidenden Gehorsams, wie ihn die Ordensregel den Mitgliedern der Gesellschaft Vorgesetzten gegenüber vorschreibt. Eine Flasche Wein, schon halb geleert, stand auf dem Tische, an welchem die beiden Herren Platz einnahmen; wahrscheinlich hatte sie ein dickes, in Schweinsleder gebundenes Buch verdrängt, das jetzt abseit lag; zum Beweis, wie die weltklugen Väter die goldene Lebenspraxis und die Kunst des Daseins immer höher achten als Gelehrsamkeit, so

sehr sie dieselbe auch als Mittel zur Erreichung höherer Ziele pflegen.

„Wie ich euch bereits sagte, mein Bruder," ließ sich Pater La Chaise mit sanfter Stimme vernehmen; „wir haben einen schweren Stand, aber das gerade muß die rechten Streiter Christi mit dem wahren Muthe erfüllen. Wir haben verloren durch die Bemühungen des abscheulichen Pascal, der sich erfrecht hat, das heiligste und ehrwürdigste Institut der Mutter Kirche mit dem Kothe seines Witzes zu bewerfen, und der Bewohner jener Wespennester Port Royal in Paris und hier in unserer Nähe, aber ich hoffe zu Gott und allen Heiligen, daß uns der Sieg dennoch verbleiben und ein Tag schwerer Vergeltung für jene Rotte Korah, will sagen, die ketzerischen und verdammungswürdigen Jansenisten herannahen werde."

„Mögen sie in der Hölle den verdienten Lohn empfangen für ihre Werke!" sagte Pater Roux mit finstern Fanatismus.

„Wir müssen der Wahrheit die Ehre geben," fuhr La Chaise mit heiliger Miene fort, „selbst wenn es schmerzt. Unser Herr im Himmel verhängt keine Züchtigung, die nicht verschuldet ist. Wir haben große Vergehungen gegen seinen heiligen Geist begangen. Die Fortschritte und Erfolge, mit denen Er uns begnadigte, haben uns berauscht gemacht und uns der Demuth vergessen lassen, die sich stets bewußt ist, daß alles was gut ist, einzig von Ihm kommt. Wir aber, von Hoffahrt verblendet, meinten, unsere Erfolge rührten von

unserem frommen Eifer und unserer Geschicklichkeit her und nannten, was nur Ausfluß Seiner übergroßen Gnade und Barmherzigkeit war, Glück, wie die alten Heiden. Wo aber die Demuth ihrem anmaßlichen Bruder, dem Hochmuthe, hat weichen müssen, da fliehen auch die anderen unschätzbaren, unentbehrlichen Tugenden des Lebens verschüchtert davon. Mit der Bescheidenheit und Mäßigung legten wir auch die Klugheit ab, und ach! das war der herbste Verlust, den wir am härtesten haben büßen müssen. Nicht vergebens, nein in tiefer Bedeutung ermahnt unser göttlicher Meister seine Jünger: seid klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben! Aber wir, vorzugsweise zu seiner Nachfolge bestimmt, sind seines Wortes uneingedenk geworden, wir haben die Schlangenklugheit abgelegt und sind ungetreue Jünger geworden."

Der Sprecher hielt hier in dem Schuldbekenntnisse, welches er im Namen seiner ganzen Gesellschaft ablegte, und das sein Genosse in düsterem Schweigen mit anhörte, inne und stärkte sich durch ein Glas Wein.

„Doch ein bedeutender Schritt zur Besserung des Uebels und zum Wiedergewinne des Heiles ist schon geschehen," sprach der königliche Beichtvater weiter, der aus dem dunkelglühenden Wein Trost und neue Zuversicht geschöpft zu haben schien.

„Wir sehen doch unseren Fehler klar ein, und von der rechten Erkenntniß zum rechten Handeln ist, wenn der Allmächtige unserer zerknirschten Reue seine Gnade wieder zuwendet, die Entfernung nicht so beträchtlich

wie von dem Vergehen zur Einsicht desselben. Unser früherer untadelhafter Wandel, unsere gesegneten Erfolge in der alten und neuen Welt, bei heidnischen wilden Völkern und ketzerischen Königen zum Heile der Kirche, haben uns selbst in deren Schoße viele Neider und Widersacher erweckt, die mit verdammlicher Schadenfreude den Angriffen, welche wir erlitten, zusahen und nichts unterließen, um die niederträchtigen Verläumdungen gegen unsere ehrwürdige Genossenschaft als wohlbegründete Wahrheit hinzustellen. Es muß daher von Seiten unserer Gesellschaft etwas geschehen, etwas Großes, eine erstaunliche That, in deren Urhebern selbst ein von Neid und Eifersucht höchst geschärfter Blick keinen Zug von Eigennutz, den man uns ja so gern und bereit zum Vorwurfe macht, als wären wir die einzigen Egoisten in der Welt, entdecken kann. Wahr ist es, unsere Stellung in Frankreich ist trotz allen boshaften Invektiven und Verdächtigungen eine sichere, angenehme und ehrenvolle. Der König, der den Titel eines Allerchristlichsten zur Wahrheit machen will, beehrt uns mit seinem Vertrauen; ein unwürdiges Werkzeug in der Hand des Höchsten bemühe ich mich, Ludwigs Rechtgläubigkeit, die durch keine unchristliche Erziehung und durch kein verderbliches Wissen erschüttert worden ist, so wie seinen lebhaften Sinn für die Autorität in Kirche und Staat, welche jede selbstständige bürgerliche Regung und jegliche eigenmächtige Meinung in Glaubenssachen mit Haß und Entsetzen betrachtet, von Tag zu Tag mehr zu stärken. Dank sei Gott und allen

Heiligen! Meine Bemühungen sind mit Erfolg gesegnet worden. Schon ist der König gewohnt, die abscheulichen Jansenisten und Hugenotten mit Unwillen und geheimer Furcht zu betrachten. Aber, mein theuerer Bruder in Jesu, die Wirksamkeit unseres Ordens findet nicht ihre Grenzen in denen Frankreichs. Ihm gehört die Welt als Schauplatz seiner Thätigkeit! Und, was wir nicht vergessen dürfen, die Anklage und Vorwürfe, welche man gegen uns geschleudert hat, sind nicht nur gegen unsere französischen Brüder gerichtet, sondern haben die Glieder unserer Gesellschaft in Italien, Deutschland, Spanien, Portugal aufgesucht und sie in ihrer heiligen Thätigkeit gehemmt. Deshalb müssen wir handeln, nicht für Frankreich, sondern für die Welt, aber in Frankreich, weil sich von hier aus der Sturm gegen uns erhob, und weil wir in der Rechtgläubigkeit des Königs und seiner Gnade gegen uns eine feste Stütze haben, deren wir allerdings zu unserem großen Werke bedürfen. Denn diese That soll den Namen unserer Gesellschaft mit einem neuen Schimmer umgeben, sie soll und muß das in schwachen Gemüthern erschütterte Zutrauen zu unserer gerechten Sache wieder herstellen. Ich habe die Angelegenheit bereits der vollen Aufmerksamkeit unseres ehrwürdigen Generals empfohlen, und die Genugthuung wurde mir gestern zu Theil, daß er seine Zufriedenheit mit dem Plane brieflich ausspricht und meinem Eifer für das Wohl des Ordens seine Anerkennung zu Theil werden läßt. Es ist ein erhebender Gedanke, daß die Pläne, welche wir hier in Paris

und Versailles haben, in Kurzem eine auserlesene Schaar heiliger, mit dem Geiste Gottes reich ausgestatteter Männer nicht nur in Europa, sondern in allen Welttheilen beschäftigen werden. Mein Plan, den sonach unsere Genossenschaft zu dem ihrigen machen wird, zielt auf nichts weiter hin als die Abschaffung jenes abscheulichen Ediktes von Nantes, welches ein Schandfleck in der Verfassung dieses katholischen Königreichs ist und den Beinamen seines Beherrschers, als des Allerchristlichsten geradezu zu nichte macht. Die schwierigsten Vorarbeiten sind schon überwunden. Man hat den größten Theil der Ketzer im Süden bereits zum allein selig machenden Glauben bekehrt, und ich hoffe, es wird nicht allzuschwer sein, den König zu überzeugen, daß er der Herr eines durchaus katholischen Reiches und jene gesetzliche Bestimmung einer verwerflichen Toleranz nicht nur überflüssig, sondern auch schmählich ist. Ich lege euch, mein theuerer Bruder, den Plan offen vor, da ich euch als ein an Geist und Begabung vorzugsweise reiches Glied unserer Gesellschaft in dieser Provinz kenne, dem außerdem die günstige Gelegenheit in seiner Stellung als Beichtvater vornehmer Familien gegeben ward, die besten Beobachtungen über die in diesen Kreisen herrschende Stimmung anzustellen. Die Hauptsache scheint mir zu sein, daß wir auf den König von verschiedenen Seiten her einwirken. Ihr kennt ja seine Eigenthümlichkeit," (hier schlich ein feines Lächeln über das Gesicht des Paters) „vermöge deren er sich jedem überwältigenden Einfluß von einer Seite her zu ent-

ziehen sucht. Er will einmal selbständig sein; lassen wir ihm den schmeichelnden Wahn. Wir müssen also Leute in unser Interesse ziehen, von denen man solches nicht vermuthet, und die schon der Natur ihrer Stellung nach eine Einwirkung auf ihn haben. Welche Personen haben aber den König von jeher mehr beherrscht als seine Geliebten? und dieß geschah um so sicherer und unmerklicher, weil die Bande, in denen er schmachtete, Blumengewinde waren, und weil ein liebender Mann sich nur zu leicht dem Wahne hingibt, er sei der Sieger, während er in Wahrheit der Ueberwundene ist. Die erste Frage kann als erledigt betrachtet werden: wir müssen die Maitresse für uns gewinnen, die dem Könige unsere Gedanken auf eine Art beibringt, als seien sie in seinem eigenen Kopfe erstanden. Die andere bei weitem wichtigere Frage bleibt uns zur Lösung übrig: wer wird dieses Werkzeug in unserer Hand sein?"

Der Pater schenkte aufs neue die Gläser voll, trank und fuhr, einen lächelnden Blick auf seinen Gesellschafter richtend, fort: „Ihr sehet mich, mein Bruder, erstaunt an, daß ich als Fundament unseres heiligen Werkes eine Schwäche des Königs, ein lasterhaftes Verhältniß annehme, ich, der ich stets dagegen geeifert habe und nicht ohne Erfolg. Euere Verwunderung ist nicht ungerecht. Unzucht ist eine Sünde, daß weiß Jeder, allein unsere Casuisten machen mit Recht darauf aufmerksam, daß sie in gewissen Fällen eine absolute Nothwendigkeit, ein Verdienst, eine Tugend werden kann. Der Fall tritt hier ein. Genügte der König seinem

leidenschaftlichen Temperamente nicht auf diesem Wege, so würde seine innere Gluth sich anderer Gegenstände bemächtigen; er würde dem Ehrgeize fröhnen und einen Brand in Europa entzünden, der diesen Welttheil der größten Gefahr aussetzen würde. Außerdem würde unserem Orden ein Weg zur sicheren Einwirkung auf seinen Sinn verschlossen sein; und wie sehr würde die Kirche, der ganze Erdball darunter leiden! Doch wir brauchen von dieser Exception keinen Gebrauch zu machen; es ist nicht nöthig, den beschränkten Pfad bürgerlicher Moral zu verlassen. Der König ist geneigt zu heirathen, nur schwankt er noch, wen er zum Altare führen soll, oder vielmehr, wir haben uns noch nicht entschieden, wen wir ihm zur Gemahlin geben sollen."

„Ich kann euch da eine recht artige Aeußerung mittheilen, welche mir dieser Tage zu Ohren gekommen ist," bemerkte Pater Roux; „vielleicht ist sie euch noch unbekannt. Eine sehr vornehme Dame hat geäußert: man muß sich beeilen, den König schicklich zu vermählen, sonst heirathet er vielleicht die erste beste Wäscherin, die ihm gefällt."

„Es liegt in diesen Worten," erwiederte der Beichtvater des Königs mit einigem Stolze, „eine Anerkennung meiner Bemühungen um den sittlichen Zustand unseres Monarchen, die mich unendlich freut. Gewiß Ludwig, auf dessen Herz meine sanften Ermahnungen zur Tugend Eindruck gemacht haben, würde eher ein Waschmädchen heirathen, als wiederum mit einer Marquise buhlen. Doch es soll keines von beiden stattfin-

den. Lasset uns nun die Candidatinnen um die erledigte Stelle an der Seite des Königs prüfen. Die Marquise von Montespan können wir füglich übergehen; sie hat durch ihr herrisches und unkluges Betragen die Zuneigung des Königs auf immer verscherzt; sie hat zwar neuerdings wieder einen starken Anfall von Reue und Bußfertigkeit, der sie veranlaßte, meinen geistlichen Zuspruch zu begehren, allein ich traue diesen launenhaften und dabei verschmitzten Weibe nicht. Lassen wir sie fallen. Wir haben nun Frau von Maintenon. Ich bekenne offen, daß sie die einzige Person am Hofe ist, über deren Charakter ich nicht ganz im Klaren bin, und von der ich demnach nicht weiß, ob man sich auf sie wird verlassen können. Ich hatte in dieser Beziehung bereits vor einigen Tagen eine ernste Unterredung mit dem Abbé Gobelin, der mir indessen keine genügenden Aufschlüsse zu geben vermochte."

„Mit Abbé Gobelin, ihrem Beichtvater!" fiel der andere Jesuit mit unverhohlenem Erstaunen ein. „Ist der Mann nicht ganz im Interesse seiner Beichttochter?"

„Ihr würdet diesem würdigen Priester durch eine solche Annahme unrecht thun. Er verfolgt einzig das Interesse der Kirche, deren getreuer Diener er ist; und beklagt nichts so sehr, als nicht ein Mitglied unseres Ordens zu sein. Indeß sucht er diesen Mangel durch eine aufrichtige Ergebenheit und Dienstbeflissenheit gegen die Gesellschaft auszugleichen. — Was nun meine Ansicht über Frau von Maintenon betrifft, so halte ich sie für sehr klug, für zu klug, als daß man sich versprechen

könnte, an ihr dasjenige blinde Werkzeug für Erreichung unserer Zwecke zu haben, wie wir es bedürfen. Ferner hat die Dame trotz allem Elende, in welchem sie aufgewachsen ist, und welches sie noch später erlitten hat, sich eine seltene Bildung des Geistes zu eigen gemacht, die mich zu dem Schlusse berechtigt, daß ihre Bekehrung bei so viel natürlicher Begabung und bei einer so gründlichen Bildung mehr ein Akt politischer Berechnung als Sache der Ueberzeugung ist. Charaktere, wie Frau von Maintenon ist, können ihre religiöse Ueberzeugung nicht wechseln, weil dieselbe das Ergebniß ihres festen unwandelbaren Wesens ist. Ferner dürfen wir ihre Abstammung aus einer Familie nicht vergessen, die der Ketzerei die hartnäckigsten Vorkämpfer lieferte; die Ketzerei ist ein Erbübel in der Familie d'Aubigné; sollte die Enkelin desselben so plötzlich ledig geworden sein? Alles das erfüllt mich mit Mißtrauen gegen die Dame, und wir dürfen nur im äußersten Nothfalle zu ihr greifen. Da hätten wir denn nun endlich Fräulein von Derval, deren Glücksstern erst im eigentlichen Aufsteigen begriffen ist. Sollte ich blos meinem Gefühle folgen, so müßte ich ihr meinen unbedingten Beifall geben; die edle vollendete Gestalt, das geistvolle, schwärmerische Auge gefallen mir ungemein, allein ich ordne mein Präjudicium gänzlich den Beobachtungen und Erfahrungen unter, welche ihr als Beichtvater des Hauses über die junge Person gemacht haben müsset. Redet also, mein Bruder; wie ist euch das Fräulein erschienen?"

„Ich muß freilich von vorn herein bemerken,"

nahm Roux mit einem Anflug von Lächeln das Wort, „daß ich in meiner Stellung zum Hause Derval der Tochter desselben nicht meine volle Aufmerksamkeit habe zu Theil werden lassen, welche ich mehr der Marquise und dem nun verstorbenen älteren Sohne zuwandte. Wer konnte ahnen, daß die kleine wilde Gabriele eine Person von Wichtigkeit für uns werden würde? Die beiden jüngeren Kinder des Hauses haben eine unregelmäßige Erziehung genossen und sind zum größeren Theile in wilder Ungebundenheit auf dem Lande erwachsen, da die Marquise, die Herrin im Hause, sie nicht wohl leiden mochte. Dadurch hat sich im Charakter des Mädchens etwas Ursprüngliches, Unbändiges erhalten, das man bei den wohlgeschulten Kindern der anderen vornehmen Familien nicht findet. Fern von der Berührung mit der Welt erwachsen, schien sie mehr sich eine eigene wunderbare geschaffen zu haben, zu deren Konstruktion die Erzählungen ihrer bäuerischen Umgebung wesentlich beigetragen haben mochten. Daß sie wild und trotzig war und nur mit Unwillen die Zurücksetzung ertrug, welche sie nebst ihrem jüngeren Bruder erfuhr, ist wohl ein wichtiges Moment zu ihrer Charakteristik. Man könnte sie kurz als geistvoll, aber fantastisch und verschroben schildern.“

Pater La Chaise hatte während dieser Rede öfters beistimmend gelächelt und zufrieden mit dem Kopfe genickt. „Gut, recht gut,“ sagte er nun. „Habt ihr nichts von einer Liebe, einem zärtlichen Verhältnisse oder dergleichen gemerkt?“

„Gewiß,“ erwiederte der Andere; „sie hatte ein solches mit einem gewissen Grafen von Carcasses, einem jungen Taugenichts, den sie durch ihren Bruder kennen lernte.“

„Vortrefflich!“ rief der königliche Beichtvater. „Ganz die Person, deren wir bedürfen. Die Leute, die sich eine eigene Welt des Traumes geschaffen haben und in derselben, unbeirrt durch alle Einwirkungen von außen, fortvegetiren, sind die passendsten Werkzeuge für uns. Man schiebt ihnen einen schönen Hintergrund auf ihre Schaubühne, wo sie selbst immer die Heldenrollen spielen; man setzt ihnen irgend ein blendendes Ziel vor die Augen, und man kann sie sicher hinführen, wohin man will. Ich werde mich sonach der Partei des Fräuleins bei Hofe anschließen, nachdem ich zuvor ihre Bekanntschaft gesucht, und meinen ganzen Einfiuß auf den König zu ihren Gunsten anwenden. Frau von Maintenon und die Marquise von Montespan, die stets Feindinnen waren und so oft in heißen Kampf geriethen, mögen sich friedlich einen, damit die eine die andere trösten kann. Wir aber, mein theuerer Bruder, wollen uns in Demuth vor dem Herrn der Heerschaaren beugen, daß er uns aufs neue seine Gnade angedeihen lasse, daß er uns klug und weise mache und uns mit allen den Eigenschaften wieder ausrüste, die einem wackeren Streiter für den Ruhm der Kirche zukommen. Gilt es doch ein großes heiliges Werk, das den gesegneten Namen unserer ehrwürdigen Gesellschaft mit neuem Glanze schmücken soll, gilt es doch den Preis und größeren Ruhm Gottes selbst!“

„Brüste dich nur, Schwätzer!“ sagte Pater Roux bei sich, als er nach seiner Zusammenkunft mit dem Beichtvater des Königs die Gänge des Versailler Schlosses durchschritt. „Wie schlau du die Sache auch angefangen zu haben meinst, doch wirst du überlistet. Alles geschieht zum größeren Ruhme Gottes und unserer Gesellschaft. Glaubt ihr, mein eitler Pater la Chaise, ihr wäret das geeignetste Werkzeug, unsere großen Pläne in Ausführung zu bringen? Ihr werdet von diesem Irrthume zurückkommen, wenn i ch euere Stelle als Beichtiger des Königs einnehme. Königlicher Beichtvater! Beherrscher dieser einen Seele und durch sie Lenker von Millionen! Erhabenes Ziel meines Ehrgeizes, dem ich in glühendem Eifer nachgestrebt, seitdem ich ein Mann war! Wie anders würden sich die Geschicke Frankreichs gestalten, wenn ich diesen Posten seither an la Chaise's Stelle eingenommen hätte, der in Ueppigkeit und Verweichlichung versunken, das Schiff der Kirche hat fast stranden lassen. Hohes Ziel, dem ich unermüdet nachgejagt, wirst du mir jetzt wieder entgehen, wo sich alles vereint, mich ihm entgegenzuführen? Gabriele, m e i n e Gabriele die Geliebte, die Gemahlin des Königs durch meine List und m e i n e Anstrengung! Gott und alle Heiligen im Himmel! Wird sie mir nicht Alles, Alles, was dieses nach Macht und Ehre durstige Herz begehrt, gewähren, wenn ich dem lieben Kinde e i n Wort sage, wenn ich ihr ein Geheimniß mittheile, das wie ein Saatkorn im Schreine meiner Brust gelegen, des Augenblicks gewärtig, welcher ihm Sonne,

Luft und Raum geben würde, um lustig emporzuschießen und Frucht zu tragen? O wie will ich euch dann niederschmettern, die ihr dem Sohne des Handarbeiters mit einem Blicke nur zu nahe getreten seid, ihr hochadeligen Hofbedienten! Doch ich bin außer mir und bedarf jetzt vor allem der Sammlung und Geistesgegenwart. — Pater Gobelin ist also gewonnen. Wohl, ich habe um so leichteres Spiel mit ihm, und es bedarf deshalb keiner Beobachtung und Umstellung jenes heuchlerischen Weibes. Im Uebrigen Vorsicht! Meine natürlichen Verbündeten müssen die Leute sein, die ich später zu demüthigen gedenke, der hohe Adel. Leise und unmerklich, wie die Schlange im Rasen hinkriecht, muß ich meine Thätigkeit ausüben, denn ich will sie ja Alle überlisten. Wie leicht würde man mir als dem Beichtvater der Familie auf die Spur kommen, wenn ich der Vorsicht vergäße! — Und wenn es mißlänge, das verwegene Spiel? Nun, dann ziehe ich meinen Kopf aus der Schlinge und meine gute Gabriele büßt ihre und meine Sünden im Kloster. Ha, ha! Also auf, zur Herzogin von Arpagon und zum Pater Gobelin, da ich einmal in Versailles bin."

Und leichten gewandten Ganges, mit einem stolzen, siegesgewissen Lächeln, schritt der schlaue Jesuit von dannen.

11.

Hoffnungen und Niederschlag.

Ein prachtvoller Wagen, auf dessen Schlage eine herzogliche Krone prangte, hielt vor dem Hotel de Derval; der Lakei sprang von seinem Standorte hinten ab und eilte in das Haus hinein. Nur wenige Minuten währte es, daß der neue Haushofmeister Pierre Clopin, aufs stattlichste herausgeputzt, erschien, um den Besuch zu empfangen, der seiner Herrschaft willkommen war. Der Diener, in seiner Begleitung zurückgekehrt, riß den gekrönten Wagenschlag auf, und die Herzogin von Arpajon „en grande Parüre" stieg aus, gestützt auf den Arm des zierlichsten und feinsten aller Haushofmeister. Auf einem Absatze der Treppe empfing sie die Dame des Hauses, in Trauerkleider gehüllt. Die beiden Frauen begrüßten sich durch eine Umarmung.

„Seiet willkommen in diesem Hause, Frau Herzogin!" sagte die Marquise, „das ihr unrechter Weise so äußerst selten besuchet, während ihr doch wisset, daß euch treue Freunde hier leben."

„Sehr gütig, Madame", erwiederte die Herzogin. „Ich könnte euch leicht hundert Gründe anführen, deren jeder einzelne mich in eueren Augen vollkommen rechtfertigen würde, allein ich unterlasse das, weil ihr das Alles ebenso gut wisset wie ich. Ich gebe euch überdies die Versicherung, daß ich die freundschaftlichen Gefühle, die ihr für mich heget, wohl zu schätzen weiß

und durch die That zu erwiedern mich bemühe, da es mir nicht vergönnt ist, meine Gegengefühle durch Worte auszudrücken."

„Ihr findet uns in tiefer Trauer; der Herr hat unser Haus schwer heimgesucht, indem er ihm die eine seiner Stützen entzog."

„Ich habe euern großen Verlust lebhaft mitgefühlt. Es war Schade um den schönen jungen Herrn. Tröstet euch mit dem Gedanken, Marquise, daß er zu gut für diese schlechte Welt war. Ihr dürfet euch euerm Kummer nicht so beständig hingeben; die Welt hat viel Ansprüche an euch. Ich glaubte euch getrösteter zu finden, da ich den allerliebsten Domestiken in euerm Hause sehe, der mich mit aller Grazie eines feinen Hofmannes empfangen hat. Wer anders sollte ihm das beigebracht haben als seine Herrin?" Ein feines boshaftes Lächeln der Herzogin begleitete diesen letzten Theil ihrer Rede.

„Dem ist nicht so", erwiederte die Marquise ruhig, „der junge Mensch war Diener meines seligen Hilaire und dessen Liebling. Nach dem Ableben meines Sohnes nahm ich ihn diesem zu Ehren, und weil er geschickt und anstellig war, in unseren Dienst, den er recht gut versieht."

Die beiden Damen waren in das Boudoir der Marquise von Derval eingetreten und hatten Platz genommen.

„Nun erzählet mir etwas Neues vom Hofe, Herzogin", sagte die Dame vom Hause.

„Ihr fraget nach Neuigkeiten von Versailles?“ erwiederte diese erstaunt. „Bei euch müßte man doch freilich die genaueste Kenntniß der Tagesbegebenheiten voraussetzen.“

„Warum? Nur selten betritt Jemand dieses Haus der Trauer, und ich selbst habe mich seit dem Hinscheiden meines unvergeßlichen Hilaire von aller Gesellschaft zurückgezogen und die Gemeinschaft mit Gott und den Heiligen gesucht.“ Bei diesen Worten warf sie einen frommen Blick auf ein großes Krucifix, welches ihrem Sitze schräg gegenüber an der Wand befestigt war.

„Aber mein Gott, ihr habt doch eine Tochter am Hofe, die mitten in den Ereignissen darin steht. Hat euch denn Fräulein Gabriel ein jüngster Zeit nicht wichtige Mittheilungen über gewisse Vorfälle gemacht?“

„Der Verkehr zwischen mir und meiner Tochter ist nicht sehr lebhaft. Es sind von ihrer Seite Dinge geschehen, welche das innige Verhältniß zwischen Mutter und Tochter lockern mußten. Ich freue mich, daß es Gabrielen gelungen ist, die Gunst der Frau von Maintenon zu gewinnen; sie hat damit Gelegenheit erlangt, frühere Vergehungen gegen ihre Familie gut zu machen.“

Die Herzogin gerieth vor Erstaunen außer sich, da sie sich endlich überzeugen mußte, daß die Marquise über die neu entstandenen Verhältnisse am Hofe in gänzlicher Unwissenheit erhalten worden. Zugleich aber keimte der sehr natürliche Vorsatz in ihr auf, sich diesen

Umstand zu nutze zu machen und ihre Verdienste um Gabrielens Glück möglichst hervorzuheben.

„Ich weiß nicht, welcher Vergehungen gegen ihre Familie sich Fräulein Gabriele schuldig gemacht hat", sagte sie; „aber mag es sein, was es will, durch die rastlosen uneigennützigen Bemühungen ihrer Freunde wird es der jungen Schönen bald gelingen, alle Vorwürfe von Seiten der Ihrigen verstummen zu machen, oder besser in laute Lobpreisungen zu verwandeln."

„Wirklich! Ich bin erfreut, das zu hören. Frau von Maintenon hat mir mehrere Male ihre Zufriedenheit mit Gabrielen zu erkennen gegeben, und der Güte dieser Freundin hat sie es zu danken, daß der König sie nicht, wie sie eigentlich verdiente, mit ungnädigen Augen angesehen hat."

„Ach! hat sie das wirklich gethan, die wackere Freundin? die Ungnade des Königs abgewendet! das will viel sagen. Frau von Maintenon ist eine herrliche Frau, der ihr allerdings zu großem Danke verpflichtet seid", erwiederte die Herzogin mit ungeheurem Hohne. „Ich möchte euch aber doch ein paar gute Rathschläge geben, liebe Marquise. Einmal, daß ihr euch doch mit euerer liebenswürdigen Tochter auf einen besseren Fuß setzen möchtet, als er gegenwärtig zu bestehen scheint. Es dürfte euch vielleicht schwer gereuen, den Wink nicht zu befolgen. Und zweitens möchte ich euch doch rathen, nicht gerade die Leute als euere Freunde anzusehen, die die Euerigen vor der Ungnade des Königs bewahren,

sondern lieber solche, die ihnen den Weg zu Gunst und Macht bahnen."

Die Marquise wurde durch diese Worte aus ihrer Apathie emporgerissen; sie warf einen forschenden Blick auf die Rathgeberin und sagte: „Ich bin euch unendlich verbunden für euere wohlmeinenden Worte, aber ich verstehe sie nicht. Ich bitte, redet deutlicher. Was ist mit meiner Tochter geschehen?"

„Höret denn und staunet, beneidenswertheste aller Mütter, was euere unermüdlichen Freunde in aller Stille für euer Haus gethan haben! Schon seit geraumer Zeit ertrug eine Anzahl Personen vom hohen Adel nur mit dem tiefsten Unwillen das schmähliche Joch, welches jene Dame, die sich Frau von Maintenon nennen läßt, dem Könige und ihnen selbst auferlegt hat. Ihr ganzes Streben ging dahin, diesem widerwärtigen Zustande ein Ende zu machen. Es bildete sich ein Komplot, an welchem sich der Fürst Marsillac, Letellier, von Louvois und euere aufrichtige Freundin mit mehreren anderen Personen vom höchsten Range betheiligten. Mit großem Bedauern vermißten wir den Namen Derval in unseren Reihen. Es galt, unseren Herrn aus den Händen einer schlauen Intriguantin zu befreien, ihn für Freude und Lebensgenuß wieder zu gewinnen, die ihn im Umgange mit jener Frömmlerin verleidet waren, und sein Herz, das unter dem unheilvollen Einflusse jener Frau fast erstarrt war, durch eine neue Liebe zu erwärmen; es galt, ein schönes junges Wesen aufzufinden, das im Stande war, den König

aufs Neue zu entflammen und jene alte Gleisnerin von dem Platze zu verdrängen, der ihr in keiner Hinsicht gebührt. Und höret, Marquise! wir haben unser Ziel erreicht; Frau von Maintenon steht auf dem Punkte, einem reizenden Geschöpfe zu weichen, dessen Name Gabriele von Derval ist!"

Die Marquise, welche athemlos und mit ungeheurer Spannung die Rede der Herzogin angehört hatte, fuhr bei den letzten Worten wie elektrisirt in die Höhe.

„Meine Tochter die Geliebte des Königs!" stammelte sie und strich sich mechanisch mit der Hand über die Stirn, als träume sie.

„Ihr könnt euer Glück nicht fassen, Theure," sagte die Herzogin mit triumphirenden Lächeln; „ich glaube es gern."

„Mein Gott, wie ist denn das möglich? ich kann noch immer nicht daran glauben."

„Es ist mein bescheidenes Verdienst, die Augen des Königs auf den Schatz gelenkt zu haben, der ihm bestimmt war. Denket wie komisch! die Zusammenkunft fand in einer Abendgesellschaft der Montespan statt, und die arme Närrin hatte nicht einmal eine Ahnung davon, daß sie einer Andern den Steigbügel halte."

„Aber wie ist es euch denn gelungen, die Maintenon zu hintergehen?" fragte die Marquise weiter, die voll frohen Erstaunens und halb berauscht von der Mittheilung im Zimmer auf- und abschritt.

„Ihr wisset ja: wen Gott verderben will, den

schlägt er mit Blindheit. Es war unsere eifrigste Sorge, sie in diesem Zustande zu erhalten."

„Gabriele! Gabriele, die Favorite des Königs!" rief die glückselige Mutter. „Wer hätte sich das je träumen lassen! Und euch und Louvois und Marsillac verdanken wir das?"

Um der Marquise von Derval einen härteren Vorwurf wegen ihrer niederträchtigen Freude über das Glück ihrer Tochter: Maitresse des Königs zu werden, zu ersparen, als ihr in der That gebührt, ist es nöthig einen Blick auf den Geist und die Gesinnung jenes so gefeierten Zeitalters Ludwigs XIV. zu werfen.

Durch die langwährenden Religions- und Successionskriege in Frankreich zu Ausgang des sechszehnten Jahrhunderts war der zu aller Zeit mehr oder weniger unabhängigkeitslüsterne Adel in seiner Macht sehr geschwächt und gedemüthigt, in seiner einst so gerühmten ritterlichen Gesinnung völlig depravirt worden. Durch die siegreichen Waffen der protestantischen Partei, an deren Spitze sich der kluge Heinrich von Navarra, ein entfernter Verwandter der vorkommenden Königsfamilie gestellt, und durch seinen politischen Uebertritt zur herrschenden Kirche wurde zwar dem unglücklichen Lande die äußere Ruhe wieder gegeben, aber die böse Saat sittlicher Verderbniß, welche die schlimme Katharine von Medicis aus Italien herübergebracht und die Stürme eines langen, alle bösen Leidenschaften reifenden Bürgerkrieges gezeitigt hatten, wucherte unter Heinrichs IV. Regierung lustig fort. Und zwar trug dieser Monarch,

der wie sein Enkel stets überschätzt zu werden pflegt, große Schuld an diesem tief in das geistige Leben der Nation fressenden Uebel. Wäre Heinrichs Lebenszeit in eine strengere reinere Periode gefallen, er würde vielleicht ein untadelhafter Fürst geworden sein. Allein er hatte nicht ungestraft am Hofe jener Medea aus Florenz gelebt, die ihre eigenen Kinder einem verruchten Ehrgeize zum Opfer brachte, nicht umsonst hatte er seine besseren Lebensjahre im Feldlager einer fanatisirten Partei zugebracht, und sich mit Waffengewalt und List gegen die Angriffe und boshaften Ränke seiner Schwiegermutter wehren müssen, als daß nicht seine Seele am Ende hätte müssen angefressen werden vom Gifte der moralischen Verderbniß. Er konnte deshalb, als er die Krone endlich erlangte, Frankreich wohl den inneren Frieden wiedergeben, aber er war nicht im Stande, dem Umsichgreifen des krebsartigen Geschwüres Einhalt zu thun. Vielmehr richtete das böse Beispiel der Unsittlichkeit, welches er in seiner Person gab, mehr Unheil an, als alle weisen Regierungsmaßnahmen seines wackeren Ministers Sully gut machen konnten, und es wirkte um so schlimmer, als Heinrich seine Verderbtheit mit einem bestechenden Glanze von Ritterlichkeit und Bonhommie umkleidete, welche auf die Franzosen ihre Einwirkung nie verfehlt und sie leider veranlaßte, Heinrichen als das Muster eines guten Königs zu verherrlichen und nach Vermögen nachzuahmen. Dieser fiel endlich als ein Opfer der Verruchtheit, zu deren Abstellung er während seiner Regierung nichts gethan

hatte, und das Land erhielt unter seinem Sohne einen Vorgeschmack der Segnungen, die Frankreich von der Herrschaft der Familie Bourbon zu erwarten hatte, bis endlich ein kühner geistreicher Mann den rechten Weg erkannte, um das Land vor moralischem Untergange zu retten: Niederdrückung des ganz verderbten Adels und Hebung der noch unberührten Klassen der Gesellschaft. Mit eiserner Faust übte Richelieu den Despotismus aus, dessen Schöpfer er war, und in ohnmächtigem Grimme fügte sich der hohe Adel dem Drucke. Der Vorwand der Religion ward von diesem Kardinale verächtlich zurückgewiesen, er kannte zu wohl dessen Wichtigkeit und wußte, daß eine inficirte und corrumpirte Generation nur eine Religion hatte, die des Eigennutzes, und eben die gedachte er abzuschaffen. Er wollte einen neuen Kultus einführen, den des Königthums, und er zwang Katholiken und Protestanten in gleicher Weise, diesen anzuerkennen. Die gänzliche Durchführung dieses großartigen Planes überließ er einem fähigen Nachfolger, den er sich selbst ausgesucht, dem Kardinal Mazarini. Noch einmal, während der Minderjährigkeit Ludwigs XIV., machte der Adel eine ungeheuere Anstrengung, sich den Anforderungen dieses neuen gesellschaftlichen Zustandes zu entziehen. Aber dieser Versuch, bekannt als Krieg der Fronde, bewies nur, wie geistig ohnmächtig der Stand geworden war, der über die anderen Klassen der Gesellschaft Herrschaft und Vorrang beanspruchte. Das Unternehmen mußte mißlingen, weil diese stolzen Pairs dem unmoralischen, aber kräf-

tigen Regimente des Kardinals nichts entgegen zu stellen hatten als den letzten fast verblichenen Schimmer des einst so glanzvollen französischen Ritterthums, keine wahre Würde, keine edle patriotische Gesinnung, wie sie zu Franzens I. und Heinrichs II. Zeiten noch hervorgetreten waren. Von Allem, was ihm einst wahrhaft geziert, besaß der hohe Adel nur noch das Aeußerliche, den Schein, oder die Verdünnung und Abschwächung des ehemaligen Vorzugs; vom Ritterthum noch den Titel und Namen, von der ritterlichen Gesinnung die Phrase, von der aufrichtigen Verehrung des weiblichen Geschlechtes das hohle galante Wesen; aus einer Maitresse, das heißt einer Geliebten, einer Herrin in überschwänglichem Ausdrucke der Chevalerie war, mit unbefangenen Augen betrachtet, eine Buhlerin geworden. Der Adel, der nur Standesinteressen, nur den Eigennutz verfochten hatte, wurde wie billig gedemüthigt; und unter Ludwig XIV. nahm er die Stellung ein, die ihm gebührte, die der Hofbedienten. Um seine Erniedrigung vor sich selbst und der Welt einigermaßen zu entschuldigen, hob er Ludwig hoch über andere Menschen empor und wies ihm die Stellung und den Rang eines Halbgottes an, vor dem es keine Schande sei in Anbetung niederzufallen. Indessen hatten sich, während der Adel immer tiefer sank, die anderen Schichten der Gesellschaft gehoben. Unter den höheren Bürgerklassen erwachte im Laufe des siebzehnten Jahrhunderts ein regeres Leben; nachdem ihre gesellschaftliche Stellung

einigermaßen befestigt war, bemächtigten sie sich der Künste und Wissenschaften. Da man in Betreibung derselben dem herrschenden Principe des Despotismus huldigte, so begünstigte der König diese Neigung und der Adel mit ihm, der für die verlorene Position nach oben hin in der Demuth der Bürgerlichen einen Ersatz suchte. Man würde freilich sehr irren, wenn man die französische Literatur zur Zeit Ludwigs XIV. als eine Frucht der Nationalbildung ansehen wollte; man kann sie höchstens als Produkt der Bildung von Paris gelten lassen; sie war vielmehr ein glänzender Firniß, der über die tiefe Roheit und Versunkenheit des damaligen Zeitalters geworfen war. Das Volk war noch in mittelalterlichen Aberglauben und in Unwissenheit befangen, der kleinere, geistig etwas aufgeklärte Theil der Nation, die Hugenotten, sah sich durch den Druck des Despotismus und durch die steten religiösen Verfolgungen, die man geschickt ins politische Gebiet hinüberzuspielen wußte, in seiner bürgerlichen Stellung stets gefährdet und daher an jedem gedeihlichen Fortschritt verhindert. Der Adel, zur Stellung von Lakaien herabgewürdigt, nahm die Gesinnung derselben an; er interessirte sich für die Literatur, weil der König an einigen harmlosen Zweigen derselben Gefallen fand; er war frivol, als es der König war, er wurde bigott, als die Jesuiten sich Ludwigs bemächtigt hatten; er fühlte sich geschmeichelt, wenn Ludwig die Töchter der vornehmsten Häuser seiner Lüsternheit opferte, ja die Infamie ging

so weit, daß einzelne Familien ihre wohlgebildeten Töchter zu Buhlerinnen des Königs erzogen und sie demselben zuführten.

Die Freude der Marquise von Derval bei der Nachricht von Gabrielens bevorstehender Erhebung zum Posten einer königlichen Favoritin gereichte ihr gewiß zur Schmach, aber das größere Gewicht derselben fällt auf die unter dem ganzen Adel herrschende unwürdige und lascive Gesinnung. Galt ja doch ganz gemein die Ansicht, daß die unter den erwähnten Umständen geschehene Vermischung mit dem königlichen Blute nicht nur nicht schände, sondern sogar ehre. Die Marquise hatte indessen noch einen speziellen Grund zur Zufriedenheit. Nach dem Tode seines älteren Bruders hatte Roger die Zügel des Hausregiments in die Hand genommen, nach Kräften unterstützt von seinem Vater, der zwar nie selbst hinlängliche Energie besessen, um dem gräulichen Unwesen in seinem Hause ein Ende zu machen, aber doch den Muth hatte, offen auf die Seite des Reformers zu treten. Mit aller Ehrfurcht und mit der größten Entschiedenheit zugleich nahm der junge Erbe ihr das Hausregiment ab, das sie so leichtsinnig und verderblich geführt, und schüchterte jeden Widerspruch dagegen, sowie jedes Auflehnen gegen seine ökonomischen Anordnungen durch eine Darlegung der finanziellen Lage des Hauses, welche durch die Schuld der Hausherrin eine verzweifelte geworden war, vollkommen ein. Hatte sich doch der wackere Roger zu seiner Betrübniß genöthigt gesehen, seinen Lieblingsplan, Pierre

Clopin die Mittel zum Studium zu gewähren, für die nächste Zeit aufzuschieben. Die Marquise schmachtete sonach unter einem ihr unerträglichen Druck, welchen ihr Schuldbewußtsein, dem arg mißhandelten Roger gegenüber, noch bitterer machte. Nicht die Trauer um ihren verlorenen Sohn hatte sie an ihre Häuslichkeit gefesselt, sondern das niederdrückende Gefühl, nicht mehr wie früher die Verschwenderin spielen zu können. Mit welcher Wonne mußte dieses stolze und ehrgeizige Weib demnach ein Ereigniß begrüßen, welches ihr die Wiederholung eines glänzenden Auftretens in dreifach erhöhtem Maße in Aussicht stellte, und für dessen schmachvolle Seite sie mit einem bedeutenden Theile ihrer Standesgenossen kein Verständniß hatte! Sie jubelte, von Rogers Oekonomik emancipirt zu werden, und dachte nicht daran, daß sie Gabrielen noch ärger mißhandelt hatte.

Der Besuch der Herzogin von Arpajon bei ihrer theuersten Freundin währte noch einige Zeit, und die gute Dame that ihr Möglichstes, um ihre Verdienste in der fraglichen Angelegenheit ins hellste Licht zu setzen. Endlich schied sie im Herzen voll froher Hoffnungen, sich bei der Mutter der künftigen Machthaberin völlig beliebt gemacht zu haben, und den billigen Lohn für ihre uneigennützigen Dienste demnächst zu finden. Die Marquise gab dem angenehmen Gaste, der so frohe Kunde gebracht, wiederum das Geleite; mit Kuß und Umarmung schieden die Freundinnen.

„Bald, hoff' ich, wird auch meinen Wagenschlag eine Herzogskrone schmücken", sagte Frau von Derval

mit stolzer Zuversicht zu Pierre Clopin, der Frau von Arpajon beim Einsteigen unterstützt hatte. „Herzogin von Derval! es klingt nicht übel."

Während sie die Treppe aufstieg, fragte sie den Diener: „Ist mein Sohn, der Marquis, zu Hause?"

„Mein Gebieter ist sehr frühe mit einem Diener ausgeritten und noch nicht zurückgekehrt", erwiederte Pierre.

„So ist doch mein Gemahl in seinen Gemächern? Geh, ich lass' ihn bitten, mich in meinem Boudoir aufzusuchen."

„Der Herr Marquis fühlt sich sehr unwohl und läßt euch durch mich höflichst zu einem Besuche in seinem Zimmer einladen."

„Gut; ich werde zu ihm gehen. Unterdessen laß anspannen; ich muß nach Versailles zu meiner Tochter."

„Ihr erlaubt mir, Madame, euch wegen dieses Besuches zu beglückwünschen. Derselbe ist mir ein Beweis, daß das herzliche Einverständniß zwischen zwei vortrefflichen Damen wieder hergestellt ist."

„Du hast Recht, Pierre; wie könnte ich länger einer Tochter zürnen, die den Ruhm und die Würde ihres Hauses auf eine so glänzende Weise fördert! Da fällt mir eben ein, Pierre, laß doch sogleich das unnütze Geräthe aus meinem Boudoir schaffen, links an der Wand?"

„Was solltet ihr meinen, Madame?"

„Nun mein Gott, die große hölzerne Figur, das

Krucifix; es verunstaltet das Zimmer. Man schaffe es in eine Rumpelkammer."

„Sehr wohl, Madame", erwiederte Pierre, indem er sein feines spöttisches Lächeln durch eine tiefe Verbeugung deckte. „Ihr befehlet doch auch, daß der Betschemel entfernt werde?"

„Gewiß; man melde mir, wenn der Wagen bereit ist."

Die Marquise trat zu ihrem Gemahle ein, der sie trotz seinem Unwohlsein mit chevaleresker Artigkeit empfing. Das Paar besprach sich einige Zeit angelegentlich, und der Erfolg dieser Unterredung war, daß sich der Marquis von seiner Krankheit vollkommen befreit fühlte, ja sogar in eine Art Entzücken über seine Tochter gerieth, ein Gefühl, welches, wie alle anderen, bei seinem höfisch abgemessenen, kalten Wesen nur selten zum Entstehen, noch seltener zur Aeußerung kam. Endlich, als die Marquise schon anfing, Ungeduld über die Verzögerung ihrer Abreise nach Versailles zu empfinden, trat Pierre in das Zimmer ein, worin die Unterhaltung der Gatten stattgefunden, aber sein Gesicht war bleich und sein ganzes Wesen verstört.

Auf einem freien Platze im Boulogner Gehölze war eine Gruppe von Männern versammelt. Waffen blitzen in der Frühsonne, die Sekundanten schreiten den Boden abmessend hin und her, die Gegner stehen ruhig,

sich Blicke des Hasses und der Verachtung zuschleudernd, unfern von ihnen knieet am Boden ein Herr, der Instrumente von unheimlichem Aussehen hervorkramt und ordnend auslegt, es ist ein Wundarzt. Alles deutet darauf hin, daß hier der mordlustigen Göttin zu Ehren ein blutiges Opfer gebracht werden soll. In einiger Entfernung, am Rande des Wäldchens, befindet sich ein zweites Häuflein; es sind die Diener der Duellanten mit den Pferden. Carcasses, der todtenbleich aussieht, hat sich während der Vorbereitungen zum Kampfe oft mit unruhigen, erwartungsvollen Blicken umgeschaut; ein krampfhaftes Zittern bemächtigt sich seines Körpers, als er das Terrain abgemessen, alle Anstalten getroffen sieht. St. Julien hat längst seinen Rock abgeworfen und steht, den Degen in der Faust, auf seinen Gegner wartend.

„Eile dich“, sagt St. Preux, der Sekundant des Grafen, zu diesem, „damit wir fertig werden. Man könnte uns leicht überraschen.“

Zögernd zieht Carcasses seinen Rock aus, immer trostloser wirft er den verzweifelten Blick umher. Als er den Degen aus der Hand seines Sekundanten empfängt, vermag er denselben kaum festzuhalten. Sein Gegner, dem seine Angst nicht entgeht, blickt ihn höhnisch und verächtlich an.

„Zum Henker! ich glaube gar, du fürchtest dich Brüderchen“, raunt ihm St. Preux zu. „Ich bitte dich bei allen Göttern des Waldes, blamire dich und

mich nicht für ewige Zeiten. Beiße die Zähne aufeinander und frisch drauf los!"

Carcasses versucht zu lächeln, aber sein Gesicht verzieht sich zur abscheulichen Fratze; antworten kann er nicht. Der Form wegen stellt Roger von Derval den Antrag, die Sache in Güte beizulegen, den natürlich St. Preux im Namen seiner Partei abweist. Der Kampf begann. St. Julien war nach einigen Finten, die den Zweck hatten, seinen Gegner sicher zu machen, eben im Begriff, einen gewaltigen Stoß auszuführen, den des Grafen zitternder Arm schwerlich zu pariren vermocht hätte, als sich bei der Gruppe der Diener ein lautes Geschrei erhob. St. Julien hielt ein und richtete den Blick nach der Gegend, aber sogleich verließ er seine Position, griff nach seinen Kleidern und begab sich in der entgegengesetzten Richtung in die Flucht. Alle Uebrigen folgten seinem Beispiele; Carcasses mit einem freudigen Gesichte, welches nichts weniger als eine unangenehme Ueberraschung verrieth. Polizeisoldaten, wie man wahrgenommen, hatten sich der Diener und der Pferde versichert; ein Theil von ihnen begab sich auf die Verfolgung der Flüchtigen. Diese mußten bald alle Aussicht des Entrinnens aufgeben, da ihnen noch auf zwei anderen Seiten der Weg von anderen Polizeibeamten abgeschnitten wurde. Völlig erschöpft, sahen sie sich endlich genöthigt, sich den Vollstreckern des Gesetzes zu ergeben. Man führte die kleine Gesellschaft eine Strecke fort zu einer Stelle des Gehölzes, wo zwei Wagen

standen. Ein anständig gekleideter Herr trat höflich auf sie zu und sagte: „Meine Herren, ich habe den Befehl, Sie zu verhaften. Hier ist die Lettre de cachet: Herrn Grafen von Carcasses als Herausforderer mit seinem Sekundanten, Herrn Grafen St. Preux, ferner Herrn von St. Julien nebst Herrn von Derval. Ein fünfter Name ist nicht genannt; es steht demnach dem Besitzer desselben", wandte er sich zu dem Arzte, „frei, hinzugehen, wohin er will. Sie aber, meine Herren, ersuche ich gefälligst, in diesem Wagen Platz zu nehmen. Ich selbst werde mir das Vergnügen machen, dem Herrn von Carcasses in dem anderen Gesellschaft zu leisten."

Einen grimmigen Fluch zwischen den Zähnen murmelnd, stieg St. Preux ein; Derval und St. Julien fügten sich geduldig in das, was nicht zu ändern war; außer den Genannten nahmen noch zwei Sicherheitsbeamte in dem geräumigen Wagen Platz. Während der ziemlich langen Fahrt besannen sich die Verhafteten vergebens, auf welche Weise die Polizei von ihrem Vorhaben Kenntniß erlangt haben könne. Roger und Theodore tauschten ihre mannichfachen Vermuthungen in italienischer Sprache aus.

„Ich halte diesen Menschen", sagte der letztere, „mit welchem mich mein böses Geschick in Konflikt gebracht hat, für eines der gefährlichsten Subjekte, weil er feig, schwach und hinterlistig ist. Nur ein nichtswürdiger Feigling kann den miserablen Muth haben, einen Brief zu unterschlagen. Wenn mich nur meine bösen Ahnungen trügten! Ich möchte nur wissen, wie dieser

Elende auf den Einfall geräth, sich gerade in meine Angelegenheiten zu mischen; ich habe nie in der geringsten Beziehung zu ihm gestanden und habe ihn kaum von Ansehen gekannt. Es muß hier ein Verhältniß zu Grunde liegen, in welches ich noch keine Einsicht habe."

Derval schüttelte bedenklich den Kopf; auch seiner hatte sich eine Bangigkeit bemächtigt, die er vergebens niederzudrücken sich bemühte. „Hast du denn bemerkt, wie er zitterte und bebte, als ihr antratet, und wie sein Gesicht sich verwandelte! Ich traue dem Menschen wahrhaftig zu, daß er der Polizei selbst Anzeige von dem bevorstehenden Zweikampfe gemacht hat, nur um sich vor deiner drohenden Klinge zu sichern. Freilich hatte er deine bloße Faust schon gekostet, als daß er nicht die ärgste Furcht vor der bewaffneten hätte hegen sollen. Allerdings spricht gegen eine derartige Vermuthung der Umstand, daß er sich ja mit verrathen und der Ahnung des Gesetzes preisgeben mußte, und ebenso seinen Freund hier. Laß uns doch den ein wenig ausforschen."

Der wackere St. Preux hatte während der Zeit in einem Zustande dagesessen, in welchem sich ein wilder Stier befinden mag, den man soeben in den weiten Ebenen Südamerika's eingefangen und der den beengenden Strick um den Nacken fühlt. Er antwortete ganz verkehrt auf die vorsichtig gestellten Fragen seiner Schicksalsgenossen, indeß entnahmen diese doch so viel aus seinen bruchstückartigen, mit wilden Flüchen verbrämten Mittheilungen, daß er nicht weit davon sei, ihren Verdacht in Betreff einer Verrätherei von Seiten des Gra=

fen Carcasses selbst zu theilen; sie merkten aber auch, daß sein Sekundant bei dieser neuen Niederträchtigkeit nicht betheiligt sei.

Endlich hielt der Wagen; eine Brücke rasselte hernieder, man hörte ein schweres Thor öffnen. Der Wagen fuhr in die Bastille ein, jene gefürchtete Zwingburg des Despotismus. Mit schweren Herzen stiegen die Verhafteten aus. Während der eine der Polizeibeamten dem Kommandanten der Feste den Verhaftsbefehl überreichte und leise zu ihm sprach, schaute sich Roger nach dem zweiten Wagen um, in welchen Carcasses eingestiegen war. Er bemerkte nichts. Ob er schon abgeliefert war oder noch nachkam, konnte er nicht entscheiden, doch beschloß er, alles aufzubieten, um die Sache zu ergründen, die ihm ein Räthsel einzuschließen schien.

„Das ist eine schöne Geschichte," flüsterte ihm St. Julien zu. „Wollte Gott, wir kämen so schnell wieder aus dem Neste heraus, als wir hereingekommen sind! Was das Unangenehmste ist, ich habe nicht einmal Urlaub bei meinem Kommandeur genommen, weil ich hoffte, die Sache mit dem Schurken Carcasses würde schnell abgethan sein. Da steht mir demnach, wenn diese Haft überstanden ist, noch eine zweite in Aussicht. Aber ich denke nur an mich und vergesse ganz, daß du, mein armer Freund, um meinetwillen in diese widerwärtige Lage gekommen bist. Ich werde Alles aufbieten, um dich wenigstens schnell frei zu machen."

Der Kommandant, welcher an vornehmen Zuspruch

gewöhnt war, wandte sich jetzt mit vieler Artigkeit an seine neuen Gäste, hieß sie willkommen und begrüßte St. Julien als Kammeraden. Dann ließ er ihnen ihre Zellen anweisen, die freundlicher waren, als man nach dem finsteren alterthümlichen Aussehen der Baulichkeiten hoffen durfte.

Der Wagen, in welchen sich Carcasses mit dem Polizeiofficianten gesetzt hatte, nahm eine andere Richtung als der andere, welcher zum Transporte seiner Mitverhafteten diente. Er schlug, wie der Graf bemerkte, denn sein Fuhrwerk war nicht wie jenes verschlossen, den Weg nach Versailles ein. Auch befand sich unser Gefangener in einer Stimmung, welche von derjenigen seiner Schicksalsgenossen sehr verschieden war. Der Ausdruck der Angst, welcher seit diesem Morgen auf seinem Gesichte gelegen hatte, schwand je mehr und mehr und machte einer gewissen Selbstzufriedenheit Platz. Je weiter man sich von dem verhängnißvollen Boulogner Gehölze entfernte, desto munterer wurde er, und da die Freude die meisten Menschen mittheilsam macht, knüpfte er bald mit seinen improvisirten Reisegenossen eine Unterhaltung an. Geschmeichelt durch die Herablassung des vornehmen jungen Edelmannes, ging der Beamte darauf ein und theilte dem Grafen mit, daß er den Befehl habe, ihn nach Versailles zu führen und in die Hände eines Geistlichen abzuliefern.

„Eines Geistlichen?“ fragte Carcasses verwundert.

„Was zum Geier hab' ich denn mit der Geistlichkeit zu thun? Wer ist denn das?"

Der Officiant behauptete seinen Namen nicht zu kennen; der Ort, wohin er den Verhafteten führen solle, sei ihm genau beschrieben worden. Dem Grafen wurde es etwas unbehaglich zu Muthe; der Gedanke an heimliche Hinrichtung und verschwiegenen Vorbereitungen zum Tode, von denen er gelesen und munkeln gehört hatte, durchzuckte sein von der eben ausgestandenen Todesangst noch erregtes Hirn; mechanisch griff er nach Manons Brief, den er vorsorglich heute Morgen in die Tasche gesteckt hatte; er sollte ihm als Talisman wider alle Fährlichkeiten dienen. Diese finsteren Bilder schwanden indeß wieder, als ihm sein Begleiter sagte, daß seine beiden Gegner sowie sein Freund jetzt bereits hinter den dicken Mauern der Bastille verwahrt sein würden. Carcasses empfand eine niederträchtige Freude bei dieser Nachricht, und er schwelgte im Gefühle befriedigter Rache.

„Ihr sollet die mir angethane Schmach noch bitterer büßen, ihr Herren," murmelte er vor sich hin. „Trag' ich euer Schicksal nicht in meiner Tasche? verlaßt euch darauf, es soll nicht beneidenswerth sein. Ein paar Monate lang mögt ihr euch dazu in der Bastille vorbereiten."

Vor einem unansehnlichen Hause in einer der weniger frequenten Straßen von Versailles hielt der Wagen stille, und Carcasses wurde ersucht auszusteigen und mit seinem Begleiter das Gebäude zu betreten. Als die

Beiden das erste Stock erstiegen hatten, öffnete sich eine Thür, und ein Mann in nicht sehr wohlgehaltenem Hauskleide stand vor ihnen.

„Bringet ihr unseren Arrestanten, Herr Legrand?" fragte er den Beamten mit starker Baßstimme. Als sich dieser bejahend verneigte, wandte er sich an den Grafen, der durchaus nicht wußte, wie er daran war. „Seiet willkommen in meiner niederen Behausung, Herr Graf von Carcasses! Bitte, beliebt in dieses Zimmer einzutreten, derweile ich mit dem Herrn hier noch etwas abzumachen habe."

Der Graf trat in die Stube ein, in welcher so viel Unordnung und Unsauberlichkeit herrschte, daß sie selbst unserem wackeren Carcasses auffiel, den wahrlich Niemand der Pedanterie in dieser Beziehung beschuldigen konnte. Man merkte eben, daß ein in jeder Bedeutung des Worts plebejer Mensch diese Räume inne hatte. An der einen Wand war ein überaus großes Crucifix befestigt, welches den Dulder fast in Lebensgröße darstellte. Der Graf fuhr bei dem Anblicke erschrocken zurück; seine Nerven waren durch den raschen Wechsel der verschiedenartigsten Empfindungen sehr irritirt. An der gegenüber befindlichen Wand hing, von Heiligenbildern und Marterscenen umringt, die vollständige Armatur eines Dragoners. Bücher konnte der umherirrende Blick des unfreiwilligen Besuchers nicht entdecken, wohl aber sah er auf einem roh gearbeiteten Tische, in der Nähe der Fenster, die Ueberreste eines Frühstückes stehen, dessen Auswahl und Ueppigkeiten in seltsamen Wider=

derspruche mit dem vulgären Aussehen des Zimmers stand. Carcasses erkannte: so plebejisch im Ganzen der Bewohner desselben sein möge, einen nobelen Körpertheil habe er an sich, den Gaumen. Und das ist keine Kleinigkeit.

„Ich heiße euch nochmals willkommen, Herr Graf," sagte beim Eintreten der Insasse des Zimmers, der Pater Gobelin. „Ihr habt euch meiner Beichttochter, der Frau von Maintenon, erboten, ihr ein Geheimniß von höchster Bedeutsamkeit, welches ihr und des Königs Wohl und Wehe betreffe, mitzutheilen, wenn man euch Schutz vor den mörderischen Waffen euerer Gegner angedeihen lasse. Frau von Maintenon hat ihre Verpflichtung eingehalten, denn ich sehe euch gesund und mit heiler Haut vor mir; es ist nun an euch, die euerige zu erfüllen; ich bin beauftragt, euere gefälligen Mittheilungen entgegen zu nehmen."

Dem Grafen konnte an einer solchen Zwischenträgerei und Vermittelung durch die zweite Hand, wodurch sein eigenthümliches persönliches Verdienst nur vermindert wurde, durchaus nichts liegen. Er erwiederte deshalb mit vieler Artigkeit, aber zugleich mit aller Entschiedenheit, deren er fähig war: „Die Sache ist von so delikater Natur, daß ich durchaus darauf bestehen muß, sie der Dame selbst mitzutheilen. Ueberdieß habe ich nicht einmal die Ehre, euch zu kennen, Herr Pater. Ich unterstehe mich nicht, das geringste Mißtrauen in euere achtungswerthe Person zu setzen — aber kurz,

es geht nicht. Ich muß Frau von Maintenon selbst sprechen."

Der Pater machte noch einen Versuch, den Entschluß des Kavaliers zu erschüttern. Da er seine Bemühung vereitelt sah, sagte er mit einem klugen Lächeln, welches auszudrücken schien: sperre dich nur; ich erfahre dein Geheimniß doch noch vor Schlafengehen. — „Ihr seid ein kleiner Starrkopf, doch meiner Treu, ich liebe das. Gut denn. Um euern Wunsch zu erfüllen, muß ich gehen und neue Instruktionen von Frau von Maintenon holen. Ihr gebet mir euer Ehrenwort, daß ihr dieses Zimmer während meines Ganges zum Schlosse nicht verlassen wollt. Ich stelle euch hier Speise und Trank auf, daß ihr mir nicht in der Zwischenzeit umkommet. Und zur Nahrung des Geistes, wenn ihr danach Verlangen tragen solltet, lege ich euch eine Lebensbeschreibung des heiligen Martin bei, meines Schutzpatrons. Das Büchlein hat mich oft erquickt wie Manna die Kinder Israel in der Wüste. Nun gehabt euch wohl, ich hoffe euch bald guten Bescheid zu bringen."

Trotz dem von Carcasses erhaltenen Ehrenworte, das Zimmer nicht zu verlassen, verschloß der Pater die Thür. Er mochte seine eigenen Ansichten über die Ehre des Grafen gefaßt haben. Nach etwa zwei Stunden holte er diesen zum Gange in das Schloß ab.

Während des unterbrochenen Zweikampfes im Boulogner Hölzchen hatte sich Jacques, der Diener des Grafen Carcasses, auf seine eigene Hand salvirt. Seine natürliche Zaghaftigkeit war durch die grauenhaften Vorbereitungen zur Blutvergießung bis zu einer wahren Todesangst gesteigert worden. Er konnte es unmöglich über sich gewinnen, dem gefährlichen Schauspiele beizuwohnen. Er band seine Pferde, während die Sekundanten das Terrain abmaßen, an einen Baum und zog sich in den Wald zurück, um nichts zu hören und nichts zu sehen. Allein er hörte bald nahende Schritte und sah eine Anzahl Leute durch das Dickigt kommen, welche mit einander flüsterten. Rasch kroch Jacques in einen niederen dicken Busch, der ihn vollkommen barg. Es war dieß ein Kunststück, wie es nur dieser wackere Bursche ausführen konnte. Gleich darauf hörte er Lärmen, eilige Schritte, dann war alles ruhig. Mit klopfendem Herzen lag Jacques in seinem Schlupfwinkel, und es währte einige Zeit, bevor er sich entschließen konnte, mit der größten Behutsamkeit und ängstlich gespitzten Ohren an den Rand der Holzung zu kriechen. Seine Gesellschaft war verschwunden, alles ruhig. Das Herz voll banger Sorgen, wagte sich endlich der treue Diener aus seinem Verstecke heraus und überlegte, wohin die Leute wohl gerathen sein möchten. Nachdem er einige Zeit in dem Gehölze umhergeirrt, selbst einige laute Rufe nach seinen Collegen riskirt, beschloß er endlich heimzugehen, nicht ohne ängstliche Betrachtungen wegen seiner Backe. Die Wohnung seines Herrn fand

er verschlossen, auch hier war alles Rufen und Klopfen vergeblich. Jacques kam endlich zu dem richtigen Schlusse, es müsse dem Grafen etwas widerfahren sein, wobei die Leute, vor denen er sich versteckt, betheiligt seien. Als er eben trost- und rathlos das Haus wieder verlassen wollte, trat ihm der Diener des Grafen St. Preux entgegen.

„Glückskind!“ rief dieser. „Wie hast du es nur angefangen, davon zu kommen, während wir alle eingefangen wurden wie die Finken? Jetzt erst komme ich los; ich will in meinem Leben nicht die elende Behandlung vergessen, die uns diese verdammten Spitze haben zu Theil werden lassen. Sind wir deshalb vom Hof in Versailles nach Paris gekommen, um uns puffen und schimpfen zu lassen? Und wenn ich nur die Pferde erst wieder hätte! Die Kerle scheinen mir nicht übel Lust zu haben, sie als Fanglohn anzunehmen. Aber sage mir, Bruder, wie bist du nur entwischt?“

Jacques theilte die Sache mit, indem er nur das Motiv seines Rückzuges in den Wald änderte.

„Und weißt du, was aus unseren armen Herren geworden ist?“ fuhr der Andere fort. „Ich denke, der Schlag rührt mich vor Schrecken, wie ich es höre. In die Bastille hat man sie geschickt. — Doch da ich dich nun getroffen habe, muß ich vor allen Dingen meinem Magen etwas bieten, die ausgestandene Angst hat ihn bedeutend angegriffen. Deshalb lebe wohl; ich sehe an deinem melancholischen Gesichte, daß du nicht von der Partie sein wirst. Mein Gott, was kann das alles hel-

fen? Ich werde hier ins heilige Kreuz einkehren. Komme, wenn du ausgetrauert hast."

Jacques dachte allen Ernstes daran, wie seinem Herrn zu helfen sein möchte und kam nach langer Ueberlegung auf den glücklichen Gedanken, die Sache im Hotel de Derval zu melden, dessen Erbe das Schicksal seines Gebieters getheilt hatte. Er führte diesen Vorsatz aus, und die Kunde dieses Ereignisses war es, die Pierre Clopin so verstört in das Zimmer seines Gebieters eintreten ließ.

Er trug den Fall in den schonensten Ausdrücken vor. Einzig in seiner Art war das Mienenspiel der beiden Gatten bei Anhörung dieser Hiobspost. Der Marquis sank mit einem halbunterdrückten Schmerzensruf auf sein Lager zurück, denn sein Uebel, das vorhin der frohen Botschaft gewichen, kehrte mit erneuter Gewalt zurück. Auf dem Gesichte der Herrin, welches so eben noch von stolzer Freude gestrahlt, nahm ein Ausdruck der peinlichsten Angst Platz.

„Unter solchen Umständen," stöhnte der Marquis, „kann keine Rede von euerer Reise nach Versailles sein. Leicht könntet ihr einen Affront erfahren. Schicken wir einen Boten an unsere Tochter und bitten sie um ihre Fürsprache bei dem Könige. Wir werden dabei am besten Gelegenheit haben zu merken, ob die Herzogin von Arpajon uns mystificirt hat oder nicht."

Der Rath war unter diesen Umständen der beste und wurde daher befolgt. Die Marquise meldete ihrer Tochter die Sache, so wie den Besuch der Ehrendame,

und gleich darauf sprengte Pierre Clopin, der sich die Ehre ausgebeten hatte, den Brief zu übergeben, zum Thore hinaus.

12.

Sturm und Angriff.

Das war ein schlimmer Tag für Frau von Maintenon, da Pater Gobelin ihr den Grafen Carcasses zuführte. Der stolze Bau ihrer Macht, das rastlos geförderte Werk ihres Lebens, erlitt mit einem Male zwei furchtbare Stöße, vor deren Gewalt er einzustürzen drohte. Der Brief der guten Manon erschütterte durch die einfache Mittheilung der Prophezeihung aus Languedoc ihr verwegenes Vertrauen auf den unmittelbaren Beistand des Himmels, das halb auf Eitelkeit, halb auf Aberglauben trotz all' ihrer Bildung beruhte. Die Nachricht von dem Verlöbnisse des Königs mit Gabrielen, welche der Pater von seinem Kundschafter, dem Lauscher an der Taxuslaube, erhalten, und aus Vorsicht bis jetzt für sich behalten hatte, traf die sichere Dame, sobald er Manons Brief gelesen hatte, als zweiter furchtbarer Schlag, indem sie ihr zeigte, wie weit sie schon von dieser heimlichen Nebenbuhlerin aus ihrer Stellung verdrängt sei, während sie dieselbe gegen die offene Rivalität der Frau von Montespan wunders wie gut gewahrt zu haben glaubte. Jeder Versuch, die verzweif-

lungsvolle Wuth dieser Frau schildern zu wollen, müßte mißlingen. Je größer der Zwang, den sie sich immer auflegen mußte, je enger die Schranken, in welche sie aus kluger Berechnung ein lebhaftes Temperament zu bannen pflegte, um desto ungestümer überwogten jetzt die Fluthen natürlicher Leidenschaft den künstlich aufgeworfenen Damm, in ihrer ursprünglichen reinmenschlichen Gewalt aller affektirten Selbstbeherrschung spottend. Wer Frau von Maintenon nur aus den Sitzungen des Barmherzigkeitsvereins kannte, in denen sie sanfte und engelmilde Worte der christlichen Liebe wie köstliche Perlen aus ihrem Munde gleiten ließ, würde sie jetzt schwerlich wieder erkannt haben, da sie mit leidenschaftlich verzerrten Zügen und halb rasend in ihrem Zimmer umher schoß.

„Gabriele Königin!“ stöhnte sie, und knitterte in der Hand krampfhaft den Brief zusammen, welchen sie wiederholt durchgelesen hatte. „Gott, mein Gott! soll ich vergebens den heiligen Glauben meiner Väter aufgegeben, mein ganzes Wesen, meine Natur verleugnet, soll ich vergebens Hunger und Elend, Erniedrigung und Schmach erduldet, soll ich mich umsonst vor den Launen einer frechen Buhlerin gedemüthigt, und die Anmaßungen eines kindischen Fürsten ertragen haben! Hat die Königin umsonst auf ihrem Todtenbette den Ring von der verbleichenden Hand gezogen und mir gegeben als ein Zeichen, daß ich ihre Nachfolgerin sein soll? Ein fester Glaube gab mir die Riesenkraft Alles zu tragen, ein sicherer Hoffnungsstern leuchtete mir stets Trost zu, wenn Nacht mich rings umgab. Das war

die frohe Zuversicht, die mir aus dem Orakel erwuchs: nach vielen Leiden und Beschwerden wird dich ein König lieben, und du wirst herrschen. — Und nun, tückisches Schicksal, schleuderst du auf meine Bahn zum Throne eine andere Kreatur, der du gleichfalls ein Diadem bestimmt hast! Nur eine kann den Purpur von Frankreich tragen; wir müssen darum kämpfen. Ich kämpfe selbst mit dir, neidischer Himmel! — Ach, elender Lüstling mit der Krone auf dem Haupte, der du keinen Sinn für Geist hast, weil du selbst keinen besitzest, kein Gefühl für Tugend, weil du sie nie gekannt hast! Da sich dir dieser jungfräuliche Leib nicht zum Opfer deiner Begierden hergab, wendest du dich von mir. Du hast freilich nichts am Weibe schätzen gelernt als die Blüthen, die du frevelnd pflücktest. — Und du, undankbare Schlange, deren Kopf ich hätte zertreten sollen, statt sie an meinen Busen groß zu ziehen, du, du wagst es, mich um die Frucht jahrelanger Anstrengung, Pein und Mühe, um den Gewinn meines Lebens zu betrügen! Wiege dich nur in stolzen Königsträumen! Nicht gutwillig räume ich dir den Platz. Du sollst eine ebenso fürchterliche Gegnerin an mir haben, als du eine treue Freundin in mir fandest. O ich Thörin! ich selbst habe sie geschützt und vertheidigt, da man ihre Ränke aufdeckte und ihre Falschheit bewies. Aber ich kenne diese Waffen und weiß sie auch zu führen; mich hat die Schule des Elends gebildet. — Was rede ich? Armes Kind, hat nicht das Schicksal selbst mir die Waffen in die Hand gedrückt, mit der ich dich vernichte?

Dieses Stücklein Papier, an Ludwigs fanatischer Seele entzündet, wird einen Brand erzeugen, der den schwindelnten Bau deines Glückes im Nu verzehrt. — Gütiger Himmel, du hast es gut gemeint mit mir; verzeihe, wenn ich gegen dich gemurrt! mein Sinn ist verwirrt, und mein Hirn fiebrisch erregt. — Eine Ketzerin Königin von Frankreich! Ha, ha! — Wer lacht da? Bin ich nicht auch eine Ketzerin? ich, die Enkelin des kühnen Hugenottenhäuptlings! — O sie haben mich an einer empfindlichen schmerzhaften Seite gefaßt. Sie gedenken mich bei dem bigoten Könige und seinen stupiden Höflingen als einen gefährlichen Freigeist anzuschwärzen. Aber nur still: ihr habt die Wahl zwischen der Frömmlerin, wie iht mich nennt, und der offenbaren Ketzerin. Eine muß euere Königin werden und wir wollen sorgen, daß ich es bin. — Was sagte mir denn mein würdiger Beichtvater, der mir gerade so lange treu anhangt, als er Gewinn von mir hofft: es bedürfe der Förderung eines großen Werkes von meiner Seite, um die Reinheit meines Glaubens zu beweisen; dann sei mit diesem Briefe in der Hand Alles durchzusetzen. — Ich will weiter nichts als Königin werden. Dient ihr mir zu diesem Zwecke, dann bin ich die Euere. Aber herrschen muß ich über diese stolzen elenden Fürsten und Pairs. Du, Gabriele, suche dir eine Krone, wo du willst, diese muß mein sein."

In diesem Augenblicke führte ihr Unglücksstern Henrietten ins Zimmer, welches den Schauplatz für die

Raserei ihrer Gebieterin abgab; und der volle Sturm wandte sich sogleich gegen sie.

„Was willst du hier?“ rief ihr Frau von Maintenon mit blitzenden Augen zu. „Werd' ich auf jeden Tritt und Schritt verfolgt und behorcht? Gibt es keinen Winkel mehr, wo ich sicher vor Verrätherei mich meinem Schmerze hingeben kann? Alles hat sich gegen mich Unglückselige verschworen. Auch du, Elende, bist im Complote meiner falschen treulosen Freunde, die meine Liebe, meine Wohlthaten durch Verrath und Verleumdung lohnen. Weh' mir! kein Herz, kein einziges auf dieser weiten Welt schlägt aufrichtig für mich, ungeliebt und unverstanden soll ich meine einsame Bahn durch das Leben wandeln. Geh', geh', Verrätherin, aus meinen Augen!“

Henriette, schon wegen des ungewohnten Aussehens ihrer Gebieterin betroffen, entsetzte sich über diese drohende Anrede, daß sie leichenblaß und laut aufschreiend in die Knie sank.

„Was kreischt du, mein Püppchen?“ fragte Frau von Maintenon mit dem Wesen einer Tigerin. „Wird dir jetzt bange, weil du den Kampf mit mir begonnen hast? Du hättest das freilich vorher überlegen sollen. Sieh, Wurm, nun will ich dich zertreten, da du dich gegen mich aufzulehnen gewagt hast. Denke dir, du hast deinen Geliebten zum letzten Male gesehen; man wird dich in ein Kloster führen, dir dein langes schönes Haar abschneiden und dich zu einer Braut des Himmels machen.“

„Ach, Madame,“ schluchzte das arme Mädchen, und versuchte sich auf den Knien ihrer Herrin zu nähern, um ihre Füße zu umklammern; „wie habe ich diesen furchtbaren Zorn auf mich geladen? Bei Gott und allen Heiligen! ich bin unschuldig. Ich verstehe die Vorwürfe nicht, mit denen ihr mich überhäufet.“

Der Anblick des schönen, in Thränen aufgelösten Mädchens, welches sich wie ein Wurm am Boden krümmte, mußte selbst ein so erbittertes Gemüth, wie das von Frau von Maintenon jetzt eben war, einigermaßen erweichen.

„Ein Mittel giebt es, dich vor dem drohenden Geschicke zu retten,“ fuhr sie mit etwas weniger aufgeregter Stimme fort. „Merke wohl auf. Ein junger Edelmann, Namens Carcasses, wünscht die Schwester deines Geliebten zur Gemahlin. Bestimme den letzteren, daß er Gabrielen zu der Partie zwingt und sie vom Hofe wegzieht, dann sollst du jeder Buße überhoben und meiner Huld theilhaftig sein. Mit Gabrielens Vermählung wird zugleich die deine gefeiert werden.“

„Dann bin ich verloren,“ schluchzte Henriette. „Denn ich weiß gar nicht, wie ich es machen soll, um Roger zu etwas zu überreden. Bis jetzt hat er immer mein Schicksal bestimmt, und ich glaubte, das müßte beständig so sein.“

Der Sturm im Innern der Frau von Maintenon hatte ausgetobt; sie kam wieder zur Ueberlegung und sah sogleich das Thörichte ihrer Wuthausbrüche gegen das unschuldige gutherzige Mädchen ein, welches jeden=

falls in die Intriguen gegen ihre verehrte Gebieterin nicht eingeweiht war. Die Dame erwiederte daher mit einem Anfluge von Beschämung: „Du hast recht, mein Kind; ich habe deiner Unerfahrenheit und deinem liebenden Herzen eine zu starke Zumuthung gemacht. Laß mich jetzt allein, wir sprechen weiter über die Sache. Ich verzeihe dir, was du auch gegen mich begangen haben magst. Und daß du mir gegen keine menschliche Seele ein Wort von dem verräthst, was ich zu dir gesprochen habe."

Henriette erhob sich, um die Hand der erzürnten Göttin zu fassen und an ihre Lippen zu drücken. Einigermaßen versöhnt, überließ diese sie ihr.

Mit der Ruhe war Frau von Maintenon auch die Uebersicht über ihre Situation und die vorhandenen Streitmittel wieder gekommen; und es fiel ihr ein, daß sie einen weit besseren und wirksameren Gebrauch von dem Geheimnisse Henriettens und des jungen Derval machen könne, als zu welchem ihr unüberlegter Zorn sie fast verleitet hatte: Jetzt war der günstige Augenblick gekommen, wo ihr dieses Verhältniß eine vortheilhafte Stellung, der Prätensionen der Familie Derval gegenüber, verschaffte. Roger selbst saß mit seinem verhaßten Freund St. Julien in der Bastille, und sie konnte seine Befreiung als eine gewichtige Bedingung der Versöhnung aufstellen. Wenn diese beiden Schreckmittel ihre Wirkung verfehlten, ihre Gegner zur Nachgiebigkeit zu zwingen, dann blieb immer noch die entscheidende Drohung übrig, den Brief aus der Provinz

zum Sturze Gabrielens dem Könige vorlegen zu können.

Als die Dame durch diese Gedankenfolge den Boden wieder fest unter sich fühlte, überließ sie sich aufs neue dem Strome ihrer Empfindungen. Es war nicht mehr die leidenschaftliche Wuth, welche sie darüber fühlte, betrogen, überlistet und verrathen zu sein, sondern der edlere Schmerz, ihre Neigung einer Person geschenkt zu haben, die sie derselben unwerth halten mußte, das niederdrückende Gefühl peinlicher Verlassenheit und Einsamkeit.

Eine Thränenfluth ergoß sich aus ihren Augen und klagend rief sie: „O Gabriele! Ich habe dich wahrhaft geliebt; in dir glaubte ich die Freundin meiner Seele, die geistige Tochter gefunden zu haben, welche mir der Himmel grausam bis jetzt versagte. Täuschung! Neue zu den vielen alten! Doch vielleicht urtheile ich zu hart über ein jugendliches heißfühlendes Herz, das betäubt von der verlockenden Stimme des Ehrgeizes, nur des warnenden Rufes wartet, um sich seiner Pflichten zu erinnern. Ah, sie war so klug, so bescheiden und gebildet! ich werde keine solche Freundin wieder finden. Soll ich es wagen, die mahnende Stimme gegen sie zu erheben? Wird sie mich nicht wie eine stolze Königin zurückweisen? — Nein, ich vermag es nicht, sie zu sehen. Besser, ich suche die Mutter auf, mit der mein Herz nichts zu thun hat. Da werde ich kalt und ruhig sein und festen Blickes meinen Vortheil wahren, wie es sich in dieser Sache ziemt."

Am anderen Tage fuhr ein einfacher, aber eleganter Wagen am Hotel de Derval vor. Pierre Clopin bewillkommte die Dame, welche sich hatte anmelden lassen, im Namen seiner Gebieterin und unterstützte sie beim Aussteigen. Frau von Maintenon, denn sie war es, sah dem Domestiken einen Augenblick starr ins Gesicht und sagte dann: „Euere Schwester heißt Henriette Clopin, nicht wahr?“ Pierre bejahte, erstaunt über diese Kenntniß einer vornehmen Dame mit seinen Familienverhältnissen.

Die Marquise von Derval empfing ihren Besuch mit der glatten kalten Höflichkeit einer Frau, die darin geübt ist, selbst ihren erbittersten Feinden gegenüber ein artiges Lächeln zu zeigen. Und daß sie ihre einstige Freundin, Frau von Maintenon, jetzt zu diesen rechnen mußte, sowie den Grund dieser Gesinnungsänderung hatte ihr der Besuch der Herzogin von Arpajon gelehrt.

„In Wahrheit ein seltener und unerwarteter Gast,“ sagte sie, die Besucherin von dem Vorsaale, wo sie dieselbe empfangen hatte, in ihr Boudoir einführend; „aber um desto angenehmer. Seiet willkommen im Hotel de Derval!“

„Madame,“ erwiederte Frau von Maintenon, indem sie sich niederließ, mit schneidender Kälte. „Laßt uns dieses Mal recht aufrichtig sein. Ich bin nicht aufgelegt, Komödie zu spielen. Ich bin euch weder willkommen noch unerwartet; ihr wußtet, daß ich hier erscheinen würde, und der Grund davon ist euch ebenfalls sehr wohl bekannt.“

Die Marquise nickte wie im Einverständnisse, und Frau von Maintenon fuhr fort: „Wähnet nicht, Madame, daß ich etwa als eine Hülfesuchende, Bittstellerin hier erscheine; im Gegentheil bin ich gekommen, um euch als Freundin vor einem Unternehmen zu warnen, welches jedenfalls zu euerm Verderben ausschlagen muß."

„Ihr wollt aufrichtig sein, Madame, und nicht Komödie spielen?" erwiederte die Marquise mit einem höhnischen Lächeln.

Frau von Maintenon bis sich auf die Lippe. „Ich danke euch für den Wink und werde ihn befolgen. Die Sachlage ist also einfach die: Ihr wollet das schöne reine Verhältniß geistiger Harmonie, welches der König geruht hat mit mir einzugehen, stören, gewaltsam lösen; daß ich das im Interesse des Königs wie in meinem eigenen nicht zugeben kann und darf, versteht sich von selbst; es käme also nur darauf an, euch vollständig von der dringenden Nothwendigkeit, jeden derartigen Versuch aufzugeben, zu überzeugen."

„Sehr wohl. Ich bitte fortzufahren."

„Euer Sohn ist gestern wegen Uebertretung eines königlichen Gesetzes in die Bastille geführt worden; der König ist erbittert, weil die Edelleute sich am meisten ungehorsam gegen ihn beweisen. Euer Sohn möchte wohl seinen Leichtsinn mit langer Haft büßen müssen; ich verspreche euch seine sofortige Freilassung, wenn ihr euere Tochter vom Hofe entfernt und sie passend verheirathet. Ich würde euch einen liebenswürdigen jungen Kavalier vorschlagen, dem sich glänzende Aussichten im

Dienste des Königs eröffnen. Ich meine den Grafen Carcasses. Ich denke, ich habe offen, ohne Theaterphrasen gesprochen."

„Ihr entschuldigt gütigst," sagte die Marquise und schellte; ein Kammermädchen trat ein und entfernte sich gleich wieder, nachdem ihre Gebieterin ihr einen leisen Auftrag ertheilt hatte. „Ich bin euch sehr dankbar für euere Aufrichtigkeit," wandte sich die Hausherrin an den Gast; „sie allein ist für solche Verhandlungen zulässig und führt zum Ziele; ich werde sie erwiedern. Da drängt sich mir denn zuerst die Frage auf: wer gibt euch das Recht und den Auftrag, das Interesse unseres Königs in einer Angelegenheit des Herzens oder des Geistes, wie ihr es nennet, zu vertreten? Steht nicht die Wahl seines Umganges selbst dem Niedrigsten frei? und ihr wollet euch unterstehen, Madame, zwischen den König und seine Auserwählte zu treten!"

„Madame, ihr vergesset euch," erwiederte Frau von Maintenon mit scharfer Betonung. „Doch ich will euch ruhig antworten. Der König selbst, indem er mir seine Gnade und Huld zu Theil werden ließ, hat mir das Recht gegeben und die Verpflichtung auferlegt, für sein Wohl zu leben; ein Höherer gab mir den Auftrag, seinen Geist hinweg von allen Irrungen der Welt auf ein innerliches geistiges Leben hin zulenken."

„Wie schade, daß ihr nicht den König zur Krönung nach Rheims führen könnet!" höhnte die Marquise mit einer bittern Anspielung auf das Mädchen von Orleans. „Indessen scheinet ihr doch über die An=

sicht und die Gesinnung des Königs in Betreff eines vorhin erwähnten kleinen Ereignisses in einer Täuschung befangen zu sein. Das nimmt mich in der That Wunder."

Ehe Frau von Maintenon Zeit hatte, eine Antwort auf diese ihr dunkelen Worte zu geben, öffnete sich die Thür, und Roger trat ein.

„Mein Sohn", wandte sich die Marquise an ihren Besuch; „der gestern aus Mißverständniß zur Bastille gebracht, und vor einer Stunde mit Versicherungen der Gnade seines Königs, nebst seinen Freunden entlassen wurde."

Der junge Kavalier näherte sich galant der Frau von Maintenon, um ihre Hand zu küssen, aber er schrak vor dem geisterhaften Ausdrucke ihres Gesichts zurück.

„Ich wünsche euch Glück, Herr von Derval", stammelte sie endlich mühevoll und versuchte ein Lächeln. „Nicht jeder ist so glücklich, nur eine einzige Nacht in diesem Hause zuzubringen."

„Ich selbst war überrascht von der großen Gnade Sr. Majestät", erwiederte Roger, „deren ich nicht würdig bin."

„Eigentlich sollten wir es fast bedauern", sagte die Marquise, „daß ihr bereits auf freien Fuß gesetzt seid, mein Sohn. Frau von Maintenon hier wollte sich das Vergnügen machen, ein gutes Wort beim Könige für euch einzulegen, worin ihr unsere Tochter nun freilich zuvorgekommen ist. Die Bedingung zwar, unter welcher sie uns diesen Freundschaftsdienst leisten wollte,

war beim besten Willen nicht wohl acceptabel. Gabriele sollte sofort ihre Entlassung vom Hofdienste nehmen und sich vermählen — rathet doch mit wem, mein Sohn?"

„Ich kann in der That nicht errathen, welchen jungen Kavalier Madame de Maintenon ihrer Protektion würdigt. Jedenfalls gehört er zu den Ausgezeichnetsten unseres Standes."

„Her von Carcasses, mein Sohn."

„Wie! dieser Schurke — ihr werdet verzeihen, Madame", wandte sich Roger mit der Röthe des Zornes im Gesichte zu Frau von Maintenon, der ihre peinliche Lage immer unerträglicher zu werden begann, „wenn ich euch auf mein Wort als Kavalier versichere, daß dieser Infame sich eines Vergehens schuldig gemacht hat, welches er auf der Galeere büßen müßte. Er hat einen Brief, welcher an einen meiner Freunde gerichtet war, aufgefangen und unterschlagen. Als mein Freund ihn wegen dieser nichtswürdigen Handlung züchtigen wollte im ehrlichen Zweikampfe, da hat der Mensch, wie wir zu vermuthen berechtigt sind, den Ehrenhandel selbst der Polizei angezeigt. Ihn in unsere Familie aufnehmen! Unter keiner Bedingung! Ihr seid sehr gütig, Madame."

Frau von Maintenon drängte sich die schreckliche Ueberzeugung auf, daß sie eine Stellung um die andere, einen Vortheil nach dem anderen verlor; und dieses Gefühl brachte sie fast zur Raserei. Schon zwei der scharfen Waffen, mit denen sie die Gegner bekämpfen wollte,

waren abgestumpft. Röger, auf dessen Verhaftung, und die daraus entstandene Rathlosigkeit der Familie, sie so stark gezählt hatte, war frei, war frei durch ihre Nebenbuhlerin; ihr Einverständniß mit Carcasses und den Besitz des verhängnißvollen Briefes wagte sie nicht einzugestehen, nachdem sie die Weise, wie er zu diesem Dokumente gekommen war, erfahren hatte. Noch ein Geschoß blieb ihr für jetzt zu versenden; es war das Liebesverhältniß Rogers; sie säumte nicht, davon Gebrauch zu machen.

„Die Sache hat sich von selbst durch euere Freilassung erledigt, Herr von Derval", sagte sie. „Es bedarf deshalb keines Wortes weiter. Was euere Beschuldigung gegen den Grafen Carcasses betrifft, so ist sie jedenfalls sehr hart; ich darf mir kein Urtheil in einer so delikaten Angelegenheit erlauben. Geben wir uns vielmehr der Freude über die rasche und glückliche Wendung eueres Schicksals hin, das in Wahrheit drohend zu werden anfing. Denn ihr wisset, wer den Händen unserer Staatsgewalt verfällt, wird leicht unter der Wucht der Maschine gedrückt. Mein Gott, in welche Verzweiflung würde nicht euere arme Braut, Henriette Clopin, gestürzt worden sein!"

Roger erblaßte und warf einen flehenden Blick auf Frau von Maintenon, aber da war kein Erbarmen zu hoffen.

„Braut! Henriette Clopin!" stammelte die Marquise im höchsten Erstaunen, das auf eine nahe Explosion schließen ließ.

„Ah, ich merke", plauderte Frau von Maintenon, die jetzt heiter und froh blickte, weil sie sah, daß der Schlag gewirkt hatte. „Eine kleine prächtige Ueberraschung für euer liebevolles Mutterherz, Frau Marquise! Wie schade, daß ich Schwätzerin das verrathen mußte! Doch Geschehenes ist nicht zu ändern. Denket euch ein allerliebstes unschuldiges Mädchen, welches ich, seit sie in meinem Dienste steht, erstaunlich liebgewonnen habe. Sie sieht ihrem Bruder, der Haushofmeister bei euch ist, erstaunlich ähnlich. Die gute Henriette!"

Die Marquise sprang auf wie eine Hyäne. „Die Schwester meines Haushofmeisters und die Kammerjungfer von Madame, die Braut meines Sohnes!" kreischte sie. „Und ihr stehet hier, der Enkel hochgeborener Ahnen, und versinket nicht vor Schaam in die Erde? Mein Gott, mein Gott! Womit haben wir verdient, eine solche Entartung in unserem Hause zu erleben?"

„Ach, ihr solltet das liebe Kind sehen!" nahm Frau von Maintenon in ihrer affektirt harmlosen Weise wieder das Wort. „Sicher wird sie sich in der Stammfolge der Frauen eueres erlauchten Hauses Derval einst nicht schlecht ausnehmen. Mein Gott, wer kann für sein weiches Herz! Ich habe den Bitten eueres Herrn Sohnes und dem Drängen der guten Henriette nachgegeben und versprechen müssen, ein gutes Wort bei euch einzulegen. Sicher werdet ihr einwilligen, Madame. Ich brenne nun einmal darauf, euere Kinder glücklich zu machen. Wie wäre es, wenn wir eine Doppelhoch-

zeit ausrichteten? Graf Carcasses und euere Tochter, und euer Herr Sohn mit Henrietten. Eine Vermählung wenigstens wird vollzogen werden, das darf man wohl behaupten. Wählet doch, Madame."

Die Marquise war völlig darniedergeschmettert von dem Schlage, der sie desto unerwarteter und schwerer getroffen, je siegesfroher sie vorher gewesen war. Der Triumph war ihr von der Feindin entrissen worden, die in schlauer Berechnung Zwiespalt unter ihren Widersachern erregt, um sie gegen einander zu treiben und den Sieg über beide leicht davon zu tragen. „Madame ist in der That sehr besorgt für meine Kinder", stöhnte sie mit dem letzten Aufwande von Hohn.

„Nicht einen Entarteten sollt ihr mich nennen dürfen, Madame", nahm jetzt Roger das Wort, der die Zeit über schweigend und mit niedergeschlagenen Augen dagestanden und den schwersten Kampf seines Lebens gekämpft hatte. „Nicht ich will derjenige sein, der das Glück seiner Schwester und der Seinigen, durch eine eigennützige Liebe verblendet, stören wird. Ich verzichte auf Henrietten; ich entsage dieser Verbindung so lange, als aus derselben ein Unheil für meine Familie erwachsen kann."

Die beiden Damen saßen stumm und athemlos nach Anhörung dieses großartigen Entschlusses; jede bedurfte einiger Augenblicke Nachdenkens, um den vollen Sinn der Worte aufzufassen, so unerwartet waren ihnen diese.

„Mein Sohn, ich bitte euch um Verzeihung," sagte die Marquise endlich mit gewöhnlich weicher Stimme

und richtete ihre Blicke auf Roger, mit einem Ausdrucke, der fast an Zärtlichkeit erinnerte. Ich habe euch großes Unrecht gethan. Ihr seid ein würdiger Sprößling unseres Hauses. Ein rechter Derval kann wohl seines angebornen Adels für einen Augenblick vergessen, aber schnell wird er sich der Anforderungen seines Standes erinnern."

„Ach, lasset das, Madame!" erwiederte Roger mit leiser Stimme. „Ich verdiene kein Lob. Nur die höhere, allgemeine Pflicht setzte ich der persönlichen vor; es kann einst der Tag kommen, wo ich dieser den Vorzug geben muß."

Selbst Frau von Maintenon konnte nicht umhin, mit Theilnahme auf den wackeren jungen Mann zu blicken, obschon sie sich sagen mußte, daß ihr durch dessen unerwartete Handlungsweise die Palme des Sieges aus der Hand gewunden, und daß ihre Gegnerin nicht anstehen werde, den neu gewonnenen Vortheil mit aller Schonungslosigkeit zu benutzen.

„Ich will mich den Damen empfehlen," sagte Roger, der den Sieg seiner Mutter durch das gebrachte Opfer gesichert glaubte. „Ich muß hinaus ins Freie; ohnedieß ruft mich eine Pflicht der Dankbarkeit."

Er verließ das Zimmer, und auch Frau von Maintenon erhob sich, um zu gehen, da sie sah, jetzt sei nichts mehr für sie hoffen.

„O daß ihr mich schon verlassen wollt!" rief die Marquise affektirt. „Unsere Unterhaltung war zu in-

teressant, als daß ich nicht wünschen sollte, sie noch eine Weile fortzusetzen."

Henriette war die treueste und gehorsamste Dienerin, welche Frau von Maintenon jemals besessen hatte; sie betete sie an wie eine Heilige, jedes Wort, das aus dem Munde ihrer Gebieterin kam, galt ihr als unzweifelhaftes Orakel. Durch den einen gewaltsamen Auftritt war wie von Sturmeswehen der Nimbus geronnen, den ihre kindliche Befangenheit um das Haupt der Dame gewoben hatte; deren furienhafte Erscheinung und die harten Worte, die aus diesem nur Liebe predigenden Munde erschallten, hatten sie gründlich von dem Wahne geheilt, daß Frau von Maintenon eine Halbgöttin sei. Sie hatte einen tiefen schrecklichen Eindruck von jener Scene gefaßt, welchen das nachherige Einlenken der zur Besinnung gekommenen Dame nicht mehr zu verwischen vermochte. Sobald es nur die Gelegenheit erlaubte, übertrat sie das von ihrer Herrin auferlegte Gebot des Schweigens, und theilte Gabrielen ihr beunruhigendes Erlebniß und die fürchterlichen Drohungen mit, welche Frau von Maintenon gegen sie selbst und das Hoffräulein ausgestoßen. Zu ihrem Erstaunen nahm diese den Bericht nicht nur ruhig, sondern sogar lächelnd auf.

„Aber, mein Gott, fürchtest du dich denn gar nicht vor der Frau?" fragte Henriette verwundert. „Mir zittern noch jetzt alle Glieder, wenn ich mir dieses bleiche,

von Grimm verzerrte Gesicht, die glühenden schwarzen Augen, diese wuthbebende Stimme, mit welcher sie so harte Worte ausstieß, ins Gedächtniß zurückrufe."

„Der Kampf bricht los; es mußte so kommen, ich durfte nichts Anderes erwarten. Gott sei Dank, daß sie ihren Fall nicht eher gemerkt hat, als bis ich des Königs sicher war," sagte Gabriele mehr für sich. Dann wandte sie sich an Henrietten: „Sei getrost! Die fromme Katze soll dir die Krallen nicht wieder zeigen. Nur noch einige Tage harre bei ihr aus, du sollst bald für die ausgestandene Angst entschädigt werden."

Gabriele erschrak nicht im Mindesten, als Pierre Clopin ihr die Hiobspost von ihres Bruders und St. Juliens Verhaftung mit der Bitte der Marquise überbrachte, ihren Einfluß zur Befreiung der jungen Leute anzuwenden. Es hätte dessen nicht bedurft. Gabriele erkannte in dieser Maßregel gegen ein Glied und einen Freund ihrer Familie, einen Schlag von Seiten der Frau von Maintenon, und sie beeilte sich von selbst, die erwartete Wirkung desselben sogleich zu lähmen. Sie forderte eine Audienz vom Könige und bat ihn um den Befehl zur Freilassung der beiden Gefangenen.

„Und wenn der Bruder der reizenden Gabriele sich gegen unser geheiligtes Leben verschworen hätte, ich würde ihm um ihretwillen verzeihen," erwiederte der König entzückt seiner Theuern, durch Gewährung ihrer Bitte einen Beweis seines zärtlichen Wohlwollens geben zu können. „Und mein guter kreuzbraver St. Julien in der Bastille! Das muß ein Mißverständniß sein.

Man wird sogleich einen expressen Boten an den Kommandanten der Festung nach Paris schicken, damit er die jungen Herren sofort entläßt. Nun schöne Gabriele, seid ihr mit mir zufrieden?"

Trotz der neuen Probe königlicher Huld, welche ihre Herrschaft über den liebekranken Fürsten klar bewies, lebte Gabriele doch in einer Art ängstlicher Spannung. Nicht daß sie wirkliche Furcht gehegt hätte, aber es war die Ungewißheit, welche sie peinigte, wohin ihre Nebenbuhlerin den nächsten Angriff richten werde. Denn so klug wußte sie Frau von Maintenon, daß diese sich nicht mit bloßer Vertheidigung ihrer Stellung begnügen werde. Die Erscheinung ihres Bruders Roger war ihr deshalb in mehrfacher Beziehung erfreulich. Einmal sah sie in ihm, den Befreieten, ein Zeichen ihrer jungen Macht, welches wohl geeignet war, ihren Muth zu heben. Dann aber sehnte sie sich danach, ein befreundetes und verwandtes Haupt zum Mitwisser ihres Geheimnisses, von welchem ihre Mutter, dem Briefe nach zu schließen, irgend eine Kunde hatte, und zugleich zum Mitkämpfer ihrer Sache zu machen, welche ebenso die ihrer Familie war.

Roger war in einer sehr trüben Stimmung. Seine Liebe zu dem schönen unschuldigen Mädchen, welche er als die einzige und späte Blüte seiner Jugend (alle anderen waren ihm ja von vorn herein verkümmert und in ihrer Entwickelung gestört worden) sorgsam im Dunkeln der Verborgenheit gewahrt hatte, sah er von rücksichtslosen grausamen Händen ans Tageslicht gezogen

und dem kalten Hohne gefühlloser Menschen ausgesetzt. Er wußte jetzt Heil und Sicherheit der beiden Menschen, Pierre's und Henriettens, welche ihm neben seiner Schwester die Theuersten auf Erden waren, gefährdet, und fühlte sich zu seinem tiefen Gram außer Stande, ihnen hinlänglichen Schutz zu gewähren. Ein Zusammenstoß der Pflichten, wie er ihn nie geahnt, hatte ihn sogar zur Entsagung seines Glücks getrieben, das er sich stets als das reizendste ausgemalt hatte, auf den Besitz Heuriettens, fern vom Treiben eines verderbten Geschlechtes. Als er die Treppe herabstieg, um aufzusitzen, begegnete ihm Pierre. Er theilte ihm in kurzen Worten mit, wie ihr wechselseitiges Verhältniß so eben zur Kenntniß seiner Mutter gelangt sei.

„Halte dich wacker, lieber Junge," sagte er zu dem tödtlich erblaßten Haushofmeister; „es wird einen argen Sturm geben, aber ich stehe dir zur Seite."

„Nein, nein, Herr von Derval," stammelte der Andere; „ich will durch sofortige und freiwillige Entfernung den Sturm beschwören. Schon zu viel habt ihr unsertwillen erduldet."

„Du bleibst, wenn du mich lieb hast," erwiederte Roger, indem er dem Freunde die Hand drückte. „Soll ich auch dich noch verlieren?"

Mit diesen Worten eilte er die Treppe hinab, um seine Bewegung zu verbergen; seufzend und nassen Auges sah ihm Pierre nach.

Aber andere Gedanken machten den jungen Mann unruhig und aufgeregt, so daß er den Weg nach Ver=

sailles in kurzer Zeit zurücklegte. Sie betrafen die Stellung Gabrielens am Hofe und ihr Verhältniß zum Monarchen, von welchem er vorhin erst durch seine Mutter nach den Angaben, welche ihr die Herzogin von Arpajon geliefert, unterrichtet hatte. Wenn Roger von Derval auch durch die Schicksale seiner Jugend über die Corruption seiner Standesgenossen erhaben war, so blieb er in intellektueller und moralischer Beziehung doch ein Kind seiner Zeit, und war viel zu sehr Edelmann, als daß er nicht über die Gnade, welche der König einem Gliede seiner Familie erwies, hätte entzückt sein sollen; er war ferner viel zu sehr Franzose, als daß er eine derartige Verbindung, welche in anderen Ländern mehr oder weniger zur Unehre gereicht, mit dem strengen Auge des Moralisten hätte ansehen sollen; aber doch fühlte er einen geheimen Unwillen, über den er sich selbst nicht recht klar war, daß gerade Gabriele seine Schwester, die sich stets so entrüstet über die herrschende Verderbniß geäußert, ihr selbst jetzt anheim gefallen war. Es schmerzte ihn, daß alle die schönen Ansichten über Tugend und Ehrbarkeit, wie sie dieselben in ihren Briefen von Alais ausgesprochen, jetzt gleichsam als Jugendträumereien erschienen, die sich mit dem wirklichen Leben nicht vereinbaren ließen. Die Betrachtungen erhöhten seine ohnedies düstre Stimmung; er sah eine Blume nach der anderen aus dem Kranze seiner Jugend verwelkt fallen, einen frohblinkenden Stern nach dem anderen verbleichen.

Roger war außer in der Absicht, seine Schwester

zu sprechen, auch noch aus dem anderen Grunde nach Versailles geritten, um dem Könige seinen Dank für die erwiesene Gnade der Befreiung abzustatten, welche er seiner Schwester zu verdanken, ihm ein aus Pein, Schaam und Vergnügen gemischtes Gefühl bereitete. Bevor er jedoch diese Pflicht der Höflichkeit erfüllte, wollte er von seiner Schwester vollkommenen Aufschluß über das Verhältniß erhalten, um dem Könige mit Sicherheit entgegentreten zu können.

Die Erscheinung des jungen Kavaliers war, wie schon bemerkt, Gabrielen sehr willkommen. Ihre Neugier in Betreff neuer Angriffspläne der Frau von Maintenon wurde sogleich befriedigt, da Roger ihr von dem Besuche der Dame im Hotel de Derval und von ihren Propositionen zum Behuf eines Vergleiches erzählte. Nicht ohne tiefe Genugthuung vernahm sie von dem Eindrucke, welchen das plötzliche Eintreten ihres Bruders und dessen Befreiung ohne ihr Zuthun auf Frau von Maintenon hervorgerufen habe. Dagegen erschrak sie, als Roger ihr mittheilte, welchen Gebrauch jene von ihrer Kenntniß des Verhältnisses zwischen ihm und Henrietten gemacht.

„Ach, es durchzuckte mich gleich damals ein ahnungsvoller Schrecken, daß die Sache eine schlimme Wendung nehmen möchte, als die gute unschuldige Henriette, gerührt von dem scheinheiligen Wesen ihrer Gebieterin, sich zu einem Vertrauen hinreißen ließ, welches jetzt so übel gelohnt wird. Ich verschwieg dir die Unbesonnenheit deiner Geliebten, um dich nicht unnöthig

zu ängstigen, und hegte die geheime Hoffnung, die Sache werde nicht schlimm ausfallen, aber ich sehe nun leider, daß ich mich getäuscht habe."

„So ist die Unkluge selbst unsere Verrätherin gewesen!" rief Roger in verzweifeltem Schmerz. „Gut, so hat sie sich auch ihr Unglück selbst zuzuschreiben. Wie dringend hab' ich sie gebeten, das strengste Schweigen über unser Verhältniß zu beobachten, bis wir den rechten Zeitpunkt gekommen glaubten! Nun mag sie ihre Schwatzhaftigkeit in einem Kloster büßen, in welches sie Frau von Maintenon, erzürnt über das Fehlschlagen ihrer zweiten Mine, einsperren lassen wird."

„Wie meinst du das, lieber Roger?" fragte Gabriele.

Er erzählte, daß die Favorite seine Liebe als ein Mittel angewandt, um die Mutter zur Nachgiebigkeit und Gabrielen zum Aufgeben ihrer Stellung bei Hofe zu zwingen, und daß er diesen Kunstgriff durch eine einfache Verzichterklärung bezüglich Henriettens vereitelt habe. Gabriele wurde von so viel Großmuth, die bescheiden und ohne Prunk auftrat, innig gerührt. Sie stand auf, legte den Arm um seinen Nacken und drückte sanft sein Haupt an ihre Brust. Nach einer Weile sagte sie mit milden Thränen im Auge: „Fasse Muth, mein lieber Bruder. Ich weiß das ungeheure Opfer, welches mir dein liebevolles Herz gebracht hat, zu schätzen, und ich danke dem Himmel, daß er mir die Möglichkeit gewährt hat, dir zu vergelten. Ich bin dir ein Räthsel gewesen, seit ich am Hofe weile, ich weiß

es wohl, aber ich war zugleich mir selbst ein solches. Jetzt ist die Lösung eingetreten; ich bin mir selbst vollkommen klar geworden, und auch du, geliebter Roger, sollst nicht länger in Zweifel über mich sein. Sicher warst du über die Fassung erstaunt, welche ich damals bei meiner Verhaftnahme und Entführung aus Alais bewies, und die in so grellem Widerspruche mit dem von mir in jenem Hause genossenen und dir geschilderten Glücke stand. Um dich über den Grund derselben aufzuklären, muß ich dir ein Abenteuer mittheilen, welchem ich im Augenblicke des Erlebnisses und kurz nach demselben nicht die geringste Wichtigkeit beilegte, welches sich aber im weitern Verlaufe als von höchster Bedeutung für mein ganzes Leben herausgestellt hat."

Nun erzählte sie dem hochaufhorchenden Roger die Verheißung der Dorfprophetin und die folgenden Ereignisse, welche dazu dienten, sie dem vorgesteckten Ziele näher zu bringen.

„So siehst du in mir, deiner Schwester, die baldige Gemahlin des Königs", schloß sie ihren Bericht. „Das Wort der Prophetin soll in Erfüllung gehen. Unter solchen Umständen bedarf es deines edelmüthigen Opfers nicht, mein lieber Roger. Du wirst in Kurzem mit deiner Henriette vereinigt werden, denn die Marquise von Derval wird schwerlich der Bitte ihrer Tochter widerstehen, die Königin ist. In einigen Tagen wird der König seiner Schwiegertochter einen Ball geben; man wird auch meine Angehörigen besonders dazu

einladen, und hier wird Ludwig mich dem versammelten Hofe als seine Verlobte vorstellen."

Roger glaubte eines der Feenmärchen zu vernehmen, wie sie der Geschmack jener Zeit schuf. „Du Königin, Gabriele!" rief er, nachdem sie geendet, und holte tief Athem. „Mein Gott, wer hätte je nur so verwegen träumen können! Mir ist noch immer, als sei das alles gar nicht möglich." Der Anblick der köstlichen Geschenke, Beweise von des Königs freigebiger Zärtlichkeit, welche ihm seine Schwester vorlegte, und die er mit einem halb träumerischen Auge betrachtete, mußte ihn endlich vollständig von dem Glücke überzeugen, welches seinem Hause bevorstand.

„Nun ist freilich kein Zweifel, daß du des Königs sicher bist, denn solche Geschenke macht man nur einer Königin. Außerdem wären wohl Besorgnisse von der verzweifelten Erbitterung der Frau von Maintenon und ihrem Einflusse auf den König gerechtfertigt gewesen."

„Man kann ihr den Groll und den Widerstand nicht verdenken. Schon vor zwei Jahren, bald nach dem Tode der Königin, hat der König die Absicht gehabt, sich mit ihr zu vermählen, wie er mir selbst gesagt hat. Obschon nun, was dir bekannt sein wird, den Beherrscher Frankreichs durchaus keine Bestimmung bei der Wahl seiner Gattin bindet und beschränkt, darf er doch die Stimme der öffentlichen Meinung nicht ganz unberücksichtigt lassen. Und diese fürchtete Ludwig zu beleidigen, wenn er die Witwe des Lustigmachers Scarron zur Gemahlin nähme."

„Freilich ist es eine andere Sache, wenn er die Tochter eines edlen Hauses sich vermählt“, fiel ihr Roger mit Stolz ins Wort. „Sind wir nicht Pairs? Stehen wir nicht ursprünglich dem Könige an Rang gleich?“

Die beiden Geschwister ergingen sich noch einige Zeit in Verfolgung hoher Pläne.

„Jetzt will ich zum Könige“, sagte endlich Roger, sich erhebend, „um ihm für meine Befreiung zu danken. Bei dir, Gabriele, bedarf es keiner Worte, wir kennen uns. Welch' eigenthümliches Gefühl ergreift mich aber, wenn ich in meinem Souverain den künftigen Gemahl meiner lieben Schwester sehe.“

„Geh nur“, erwiederte Gabriele lächelnd; „ich denke, der König wird dich freundlich genug aufnehmen; du sollst es mir wieder sagen.“

Roger ging voll froher Hoffnungen, hoher Pläne und reizender Aussichten auf Macht, Ehre und Einfluß. Wie verwandelt war der junge Mann, welcher kurz zuvor liebekrank, verstimmt und verzweifelt gewesen!

13.

Minen und verdeckte Gänge.

Frau von Maintenon hatte aus einem Reste von Liebe zu Gabrielen, mehr noch aus Besorgniß, ihres eigenen Glaubens willen verdächtigt worden zu sein,

einen Versuch zum Vergleiche mit den Gegnern gemacht, indem sie noch nicht wagte, von dem Dokumente in ihrer Hand Gebrauch zu machen. Der Versuch war mißlungen, und zwar auf eine Weise, daß die fromme Dame voll Verzweiflung und halb wahnsinnig von ihrem Besuche im Hotel de Derval zurückkehrte, in welchem sie noch zuletzt die schnödesten Kränkungen von dem übermüthigen Hohne der Hausfrau fast wehrlos hatte erdulden müssen. Sie beschloß, den erduldeten Schimpf um jeden Preis an der Marquise und ihrer undankbaren Tochter zu rächen, und sollte sie selbst darüber zu Grunde gehen. Denn sie konnte sich nicht verhehlen, daß die Klugheit der Frau von Derval schwerlich sie absichtlich und mit Ueberlegung zu kränken gewagt hätte, wenn sie nicht von dem gänzlichen Falle der Gegnerin vollkommen überzeugt gewesen wäre. Vergebens bemühte sich Frau von Maintenon aus dem Benehmen des Königs gegen sie während der letzten Zeit einen Schluß auf ihr bevorstehendes Schicksal zu ziehen; Ludwig war sich in seinem Verhalten gleich geblieben; er besuchte sie fast täglich und ließ sich von ihr in der früheren confidentiellen Weise unterhalten. Freilich war das kein bedeutender Moment. Sie wußte recht gut, daß der König auch gegen die Marquise von Montespan, nachdem er längst mit ihr zerfallen war, den äußeren Schein des Einverständnisses bewahrt hatte. Beobachtete der König nicht gerade, um sie selbst sicher zu machen und zu täuschen, das frühere Benehmen?

Sogleich nach ihrer Rückkunft in Versailles ließ

sie den Pater Gobelin rufen und theilte ihm den schlechten Erfolg ihrer diplomatischen Unternehmung mit. Der Beichtvater schüttelte während der Erzählung unwillig den Kopf.

„Madame," sagte er, als sie fertig war, in seiner derben Art; „ihr werdet mir verzeihen, wenn ich euch sage, daß euch ganz recht geschehen ist. Da unternehmt ihr, ohne Jemandem ein Wort davon zu sagen, einen Schritt, dessen übelen Ausgang euch ein Kind hätte voraussagen können; setzt euch Beleidigungen aus, ärgert euch zum Krankwerden; und wenn man fragt, wozu das Alles? wird schwerlich Jemand eine Antwort geben können."

„O die will ich euch ertheilen, mein weiser Herr Abbé," versetzte die Dame gereizt und empfindlich. „Weil ich in meiner Umgebung wie verrathen und verkauft bin, weil ich am Ende bei meinen Widersachern noch mehr Aufrichtigkeit zu finden hoffen durfte, als bei meinen Anhängern."

„Ihr thut euern Freunden großes Unrecht, Madame," erwiederte der Pater ruhig. „Denn während ihr euern nutzlosen und ärgerlichen Gang unternehmet, habe ich in euerm Interesse sehr erfolgreiche Schritte gethan. Es ist mir gelungen, die ganze einflußreiche und mächtige Partei der Frommen in ihren Häuptern für euch zu gewinnen; Bischof Bossuet, so hoch angeschrieben beim Könige wegen seiner Gelehrsamkeit und seines schriftstellerischen Ruhmes, Pater la Chaise, der Beichtvater des Königs, dessen Gewissen er beherrscht,

Pfarrer Hebert in Versailles, der mit seinem beredten Worte unzählige Seelen lenkt; sie stehen mit ihrem unermeßlichen Anhange zu euerer Verfügung. Man verlangt von euch nichts weiter, als daß ihr euch als aufrichtige und gute Katholikin manifestirt, und zum Beweis dafür einen Vorschlag beim Könige unterstützt, welchen man vor denselben bringen wird. Ich darf euch versichern, daß man auf jener Seite nicht das geringste Mißtrauen gegen euch hegt; im Gegentheile wird die Vorlegung des Briefes den Herren schon eine gute Vormeinung von euerer kirchlichen Gesinnung geben, da man durch denselben auf die Spur einer weitverzweigten irreligiösen Verbindung gelangt. Ihr dürft den trefflichen Pater la Chaise jeden Augenblick hier erwarten, da ich, unbekannt mit euerm Ausfluge nach Paris, ihn hierher bestellt habe. Ich bin überzeugt, daß ihr euch mit diesem sanften milden Manne schnell verständigen werdet."

Frau von Maintenon war in ein tiefes Nachdenken versunken und auch der Abbé überließ sich seinen Betrachtungen. Hätte die gute Dame eine Ahnung von der Natur derselben und von demjenigen gehabt, was ihren Beichtvater die letzten Tage über bewegt hatte; sie würde weit weniger dem Zweifel erlegen sein und ihre Stellung mit mehr Sicherheit, und wahrscheinlich in Folge dessen mit größerem Glücke, vertheidigt haben. So viel Mühe sich auch der wackere Geistliche gab, seine geheimen Feldzugspläne zu verdecken (er konnte die Soldatennatur in sich nie ganz unterdrücken) so ging

doch ziemlich klar hervor, daß er vor wenigen Tagen fest entschlossen war, mit klingendem Spiel, mit Sack und Pack ins feindliche Lager überzugehen und die Vertheidigung seiner Beichttochter dem zu überlassen, welcher Lust dazu habe. Zum Reifen dieses Entschlusses hatte wesentlich die Parteinahme seiner jesuitischen Freunde, denen er aus Vorliebe für die soldatische Organisation ihres Ordens unbedingt ergeben war, für Fräulein von Derval beigetragen. Sein guter Engel ließ den verhängnißvollen Brief aus Alais in die Hände der Frau von Maintenon gerathen, bevor der Plan ausgeführt war. Nachdem der Abbé den Stand der Dinge erwogen, zog er nicht nur vor zu bleiben, wo er war, sondern er überredete auch durch eine Andeutung auf den Inhalt jenes Schreibens die geistlichen Krieger, sich dem bereits aufgegebenen Posten wieder zu nähern.

Der Eintritt des Paters la Chaise machte der eingetretenen Pause ein Ende. Mit der Gewandtheit eines vollendeten Höflings schritt er auf Frau von Maintenon zu und sagte mit allem Wohllaute einer einschmeichelnden Stimme: „Wie glücklich fühle ich mich, mit der gefeierten Freundin meines Monarchen in so unmittelbare Berührung zu kommen! Bei Gott und allen Heiligen! Ihr hättet mir keinen größeren Dienst erweisen können, Abbé, als mir den Zutritt zu Frau von Maintenon ermöglichen."

„Auch ich schulde dem Abbé großen Dank," erwiederte die Dame, „daß er mir das Vergnügen verschafft hat, euch als Freund willkommen zu heißen,

Herr Pater. Wie gern hätt' ich dieß schon früher gethan! Es wäre, offen gesprochen, mancher Mißgriff nicht geschehen, mancher Verdruß erspart worden."

Die beiden geistlichen Herren husteteten zu gleicher Zeit etwas verlegen, da sie nicht anders meinten, als Frau von Maintenon habe einen verstohlenen Blick in ihr verstecktes Spiel gethan und wolle ihnen das zu merken geben.

„Der Verlust auf meiner Seite wiegt ohne Zweifel schwerer," erwiederte Pater la Chaise; „indem ich erst jetzt die Freude habe, einer so liebenswürdigen Dame, welche ein Muster jeder weiblichen Tugend für unseren Hof ist, und die ich im Stillen und in der Ferne längst innig verehrt habe, näher treten zu dürfen. Doch noch ist eigentlich nichts verloren, Madame, noch immer können unsere gegenseitigen intimeren Beziehungen die ersprießlichsten Früchte bringen. Vertrauen wir nur einander recht vollkommen, nachdem wir uns erkannt haben."

„Das eben meine ich ja," fiel Frau von Maintenon lebhaft ein. „Die Guten sollen sich vereinen und fest zusammenhalten, denn ihrer sind nur wenige, damit sie nicht einzeln von der Uebermacht der Bösen, von der Arglist und schleichenden Intrigue umsponnen und zu Boden geworfen werden. Ich frage euch, meine Herren, wer an unserem Hofe ist nicht bereits von dem Scorpionstiche der Verläumdung verwundet worden? Hat man sich nicht sogar erfrecht, die vergifteten Geschosse nach dem gesalbten Haupte des Königs zu schleu=

dern? Niemand ist seiner Ehre, seines guten Namens sicher, der doch ein unschätzbares Kleinod für den Niedrigsten selbst bildet. Und woher rührt dieser entsetzliche Zustand? Weil die Guten und Frommen es bis jetzt versäumt haben, Einer für den Anderen einzustehen, eine feste Mauer zu bilden, die offenem Angriffe wie geheimer Ueberraschung wirksamen Widerstand leistet. Denkt euch nun die Vortheile eines solchen Tugendbundes dagegen! Eine stete erfolgreiche Ueberwachung der anderen Seite wäre möglich; nichts könnte geschehen, kein boshafter Anschlag ausgesonnen werden, der nicht in der Geburt selbst erstickt werden würde."

„Ganz vortrefflich, Madame," sprach der Beichtvater des Königs erregt und entzückt von diesem Entgegenkommen. „Ihr bezeichnet mit klaren Worten das hohe Ziel, welches sich unsere Gesellschaft in erweitertem Kreise für die ganze Welt gesteckt hat. Ich reiche euch meine Hand zu solchem Bunde. Treue unter uns und Vernichtung dem Feinde sei dessen Wahlspruch."

„Euere Gesellschaft hat sich in der That eine herrliche, seiner bedeutenden geistigen Kräfte würdige Aufgabe gestellt," sagte Frau von Maintenon. „Die Dummen und Boshaften überall unterdrücken, und dem Geiste und der Tugend zur Herrschaft verhelfen, welch' großartigeres Ziel kann es geben! Wohl denn, verfolgen wir dasselbe vor allem in dem Lande, welches wir bewohnen, in den Kreisen, in welchen wir uns bewegen und — dulden. Ich bin überzeugt, Herr Pater, daß euere Stellung als Beichtiger des Königs euch so man=

chen Einblick in Verhältnisse gestattet hat, welche für andere Menschen ein ewiges undurchdringliches Geheimniß bleiben, und doch weiß ich, daß ihr eben so überrascht sein werdet wie ich es war, wenn ich euch den Beweis von dem Dasein eines Complotes liefere, welches gegen die Religion und gegen den König gerichtet ist, und dessen Zweck in wenigen Tagen erreicht werden dürfte, wenn nicht eben unsere Verbindung hindernd einschreitet. Hier, leset doch diesen Brief."

Der Pater griff mit Neugier nach dem verhängnißvollen Schreiben Manons. Während des Lesens entfärbte sich seine Wange, und als er den Brief zurückgab, sagte er mit bewegter Stimme: „Großer Gott und all' ihr Heiligen im Himmel! in welcher entsetzlichen Gefahr schwebt die Braut Christi und des Königs zeitliches und ewiges Heil! Ach, wie leicht wird nicht der schwache sündhafte Mensch bethört, besonders der sich stark und sicher vor Versuchung wähnt, wenn Satan ihm seine reizenden Lockungen vorhält!" Der Pater hielt einen Augenblick inne, legte wie in innerer Zerknirschung die Hand auf die Brust und senkte das Auge zu Boden. Dann fuhr er mit leiser Stimme fort, indem er den fanatisch glühenden Blick auf Frau von Maintenon und den Abbé Gobelin richtete, welcher die ganze Zeit über mit gefalteten Händen dem Gespräche zugehört hatte: „Aber Satan wird gestürzt, und die Frommen triumphiren und singen ein lautes Hallelujah. Ja, Madame, wir werden siegen durch dieses unbedeutende Stücklein Papier, welches euer auf-

richtiger Eifer für das Wohl der Kirche mir soeben mitgetheilt hat; wir werden triumphiren, da wir uns als treu und unentbehrlich erkannt und vereint; wer könnte solchem Bunde widerstehen!"

„Ah, das ist ein seliger Augenblick in meinem Leben," erwiederte Frau von Maintenon. „Wie oft hab' ich in heißer Qual gerungen und in brünstigem Gebete zum Himmel gefleht, daß er mir nur die eine Gnade gewähren möge, mir die Verkennung guter Menschen nicht zu Theil werden zu lassen! Preis und Dank sei ihm auf meinen Knien dargebracht! Meine Bitte ist erhört: ich habe aufrichtige Freunde gefunden, die dieses demüthige gläubige Herz erkannt haben."

Die Dame ließ sich in frommer Extase auf ein Knie nieder und hielt die Hände gefaltet empor. Abbé Gobelin ließ das Auge mit einem schalkhaften Ausdrucke auf ihr ruhen, Pater la Chaise blickte einen Augenblick überrascht; doch er ging schnell auf das Spiel ein.

„Ich als Priester der heiligen und ewigen Kirche ertheile euch meinen Segen, fromme Tochter," sagte er mit vieler Salbung und streckte die Hände über ihr Haupt aus. „Offenbar ist es des Allmächtigen Wille, daß das Werk, welches wir bereiten, gedeihe, da er uns so sichtbar seinen Beistand zur Vollbringung desselben verleiht. — Ihr werdet natürlich," fuhr er, in den gewöhnlichen Ton der Unterhaltung zurückfallend, fort, nachdem sich Frau von Maintenon wieder erhoben hatte, „an geeigneter Stelle Gebrauch für euer persönliches Interesse von dem Briefe machen. Allein derselbe muß

uns auch zur Förderung allgemeiner Zwecke vom höchsten Nutzen sein. Schon seit lange ist allen frommen und einsichtsvollen Leuten jenes Edikt von Nantes, welches die Ketzerei in Frankreich schützt und sanktionirt, und damit natürlich Unordnung und Wirren, ein Dorn im Auge. Ihr habt es ja an euch erfahren, Madame; so lange es Protestanten in Frankreich gibt, werden sie stets Unruhe, Ränke und arglistige Streiche aussinnen. Man muß diesen widerspenstigen Geist vollends niederdrücken, wie dieß zum Theil bereits mit Erfolg geschehen ist, und um den Bethörten jede trügerische Hoffnung von vornherein abzuschneiden, jenes Edikt, das Werk eines verblendeten Fürsten, der in seinem Leben nie zur Erkenntniß der Wahrheit durchdrang, abschaffen."

Ein leises Weh durchbebte bei diesen Worten des Jesuiten die Enkelin von Heinrichs des Vierten Waffenbruder. War es ein letztes Auflehnen ihrer inneren, noch nicht ganz erstickten Natur gegen das entsetzliche Beginnen, welches ihr angemuthet wurde? Den schönsten Edelstein aus Frankreichs Krone brechen, das Kleinod religiöser Duldung! Sie, die Tochter, sollte das Werk vernichten helfen, für dessen Schöpfung ihre Väter auf den Schlachtfeldern gekämpft, geblutet und gestorben!

„Wird der König die Macht haben, das Edikt aufzuheben?" fragte sie mit erstickter Stimme. „So viel ich weiß, ist das Gesetz ewig und unwiderruflich."

„Bah!" erwiederte Pater la Chaise. „Was ein König befohlen hat, kann ein König widerrufen. Ferner ist nichts Weltliches für die Ewigkeit gemacht, nur

die heilige Kirche mit ihren Satzungen ist ewig. Wenn man unserem Herrn die Sache unter dem richtigen Gesichtspunkte darstellt, und wir rechnen dabei vorzugsweise auf euere freundliche Unterstützung, kann sie nicht fehlschlagen."

„Meine schwachen Kräfte stehen zu euerer Verfügung," erwiederte Frau von Maintenon resignirt.

„Der Herr ist stark in den Schwachen," perorirte der Abbé Gobelin.

„Recht so, Abbé," sagte der Pater, jenem freundlich zunickend; „redet der Dame Muth ein. Ich selbst muß mich empfehlen, da mich meine geistlichen Pflichten zum Könige rufen. Verlaßt euch darauf, Madame, es wird da manches gewichtige Wort, wie ich weiß, auf guten Boden fallen, dem Saatkorn gleich; es wird eine volle reiche Ernte geben, und ihr als eine zweite fromme Ruth werdet einen hohen herrlichen Gewinn ziehen."

„Hast du meine Aufträge vollzogen, Marcel?" fragte der König, der leichten munteren Schrittes in seinem Gemache umherwandelte, in augenscheinlich guter Laune, den an der Thür stehenden Pagen.

„Alles aufs Beste, Sire," erwiederte Marcel.

„Nun wie sprach sich die liebenswürdige Gabriele über die Geschenke aus, die ich ihr für den Ball gesendet habe? Rede doch, du siehst, wie gespannt ich bin."

„Ach, Sire, ihr stellt ein Verlangen an mich, welches zu erfüllen außer aller Möglichkeit ist! Wie

könnte ich die süßen Worte des Dankes wieder geben, die ihrem holden Munde entströmten! In Wahrheit ist mir auch das Einzelne entgangen, denn ich gerieth in eine Verwirrung, da sie mir die schönen Reden ins Gesicht sagte, daß es mir vor den Ohren sauste."

„Ja, sie ist ein Engel," flüsterte Ludwig mit einem brünstigen Blicke und rieb sich vor innerer Lust die Hände. „Wie gefiel ihr die Busennadel mit meinem Porträt."

„Ah — ganz recht — die Nadel, die ich noch hier in meiner Tasche habe," stotterte der Page, dessen entzücktes Gesicht plötzlich sehr verlegen geworden war.

„Leichtfuß!" sagte der König mit einem Anfluge von Unwillen. „Mußt du gerade das Beste vergessen? daß du deinen Fehler sogleich verbesserst!"

„Welche Strafe für meine Nachlässigkeit, Sire! Ich werde noch einmal die Wonne erleben, Worte des Dankes aus diesem reizenden Munde zu vernehmen."

„Sag', mein Knabe, du beobachtest doch die nöthige Vorsicht, wenn ich dich zu Fräulein von Derval sende?"

„Ich thue es, obgleich es meiner Treu nicht nöthig ist, denn alle Welt weiß das Geheimniß."

„Was weiß alle Welt."

„Daß unser allergnädigster Herr Fräulein von Derval liebt. Einige wollten sogar noch mehr wissen, daß wir nächstens eine junge schöne, liebenswürdige Königin bekommen werden."

„Also weiß es auch die Maintenon," murmelte der König und blieb gedankenvoll stehen. „Was mag sie

wohl denken? Ich gäbe etwas darum, wenn ich einen Blick in ihr Herz thun könnte. Sie liebt mich, ich weiß es, mit der keuschen Flamme eines reinen unbefleckten Herzens, und es mag ihr arg zusetzen, daß ich sie verlassen habe. Fahre hin, du blasses Frauenbild mit den großen dunkeln Augen, die mich immer so vorwurfsvoll ansahen, wann ich gesündigt! Verschwinde vor den lieblichen reizenden Zügen meiner Gabriele! Engelbild, verscheuche alle trüben Schatten!" — Er strich sich mit der Hand über die Stirn und wandte sich mit aufgeklärten Zügen wieder zum Edelknaben.

„Nun, da alle Welt, wie du sagst, von der Sache weiß, was spricht man denn darüber?"

„Mein Gott, wie lange müßte ich erzählen, wenn ich Ew. Majestät all' das Gerede wiederholen wollte, das ich mit anhören gemußt habe. Indessen machen sich besonders zwei Ansichten geltend. Die Mehrzahl freut sich, daß das Herz Ew. Majestät sich von der frommen Kokette —"

„Willst du wohl!" unterbrach ihn der König und drohte mit dem Finger.

„Aber, Sire," sagte Marcel unerschrocken; „ihr wünschtet zu wissen, was die Leute reden, und da muß ich doch gehorchen."

„Weiter!"

„Also der größere Theil der Hofleute ist froh, daß eine junge fröhliche Dame die Frau von Maintenon aus dem Herzen des Königs verdrängt hat, und nur ein kleiner Theil ist unzufrieden damit. Welche

freundliche und wohlwollende Stimmung in diesem Kreise herrscht, geht aus einer Aeußerung des Abbé Gobelin hervor, des Mannes, der die königliche Uniform mit der himmlischen Kutte vertauscht hat. Als ich ihm neulich auf einer Botschaft begegnete, raunte er mir mit grinsender Miene zu: Springe nur, mein Jüngelchen. Nimm dich aber in Acht, daß du den Hals dabei nicht brichst. Welche Albernheit! ich solle mich hüten, den Hals nicht zu brechen, wenn ich Aufträge meines allergnädigsten Herrn besorge."

Das vertrauliche Gespräch zwischen dem König und seinem Diener nahm durch den Eintritt Louvois' sein Ende. Denn so sehr Ludwig dem Adel seine Majestät fühlen ließ, so war er in seiner Häuslichkeit nichts weniger als stolz; hier ruhte er von seiner Götterrolle aus. Er stand mit seinen Dienern auf einem anständig vertrauten Fuße, liebte es, sie als persönliche Freunde betrachten zu können und gab ihrem Einflusse in Vielem nach.

„Sire," sagte der Minister, der mehrere Briefschaften in der Hand hielt; „es sind Depeschen von Wichtigkeit angekommen; darunter ist eine aus unseren nordamerikanischen Colonien. Das Schiff, welches sie überbracht hat, ist vor zwei Tagen im Hafen von la Rochelle eingelaufen."

„Ah!" sagte der König überrascht. „Ich freue mich, etwas aus der neuen Welt zu hören. Wie befindet sich unser Neufrankreich?"

„Leider haben wir keine neue Kunde von unseren Kolonisten am mexikanischen Meerbusen, aber die canadische Kolonie ist im blühendsten Zustande, wie dies bei den ausgezeichneten Vorkehrungen in der Administration, welche Ew. Majestät getroffen hat, nicht anders sein kann. Das gute Einverständniß der Kolonisten mit den Eingeborenen befestigt sich immer mehr und hat die vortheilhaftesten Rückwirkungen auf unseren Pelzhandel, der einen immer großartigeren Aufschwung nimmt. Das Schiff hat für den Hof eine Ladung der köstlichsten Rauchwaaren mitgebracht, Geschenke von Ew. Majestät treuen Dienern und Unterthanen."

„Himmel! wie wird sich unsere Damenwelt freuen! Man lasse doch den Kapitän dieses Schiffes mit seinen Offizieren von la Rochelle nach Versailles kommen und bringe ihn in unsere königliche Gegenwart. Wir wünschen über manche Einzelheiten, über Eigenthümlichkeiten dieses merkwürdigen Landes und seiner Bewohner, an welchen wir großes Interesse nehmen, mancherlei Aufschlüsse zu erhalten."

„Sofort soll ein Kourier nach la Rochelle gesendet werden, um den Befehl Ew. Majestät auszuführen."

Der Beichtvater des Königs trat mit einem anderen Herrn in priesterlicher Kleidung und würdevollen Ansehens in das Gemach. Es war dies der durch seine theologischen Schriften und seine Beredtsamkeit berühmte Bischof Bossuet. Er erfreute sich seit langem einer ungemeinen Achtung beim Könige, der ihm die Erziehung

des Dauphins anvertraut hatte. Beide Priester begrüßten ihren Monarchen mit der tiefsten Ehrfurcht, der sie huldvoll empfing.

Nachdem die üblichen Komplimente ausgetauscht oder besser gesagt, die erforderlichen Ceremonien des Königskultus vollzogen waren, fuhr Louvois in seiner Berichterstattung fort: „So groß der Flor ist, in welchem sich unsere Kolonie befindet, so beklagt man lebhaft den Mangel an Menschen, um dem fruchtbaren Boden einen noch höheren Ertrag abzugewinnen. Viele dringend nothwendige Arbeit kann nicht verrichtet werden, eine Menge Verbesserungen und Anordnungen zum Besten der Kolonien muß unterbleiben, weil es an den erforderlichen Händen fehlt. Die dortige Verwaltung stellt deshalb das unterthänige Gesuch, ihr frische Arbeitskräfte zuzusenden."

„Mein Gott!" rief der König; „sie sollen deren in Menge haben. Hat Frankreich nicht überflüssige Menschen genug? Sind nicht alle Gefängnisse mit Dieben gefüllt, die sich am Eigenthum ihres Nächsten vergriffen haben, weil sie nicht arbeiten konnten oder wollten? Man schicke sie nach Amerika; wer arbeiten will, wird sich wohl befinden; wer nicht will, verhungert. Auch gut. Haben wir nicht ferner die widerspenstigen nichtsnutzigen Hugenotten? Man schaffe sie fort! Dort im Urwalde mögen sie ihren verruchten Götzendienst mit den Wilden treiben; sie geben dann den guten Christen wenigstens kein Aergerniß. Fehlt es dann noch immer an Händen, so leere man die Tollhäuser. Was braucht

es Verstand da drüben? Gesunde Arme und Beine hat man nöthig, und diese besitzen die Verrückten oft besser wie vernünftige Leute. Von jetzt an müssen wir es uns also angelegen sein lassen, unsere Kolonien zu bevölkern."

Mit tiefer Ehrfurcht hatten die Anwesenden diese Entwickelung des königlichen Kolonialsystems angehört, über welches wohl ein Jeder im Stillen seine eigenthümlichen Betrachtungen anstellte.

Der König ging einige Augenblicke sinnend im Zimmer umher. Dann fragte er: „Habt ihr noch etwas Amerikanisches mitzutheilen, Marquis?"

„Ew. Majestät zu Befehl. Die Eingabe stellt das unterthänigste Gesuch um Zusendung einer Zahl tüchtiger Geistlichen, welche die frommen und unermüdlichen Väter Jesu in der Mission bei den einheimischen Stämmen unterstützten, indem sie darauf hinweist, wie ein Paar ihrem erhabenen Berufe gewachsene und erfahrene Missionäre ein Bataillon Soldaten und manches Fort überflüssig machen. Jenen Leuten werden auf diesem Wege die Segnungen des Christenthums zu Theil, und wir beherrschen sie ohne Störung von ihrer Seite."

„Das Gesuch verräth zu viel praktischchristlichen Sinn," sagte der König, „als daß wir es nicht mit Freuden gewähren sollten. Gott allein weiß, wie sehr uns das Seelenheil unserer Unterthanen am Herzen liegt. Auch diesen armen Heiden soll das Licht der Gnade aufgehen in der Nacht, in welcher sie bisher gewandelt sind. Sie sollen dermaleinst den Tag glücklich

preisen, welcher sie unter Frankreichs Herrschaft brachte und ihnen das Thor der Seligkeit öffnete. Wir müssen uns an die Herren Erzbischöfe, Bischöfe, Äbte und Prioren wenden, damit sie uns geeignete Geistliche vorschlagen, welche in Hinblick auf den Lohn im Jenseit und in der Gewißheit unserer königlichen Gnade, sich dem hohen Berufe der Heidenbekehrung widmen und mit den frommen Jesuiten vereint wirken wollen."

„Ich darf wohl die Erwartung aussprechen, Sire," nahm Pater la Chaise das Wort; „daß eine solche Aufforderung an die Prälaten einen außerordentlichen Erfolg haben wird. Hier gilt es ja, die zwei höchsten Pflichten eines Priesters vereint zu erfüllen, die Pflicht gegen den Allmächtigen, der zum Menschen geworden, das Gebot erließ: Gehet hin und lehret alle Heiden und taufet sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, und ferner die Pflicht gegen den Gesalbten des Herrn, der dieses Gebot erneuet. Welcher französische Geistliche sollte nicht freudig dem Willen des Königs gehorchen, der ja der Wille Gottes ist?"

Der bedauernswerthe Fürst, welcher sein Lebenlang verdammt war, immer nur niederträchtige Schmeichelreden und nie ein Wort der Wahrheit zu vernehmen, lächelte selbstgefällig über die Aeußerung seines Beichtvaters und sagte dann, sich an Bossuet wendend: „Nun, was meint ihr, Herr Bischof? Ihr stehet so stumm und gedankenvoll hier. Werden wir wirklich ein Bataillon aus Neufrankreich zurückziehen und durch ein Dutzend Apostel mit Kreuz und Scapulier ersetzen können?"

„Sire,“ nahm der Bischof das Wort. „Gott und alle Heiligen mögen euch für eueren frommen Eifer zur Verbreitung des Evangeliums segnen und schützen für und für! Aber es scheint mir eine außerordentliche Maßregel — ich bitte wegen meiner Kühnheit um gnädige Verzeihung — daß man die tüchtigsten Arbeiter im Weinberge des Herrn nach dem fernen Amerika entsenden will, während ihrer in unserem schönen Frankreich genug des segenvollen Tagewerks harrt. Hunderttausende unserer Brüder wandeln in einer Nacht des Wahns und Irrthums, die bei Gott eben so traurig ist als diejenige, welche über den Wäldern und Prärien Amerikas liegt.“

„Mein Gott! wir haben doch keine rothhäutigen Wilden in Frankreich,“ erwiederte der König.

„Wahrlich diese armen Indier haben ein beneidenswerthes Loos vor vielen unserer Brüder! Harmlos und unverderbt leben sie im Stande der Unschuld und Natur und harren des Augenblicks, der ihnen die Verheißung des ewigen Lebens bringen wird; unsere Missionsbedürftigen hier versinken von Tag zu Tag mehr in Finsterniß, welche sie in ihrer heillosen Verblendung und Verstocktheit für Licht halten. O Sire, richtet den Blick christlicher Barmherzigkeit auf die elenden ungläubigen Bewohner dieses Landes; thuet hier das Werk der Liebe! Es sind doch Franzosen, die einen Vorrang der Zärtlichkeit in euerm königlichen Herzen beanspruchen dürfen vor jenen Bewohnern des fernen Westens.“

„Ach ich verstehe,“ sagte der König mit einer Falte

auf der Stirn. „Ihr redet von den Sektirern, den Hugenotten. Mein Gott, was soll ich denn thun? Ich habe mit der Wärme eines guten Christen die zahlreich eingehenden Berichte von massenhaften Uebertritten zum reinen Glauben vernommen. Was ist aber mit denjenigen anzufangen, die durchaus bei ihren Irrthümern verharren wollen? Glaubet mir meine Herren, ich hasse diese Elenden im tiefsten Grunde meiner Seele, denn sie sind Feinde Gottes, und ginge es meiner persönlichen Neigung nach, ich würde sie mit der äußersten Härte verfolgen, um unser Königreich von dieser Pest zu reinigen. Aber es geht nicht. Wir fühlen unsere Hände darin gebunden."

„Und was könnte das sein, was unserem Könige die Hände in einer Angelegenheit bände, bei welcher ihm sein eigenes großes Herz als bester Wegweiser dient?" fragte Pater la Chaise mit großer Emphase.

„Ihr versteht das nicht, Pater," erwiederte Ludwig mit milder Zurechtweisung. „Der Heiland sagt: Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Es gibt Verhältnisse im Leben, wo das Herz der Könige vor der Stimme der Politik schweigen muß. So ist es der Fall hier. Mein königlicher Großvater, der die Irrthümer seines früheren Lebens nach Besteigung des Thrones durch eine aufrichtige Bekehrung gut machte, gewährte seinen früheren Glaubensgenossen Gleichberechtigung als einen Akt königlicher Gnade; mein hochseliger Vater, wie ich selbst, haben das Edikt von Nantes ratificirt; ich kann als König nicht meinen eigenen Akt umstoßen.

Wir müssen uns darein ergeben. Außerdem verbieten noch andere Rücksichten eine derartige Maßregel. Was meint ihr, Louvois?"

Der Minister hatte nicht den moralischen Muth, in dieser Frage den Standpunkt einzunehmen, welchen ihm seine geistige Bildung und seine Stellung als ein treuer Rathgeber seines Herrn anwiesen. Er erwiederte: „Sire, ihr habt soeben den Pater la Chaise von einem ihm fremden Gebiete verwiesen, ich würde dieselbe Gefahr laufen, wenn ich ein Urtheil über diesen religiösen Fall wagen wollte. Es scheint hier in der That ein Konflikt zwischen den Pflichten gegen Gott und gegen Ew. Majestät Krone vorzuliegen. Erstere möchte ich doch für die höhere und wichtigere halten."

„Ew. Majestät ist, ich hoffe es, doch nicht geneigt, jene Ratifikation des Ediktes gleichsam als ein Versprechen an jene Sektirer zu betrachten?" fragte der Beichtvater. „Versprechungen an Ketzer, sie mögen unter Umständen gegeben sein, wie sie wollen, sind nach den Satzungen der Kirche stets null und nichtig."

„Nicht das," erwiederte der König. „Heben wir das Edikt auf, so entsteht die gerechte Besorgniß, daß die protestantischen Mächte Krieg mit uns anfangen, um für ihre Glaubensgenossen den zugesagten Schutz zu erzwingen."

„Und braucht Frankreich einen Krieg zu fürchten? Steht nicht dessen König als der Allmächtige da, der den anderen Fürsten und Völkern Gesetze diktirt?" rief Louvois aus, dem Alles daran lag, einen solchen Krieg

entbrennen zu sehen. Konnte er doch nur auf diesem Wege die Allmacht, deren er sich erfreute, und den Schein der Unentbehrlichkeit behaupten, wenn er seinem Gebieter neue Sorgen und neue Bahnen zur Befriedigung seiner Eitelkeit und Herrschsucht eröffnete.

„Wären jemals Frankreichs Schaaren zu einem heiligeren Kampfe ausgezogen, mit Ausnahme jener frommen Heereszüge zur Wiedergewinnung des gelobten Landes, als wenn Ew. Majestät sie gegen die Feinde unserer Kirche aussendet, die es wagen den ruchlosen Kampf zu beginnen?" fragte Bossuet.

„Ein solcher Krieg," sagte Louvois, „ist unter den gegenwärtigen Verhältnissen schier undenkbar. Wo sind die protestantischen Mächte, die Ew. Majestät den Fehdehandschuh hinwerfen sollten? Großbritanniens neue Majestät, der glorreiche Jakob II., ist ein Herr von der vortrefflichsten Gesinnung für die katholische Kirche, der er ja selbst angehört. Er wird sicher die Aufhebung des Edikts mit dem lebhaftesten Beifall begrüßen, da sie seiner Neigung, den katholischen Glauben in seinen Königreichen zu restituiren, ganz entspräche. Und würden es die kleinen protestantischen Seemächte wagen, wenn sie nicht schon von dem Applaus des katholischen Europa verschüchtert wären, sich mit unseren siegreichen Flotten zu messen, vor deren Donner Genua, Algier, Tunis und Tripolis erst jüngst erzittert und sich gebeugt haben?"

„Und hofft überhaupt Ew. Majestät einen Kampf mit den Ketzern und Heiden vermeiden zu können?"

fragte Pater la Chaise. „Ach, das wäre eine schmerzliche Täuschung! Es lebt ein wilder, verwegener Geist des Widerspruchs in diesen Leuten; das ist eben der Geist der Hölle, der sie immer und immer von neuem zu Ungehorsam und Aufruhr treibt. Die zahlreichen Uebertritte vieler von ihrer verdammlichen Sekte zum alleinseligmachenden Glauben, welche sie die Unverschämtheit haben, nicht der überzeugenden Kraft der Wahrheit zuzuschreiben, sondern der Anwendung von Gewalt und Bestechung, hat die Ketzer in eine Raserei versetzt, welche euern rechtgläubigen Unterthanen Gefahr droht. Ich selbst kenne den Süden unseres Reichs genau; die Zustände sind von der Art, daß ein Ausbruch der satanischen Elemente durchaus nicht zu den Unmöglichkeiten gehört. Der Angstruf der guten Christen ist durch meinen Mund an euer königliches Ohr gedrungen, Sire; wollet ihr die besten euerer Unterthanen unter den Händen fanatischer Ketzer enden lassen?"

„Aber mein Gott!" rief der König erregt. „Wie ist denn das? Erst sagt man mir, es gäbe in Frankreich keine tausend Ketzer mehr. Alle hätten sich aus Dankbarkeit für unsere Sorge um ihr Seelenheil beeifert, in den Schooß der Kirche zurückzukehren, und jetzt traut man ihnen Empörung und Mord ihrer Mitbürger zu? Ich bekenne, daß ich das nicht recht zusammen reimen kann."

„Wer kann überhaupt die tiefen Abgründe einer den finstern Mächten verfallenen Seele ergründen?" entgegnete Bossuet verlegen. „Wahrlich, wir haben

schauderhafte Beispiele von den Wirkungen der Schwärmerei in der Geschichte, und es würde einen neuen Lorbeer um euere Stirn geben, Sire, wenn ihr den Ausbruch des Fanatismus nicht allein verhindert, sondern dem Wahne selbst die Quelle stopftet durch die Erklärung: daß die Majestät von Frankreich fernerhin keinen Ketzer im Reiche duldet."

„Ganz meine Meinung", bemerkte der König. „In der That, es freut mich, daß unsere Ansichten so ganz übereinstimmen, Herr Bischof; ihr wisset, ich habe von euerer Intelligenz wie von euerm Herzen eine hohe Meinung. Also, Pater, ihr habt wirklich Kunde, daß ein widerspenstiger Geist in dem Volke lebt? Hm! die Leute sind durch den Krieg etwas hart angestrengt worden; aber mein Gott, wozu sind sie denn da? Louvois, man soll ein scharfes Auge auf das gemeine Volk haben. Wir hassen diesen Geist der Widersetzlichkeit. Die Könige hat Gott gemacht, um zu herrschen, die Völker, um zu gehorchen."

„Ein Gott, ein König, ein Glaube", deklamirte Bossuet.

„Sire", mahnte der Beichtvater, „überlasset euch nicht einer Sicherheit, die leicht gefährlich, ja verderblich werden könnte. Wie nun! wenn die Partei des Satans, wohl wissend, daß sie im offenen Kampfe vor dem heiligen Zeichen des Kreuzes weichen muß, voll Verstellung und Schlangenlist ihre Freundin und Schützerin, die dunkle Nacht, erwartet, um im tiefsten Geheimniß ihren Feind aufzusuchen und ihn meuchlings zu ver-

derben? Wenn einigen verruchten Personen der höllische Plan gelungen wäre, sich in die Nähe ihres Königs zu drängen, sein Vertrauen, seine Liebe zu gewinnen, mit dem einzigen Gedanken, ihn abzuziehen von der Bahn des Rechten, die er bis jetzt mit Ruhm gewandelt, ihn vielleicht selbst um sein Heil zu betrügen. Wie dann, Sire?"

Der König war erblaßt. „Redet offen, Pater", stammelte er. „Was sollen diese schrecklichen geheimnißvollen Anspielungen? Besteht ein Complot gegen unser königliches Haupt?"

„Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet. Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach", murmelte der Jesuit düster.

Der König schritt in schrecklicher Aufregung einige Mal im Zimmer umher und rang die Hände, während Louvois und die beiden Priester, diese mit gefalteten Händen, ein peinliches Schweigen beobachteten.

„Man hat sich nicht nur gegen Ew. Majestät verschworen, sondern auch gegen die Kirche", sagte Pater la Chaise endlich. „Man wird euch bald die Beweise vorlegen."

Der König war tief erschüttert und bedeckte sein bleiches Gesicht mit den Händen. Als sein Antlitz wieder frei wurde, hatte der Kummer seinen Stempel darauf zurückgelassen.

„Lasset mich allein mit meinem Beichtvater, meine Herren", wandte er sich mit schwacher Stimme an Lou-

vois und Bossuet; „ich will mit ihm beten, daß mir die Heiligen Kraft verleihen, diese schwere Prüfung zu tragen.“

14.

Der Hofball.

Der hohe Tag war genaht, welcher Paulette's Prophezeihung erfüllen sollte. Gabriele hatte soeben mit Hülfe ihrer Zofe jenes königliche Gewand, Jobs Geschenk, in Stand gesetzt, um mit demselben bekleidet dem Hofe als künftige Königin vorgestellt zu werden. Alles sollte in Erfüllung gehen, was die weise Dorffrau einst verkündet. Jetzt eben war sie in dem angenehmen Geschäfte begriffen, unter den reichen und kostbaren Geschenken, welche ihr der König gemacht hatte, den Schmuck für diesen Abend auszuwählen. Das Leuchten und Funkeln dieser Edelsteine und Perlen, der verführerische Schimmer des Goldes übte seinen dämonischen Einfluß auf sie aus; stolze und kühne Gedanken stiegen gigantisch in ihrem Geiste auf; und die Dämonen der Tiefe, welche aus den Perlen und dem Gesteine hervorblitzten, schienen sie berücken zu wollen. Sie öffnete einen Schmuckkasten; ein Diadem von reichem Werthe funkelte ihr entgegen.

„Das war es, was ich brauchte“, flüsterte sie für sich. „Ein Diadem für die Königin. Alles Andere ist

eitler Tand. Noch diesen Ring, mit dem sich Ludwig mir zu eigen gab, und diese Nadel mit seinem Bild. So ist's genug. Ich denke, damit für den Abend hinlänglich geschmückt zu sein. Heute, in wenigen Stunden soll ich's erreichen, das hohe glänzende Ziel, das mir von einem räthselhaften Schicksale gesteckt ward, und dem es mich in so raschem Laufe zuführte, über Untiefen und Klippen hinweg, so daß ich selbst kaum begreifen kann, wie ich es schon erreichen konnte. Darf ich mir das Gelingen zuschreiben? Wie ein Kind kam ich hierher, welches rasche Gewalt vom unschuldigen, harmlosen Spiele auf blumiger Wiese hinwegriß und auf eine glatte Eisfläche versetzte, wo jeder unvorsichtige, unberechnete Schritt zum Falle bringt. Wer lehrte mir Vorsicht? Wer Berechnung? Hat mich eine höhere Hand durch dieses Labyrinth geleitet, ohne daß ich es wahrnahm? Haben die klugen, alles berechnenden Leute meine Einfalt für den höchsten Grad von List angesehen und nicht gewagt, sich mit der vermeintlichen Meisterin zu messen? Wer kann dies verworrene Gewebe lösen? Wie dem auch sei; die Bahn ist zurückgelegt und ich stehe am Ziele."

In diesem Gedankenspiele unterbrach sie ihre Zofe, welche meldete, daß zwei Herren sie zu sprechen wünschten: Herr von St. Julien mit einem guten Freunde.

Als sich die Thür öffnete, zeigte sich im Eingange des Zimmers, zu Gabrielens unaussprechlicher Ueberraschung die Gestalt des wackeren Herrn Thimothée Valery aus Alais, den sein junger Freund St. Julien

bei einigem Widerstreben von der anderen Seite hereinschob. Der Fabrikant verneigte sich mehrere Male tief vor der jungen Dame in der glänzenden Toilette, in welcher er schwerlich seine ehemalige demüthige und bescheidene Pflegetochter erkannt hätte. Gabriele war einige Augenblicke in großer Verwirrung, denn bei Verfolgung ihrer ehrgeizigen Pläne und über all' den Ränken und die geheimen Spiele, zu welchen sie gedrängt worden war, hatte sie die ehrlichen Valery's vergessen mit allen guten Vorsätzen, welche sie beim Beginne ihrer Hoflaufbahn zum Besten dieser Familie wie deren Glaubensgenossen gefaßt hatte. Die Erscheinung ihres Pflegevaters trat sie jetzt an wie eine Mahnung aus der bessern Welt. Indessen überwand das Gefühl des Vergnügens, dieses theure Haupt gesund und frisch zu sehen, jede Verlegenheit schnell, und sie eilte mit einem Ausrufe der Freude auf den geliebten und verehrten Mann zu.

„Mademoiselle“ — stammelte dieser, der in devoter Haltung da stand und nicht wagte, den Kopf zu heben. „Da bring' ich euch unseren guten Papa Valery,“ sagte St. Julien lächelnd. „Und sehet nur, wie steif und verdutzt er da steht! Da hab' ich nun den ganzen Morgen gesungen und gepredigt, um ihm Muth zu machen zu einer Zusammenkunft mit seiner Tochter. Meine Mühe war vergeblich; seine gewaltsam aufgeraffte Zuversicht war wie weggeblasen, sobald wir vor eurer Thüre standen. — Aber, lieber Vater, so sieh ihr doch nur ins Gesicht. Es ist ja deine Margot.“

„Mein guter Vater, willst du mir keinen Blick aus deinem treuen Auge schenken?“ fragte Gabriele mit schmelzender Stimme, denn die Ueberzeugung, wie innig dieser einfache Mann hier sie liebe, die auf einmal sich ihr wieder aufdrang, hatte sie tief gerührt und weich gestimmt. Ihr Leben in dem schönen Familienkreise zu Alais stand auf einmal mit dem ganzen Zauber holder Erinnerung vor ihrer Seele.

„Ja es ist ihre Stimme; es ist Margot,“ murmelte Valery und richtete einen Blick voll unendlicher Zärtlichkeit auf Gabrielen, deren Hand er an seine Brust gepreßt hielt. Plötzlich ließ er sie wieder los, drängte sie sanft von sich und sagte in schmerzlichem Tone: „Aber es giebt ja keine Margot Duclos; es war ein schöner Traum und eine bittere Täuschung für uns. Ach, das war ein schweres Herzeleid! — Täuschung! —“

„Liebet ihr nur den Namen an mir, die verdeckende Hülle, oder war euch mein eigenthümliches Selbst, meine Seele und mein Leib theuer?“ fragte Gabriele. „Ich selbst bin mir gleich geblieben; noch bin ich euch mit derselben Zärtlichkeit zugethan. Es war eine Täuschung von meiner Seite, aber eine unabsichtliche, mir selbst aufgenöthigte, welche auch mir manche bittre Stunde geschaffen hat.“

„Als Fräulein von Derval auf ihrer Flucht aus dem elterlichen Hause eben im Begriff war, dir ihr volles Vertrauen zu schenken,“ berichtete St. Julien, „da hast du ihr, lieber Vater, durch einige Aeußerungen und scharf ausgesprochene Voraussetzungen, selbst die

Rolle aufgezwungen, welche sie dann spielte. Später schloß ihr die Furcht, aus euerm schätzenden theueren Hause gehen zu müssen und euere Abneigung vor vornehmen Katholiken den Mund. Wenn ich nicht irre, hab' ich dir alle diese Gründe, welche Fräulein Gabrielen vollkommen rechtfertigen, schon mitgetheilt. Deshalb wundere ich mich, mein lieber Vater, wie du so lange widerstreben kannst."

Es war keineswegs Hartherzigkeit, welche Herrn Valery in seinem Verhalten Gabrielen gegenüber so starr und steif erscheinen ließ. Längst ehe noch St. Julien durch Darlegung des Verhältnisses ihren vermeinten Trug gerechtfertigt, hatte ihr sein weiches Herz vergeben, oder vielmehr er hatte dem Mädchen nie ernstlich zu zürnen vermocht. Nur die Erbitterung, einen Lieblingswunsch seines Lebens, die Vereinigung Jobs mit Margot vereitelt zu sehen, hatte ihn öfter zu harten Aeußerungen veranlaßt, welche er später bei ruhigem Blute selbst bereute. Jetzt war es in der That weiter nichts, was eine Kluft zwischen ihm und Gabrielen offen erhielt, als Verlegenheit und das unbehagliche Gefühl, eine Person, welcher man sich bis jetzt gleich erachtet, weit über sich stehen zu sehen. Dazu kam nun die instinktive Abneigung Valery's, wie seiner Glaubens- und Standesgenossen vor allem, was den höheren Ständen, dem Adel angehörte. Diese Abneigung des Bürgers vor der verderbten Kaste war ja nur zu wohl begründet, und so entstand denn im Innern des wackeren Seidenfabrikanten ein sonderbarer

Widerstreit der Empfindungen; die Abneigung vor dem Hoffräulein Gabriele von Derval stritt mit der Liebe zu seiner ehemaligen Pflegetochter Margot Duclos; doch schon neigte sich der Sieg auf die edlere Seite.

„Zürnst du noch, lieber Vater?" fragte Gabriele wieder mit herzgewinnendem Tone. Die Augen des einfachen Mannes wurden feucht; er zog die wiedergewonnene Tochter hastig an seine Brust; reden konnte er nicht.

„Alles wieder im alten Geleise," sagte Theodore, der mit inniger Theilnahme diesen Kampf der Empfindungen an seinem väterlichen Freunde beobachtet hatte. „Und nun meine Lieben, laßt uns ein ernstes Wort zusammen reden, denn Wichtiges und Schweres steht uns bevor." Die drei Leute nahmen Platz.

„Halt!" rief Valery; „bevor wir das Ernste vornehmen, laßt uns das Leichtere beenden." Damit verließ er eilig das Zimmer und kehrte sogleich mit einem Packete in der Hand zurück. St. Julien lächelte und Gabriele blickte gespannt. Aus der Verhüllung entwickelte sich ein kostbarer seidener Stoff. „Mein Hochzeitsgeschenk," sagte der Fabrikant mit etwas unsicherer Stimme und lächelte Gabrielen mit thränenfeuchten Augen an; „mein zweites; möge es dir viel Freude machen!"

„Ach, mein lieber Vater," stammelte Gabriele, aufs höchste überrascht; „wie gütig bist du! Ich werde das Geschenk hoch in Ehren halten wie euer erstes. Sieh, dort liegt es; ich werde das Kleid heut Abend tragen, der der wichtigste meines Lebens sein wird.

Paulettens Prophezeihung soll auch in diesem Punkte in Erfüllung gehen."

„Ach, die Prophezeihung!" sagte Valery mit einem scheuen Blick auf Gabrielen. — „Die Fügungen des Himmels sind in der That wunderbar."

„Und nun — schon lange schwebt mir die Frage auf der Lippe — wie befinden sich die Lieben Guten in Alais? Denkt die holde Manon, und ihre wackeren Brüder und Schwestern meiner mit Freundlichkeit? Und die gute Mutter Ulrique — Gott segne sie tausendmal! — Und wie geht es Madame St. Julien, der lieben freundlichen Frau — ach, wie übermannt mich die Erinnerung an all' die Liebe, die ich bei euch guten einfachen Menschen erfuhr!"

Eine gewisse Scheu hielt Gabrielen ab, geradezu nach dem Befinden ihres ehemaligen Bräutigams zu fragen. Sie erwartete, daß Valery von selbst auf ihn zu sprechen kommen würde. Allein sie ward hierin getäuscht; ein eben so richtiges und natürliches Gefühl lehrte dem einfachen Mann, diesen delikaten Punkt zu vermeiden. Er berichtete nur im Allgemeinen über die im Ganzen unbedeutenden Vorfälle seines Hauses und erwähnte mit kummervollem Gesichte, daß dort mancherlei Veränderung vorgegangen sei. Gabriele, deren volle Theilnahme für die Familie aufs neue erweckt war, beschloß sich über die näheren Umstände bei St. Julien zu erkundigen.

„Sicher wäre ich damals, als das Schicksal mich auf eine so grausame Weise aus euerm Kreise riß, dem

Schmerz der Trennung und der Verzweiflung erlegen, wenn der Himmel selbst mir nicht in jenem wundersamen Spruche, der nun seiner Erfüllung nahe ist, einen heilenden Balsam zugesandt hätte."

„Ein Glück, daß dem so ist," sagte St. Julien ernst; „der Himmel beginnt sich auf eine drohende Weise zu verfinstern; und wer wäre besser befähigt, die schwarzen Wolken zu zerstreuen als ihr, Fräulein, der Liebling des Königs?"

„Was ist geschehen?" fragte Gabriele erschreckt.

„Viele Greuel sind an unseren Brüdern begangen worden," sagte Valery mit bebender Stimme; und das Schlimmste steht uns noch bevor, wie mir mein guter Theodore mitgetheilt. Die Bekenner des reinen Evangeliums sollen den bitteren Leidenskelch bis auf die Neige leeren. Nicht nur in meinem und meiner Familie Namen komm' ich zu dir, meine Tochter, denn für mich hätte ich schwerlich Muth und Kraft gehabt, mitten in dieser blendenden Pracht und Herrlichkeit, welche dich umgiebt, meine geliebte Margot aufzusuchen und zu finden; ich komme im Namen der Millionen tugendhafter Menschen, deren Glaube, so viel ich weiß, ja auch der Deinige ist. Sie alle sind dem Verderben geweiht, wenn du dich ihrer nicht erbarmst. Wie ich vernahm, hast du wie eine zweite Esther das Herz deines Königs gerührt durch die Schönheit deines Leibes und die Reinheit deines Sinnes, so daß du große Gewalt über ihn gewonnen hast. Ach wende sie an zum Besten deiner Landsleute und Glaubensgenossen; wie einst dem Volke

Israel droht auch uns ein harter unmenschlicher Spruch den Untergang."

„Mein Gott, was ist das? sprecht, St. Julien," sagte Gabriele mit wachsender Beklommenheit.

„Wie!" antwortete dieser hocherstaunt. „Solltet ihr nichts von den Plänen und Ränken bemerkt haben, welche man am Hofe betreibt? Die Pfaffen und Jesuiten sind die Urheber dieser Agitation, welche als eine Ausgeburt der schwarzen Nacht im Anfange das Tageslicht scheute. Jetzt, da sie stark und kräftig geworden ist, tritt sie frech und ungescheut auf. Was man beabsichtigt? Man will den zweiten Akt der blutigen Tragödie aufführen, die in der Bartholomäusnacht vor hundert Jahren begann. Alle hundert Jahre ein frischer Aufzug. Was wird wohl in hundert Jahren für eine Aktion aufgeführt werden?"

„Was saget ihr?" stammelte Gabriele todtenbleich. „Soll der schreckliche Fanatismus zum zweiten Male die Fackel des Verderbens in unserem schönen Frankreich schwingen? wiederum sollen sich Franzosen mit brudermörderischer Waffe anfallen zum Entsetzen der anderen Nationen? Und nichts, gar nichts vernahm ich von dem scheuslichen Complot, um es durch eine einzige Bitte beim Könige in seiner nächtlichen Geburt zu ersticken? Aber, mein Gott, wie ist es möglich! Leben wir nicht in einem Zeitalter der Gesittung, dessen erstes Gesetz Duldung heißen muß? Haben denn alle unsere großen Geister umsonst sich bemüht, gestritten, dem Reich der Finsterniß einen Fuß breit Boden nach dem

anderen abgerungen, daß es einigen verwegenen und intriganten Köpfen so leicht gelingen sollte, eine große Nation im Gange ihrer Bildung um ein Jahrhundert zurückzuschleudern? Ist die Rede vom Fortschritte der Welt ein eitles Märchen?"

„O nein, das ist es nicht," nahm St. Julien mit furchtbarem Hohne das Wort. „Wenn ihr mir erlaubt, will ich euch nachweisen, in wiefern derselbe stattgefunden hat. Vor hundert Jahren war man in unserem Lande noch nicht so weit in der Kultur wie jetzt; Politur und Firniß fehlten, die man jetzt trägt, die Menschen waren offener, natürlicher in Haß und Liebe. Der Hof und die katholische Partei haßt die Protestanten; man beschloß sich ihrer durch eine verwegene, aber furchtbar große That zu entledigen. Man war so ehrlich, sie vor aller Welt als Ketzer abzuschlachten; es war bei aller Arglist und Heimtücke doch immer ein ehrlicher Mord. Sehet, jetzt ist man viel weiter. Es will nicht gehen, daß man im erleuchteten Zeitalter Ludwigs XIV. die Religionnaires todt schlägt. Man läßt die verstockten Menschen durch die Soldateska so lange quälen und martern, bis sie ihren Uebertritt erklären; dann sagt man in Frankreich gibt es keine Protestanten mehr; wozu brauchen wir einen Schutzbrief für sie? Wir wollen ihn aufheben. Wer sich nun noch beigehen läßt, den Protestanten zu spielen, dem wird der Prozeß gemacht, nicht etwa weil er Protestant ist — bewahre! Wie könnte man im erleuchteten Zeitalter Ludwigs XIV. Jemanden seiner religiösen Ueberzeugung

wegen hinrichten? — nein, weil er sich gegen den Willen seines Herrn und Königs auflehnt, weil er ein Rebell ist, stirbt er als Hochverräther den Tod durch Henkershand. Ist das nicht ein bemerkenswerther Fortschritt unseres Jahrhunderts? Wähnet nicht, daß man in Wahrheit milder, menschlicher geworden sei; man hat nur gelernt, seine Tigerwuth in gewisse anständige Formen zu kleiden."

„So ist es, Gott sei's geklagt!" nahm Valery das Wort. „Auf meiner Reise hierher habe ich wieder drei Hinrichtungen mit ansehen müssen — mich schauderts, wenn ich dran denke — die rechtschaffensten wackersten Leute, wie mir im Vertrauen gesagt wurde — ihr einziges Verbrechen war, daß sie Gott mehr gehorchten, als ihrem Könige, auf dessen Wort und Zusage sie vertrauten. Von den Quälereien, welche die Statthalter in den Provinzen ausüben, habt ihr keinen Begriff, es ist auf den völligen Untergang der Hugenotten abgesehen. Man ruinirt sie durch Prozesse, schleppt sie von einem Kerker zum anderen, so daß diejenigen zu beneiden sind, welche ihren Leiden erliegen; entschlüpft einem dieser Opfer eine Klage, ein Vorwurf, so stellt man ihn sogleich vor das Blutgericht, und er büßt seine Widerspenstigkeit mit dem Tode. Es ist unmöglich, daß der König von diesen Greueln Kenntniß habe; er müßte ein Tiger sein, wenn er Gefallen daran fände. Ich weiß, daß er uns haßt, aber so blutgierig kann er uns nicht würgen lassen."

„Du kennst den König und den Hof nicht, lieber

Vater,“ sagte Theodore traurig. „Der Monarch ist in den Händen der Jesuiten, welche seine natürliche Abneigung vor Allem, was wie Opposition gegen das Bestehende aussieht, geschickt zum religiösen Fanatismus steigern. Meine einzige Hoffnung beruht darauf, daß unsere Freundin hier die Macht, welche die Zuneigung des Königs ihr gibt, anwendet, um jenen unheilvollen Einfluß zu lähmen. Gelingt das nicht, so sind wir verloren.“

Bleich und niedergeschlagen hatte Gabriele diese Reden angehört, welche ihr Herz wie schwere Anklagen trafen. Ihr eiteles selbstsüchtiges Streben hatte alle guten Vorsätze, das hohe Ziel, welches sie sich einst gesteckt, in den Hintergrund ihrer Seele gedrängt; sie hatte nichts gethan, was ihrer Stellung in der Nähe des Monarchen würdig war, sie hatte nur den Vorsatz, etwas zu thun, aber die glühende Begeisterung war zum kühlen Willen geworden, und dieses Gefühl ihrer Schwachheit machte sie sehr traurig. Theodore's letzte Worte richteten sie wieder in etwas auf. Eine leichte Röthe stieg in ihre Wangen, als sie lebhaft sagte: „Wohl, meine Freunde; ihr möget auf mich zählen; ich bin die Euere. Ich werde versuchen, den König von seinen schlechten Rathgeber frei und euch geneigt zu machen. Mißlingt das Unternehmen, so geh' ich mit euch zugleich unter.“

„Das war gesprochen wie eine Heldin,“ sagte St. Julien und reichte ihr die Hand. Muthig in diese Spinnennetze hineingegriffen! Wenn jeder seine Schul-

tigkeit thut, ist noch nichts verloren. Siehst du, lieber Vater, Fräulein von Derval hat ihr Herz noch auf der rechten Stelle behalten; obschon es Manchem, der an diesen Hof kam, abhanden gekommen ist. Nun will ich meinem guten Papa noch die Herrlichkeiten von Versailles zeigen, damit er, nach Hause zurückgekehrt, etwas zu erzählen weiß."

Die beiden Männer erhoben sich.

„Gott segne dich, mein Kind!" sagte Herr Valery zum Abschied. „Du hast mir süßen Trost eingeschenkt in meinem bitteren Leide. Wie werden sie in Alais jubeln und sich freuen, wenn ich ihnen von der Herrlichkeit ihrer Margot erzähle! Gott sei mit dir, meine Tochter, für und für, und erhalte dir auf deiner stolzen Höhe ein demüthiges Herz!"

„Du willst Abschied nehmen, lieber Vater?" fragte Gabriele betrübt. „Noch nicht; wir müssen uns noch einmal wenigstens sehen, bevor du die Heimkehr antrittst. Noch besseren Trost muß ich dir mitgeben können. Ich mache euch verantwortlich, mein Freund, daß unser Vater noch einmal wenigstens kömmt."

„Gern will ich meine Abreise noch um einen Tag verschieben," erwiederte Valery gerührt; „wenn ich dir damit eine Freude machen kann. Also auf Wiedersehen, meine liebe Tochter."

Um dieselbe Zeit fand in den königlichen Gemächern ein nicht weniger merkwürdiger und bei weitem

folgenreicherer Auftritt statt. Der König saß zusammengeknickt in der Nähe des Kamins und nahm eine Stellung ein, als sei er kraftlos und überwältigt von irgend einem Eindrucke auf den Stuhl hingesunken. Sein Kopf war nach der Schulter geneigt; sein Gesicht war bleich und zeigte abgespannte Züge, in welchen keine Spur mehr von der jovialen Stimmung der letzten Wochen zu sehen war. Einen oder zwei Schritte von ihm stand Frau von Maintenon, in prachtvolle dunkele Gewänder gehüllt; ein Schleier war auf ihrem Haupte befestigt und fiel in schöner Haltung zu beiden Seiten herab, das edle blasse Antlitz scharf hervorhebend. Ein leiser Zug des Triumphes lag auf demselben; stand sie doch auch als Siegerin über den mächtigen Beherrscher Frankreichs da, seine Meisterin durch ihren Geist; die Waffe, mit welcher sie den Widerspenstigen, Treulosen aufs neue in ihr Joch gespannt hatte, lag am Fuße des Sessels, auf welchem der König saß; es war das Brieflein der ~~guten Manon~~ Valery, welches dem entsetzten Manne nach der Durchlesung aus der kraftlosen Hand gefallen war.

„Ich habe euch Schmerz bereitet Sire," sagte die Dame nach einer langen Pause mit allem Zauber eines weichen wohllautenden Organes und richtete ihr dunkeles Auge mit dem Ausdrucke des Mitleidens auf den König. „Wie weh thut es mir, euch leiden zu sehen!"

„Ihr seid noch hier, Françoise?" fragte Ludwig, das Haupt hebend und einen zaghaften Blick auf die Dame werfend. „Ihr seid noch hier und überlasset

den Sünder nicht seiner Höllenpein? — Ach! mein Gott und Erlöser! wie brennt es in meinem Busen, den Satan zu seinem Wohnsitz auserlesen! Françoise, sehet mich nicht mit euern dunklen Augen so erbarmend an; ich kann sie nicht ertragen, diese Milde. — Scheltet mich, schildert mir mit beredtem Munde den Lohn, der meiner Sünden harret, zeiget mir, wie elend und verworfen ich bin; das wird mir wohl thuen. Aber daß ihr mich gleichsam noch um Entschuldigung bittet für die Rettung welche ich von euch erfuhr, das bringt mich zur Verzweiflung. Ach, Françoise, ihr habt mir keinen Schmerz bereitet! Erkenntniß meiner selbst habt ihr mir gegeben, und was könnet ihr dazu, daß die Scham mich zu Boden wirft?"

„Sire, ihr thuet Unrecht, euch dieser Selbstpeinigung zu unterwerfen und mit grausam wüthender Hand euern eigenen Busen zu zerfleischen. Wäre mir im Eifer für euer Wohl ein unbedachtes Wort des Vorwurfs oder der Anklage entschlüpft, wahrlich, ich verdiente, daß ich diese zügellose Zunge verlöre. Nein, Sire, ihr habt nichts gethan, dessen ihr euch zu schämen, für das ihr zu büßen hättet; ihr habt nur das Schicksal edler Herzen getheilt, welche in dem süßen beglückenden Wahne, ihre Nebenmenschen würden von demselben hohen Herzschlage durchzuckt, sich jedem vertrauensvoll hingeben und deshalb leichter Täuschungen von niedrigen verrätherischen Seelen erfahren, als der gemeine kluge Haufe, der den Nächsten nach seinem Unwerthe zu beurtheilen pflegt und seltner irre geht. Eine solche Täuschung habt

auch ihr von zwei Elenden erfahren; das kann kein Vorwurf für euch sein, Sire, es ist im Gegentheil ein Beweis, daß ihr ein edles vertrauenvolles Herz in euerer Brust traget, das keines Truges gewärtig war."

„Ihr seid ein tröstender Engel im Leide," sagte etwas gefaßter der König, auf welchen dieser Zuspruch Wirkung zu haben schien. Und ihr habt meine Untreue schweigend und geduldig ertragen, wunderbares Wesen?"

„Warum sollte ich nicht? Schweigen und dulden gebührt dem Weibe. Und kannte ich nicht den hohen Sinn, das edle Herz meines Königs? Das ließ sich wohl eine Zeit lang von schnödem Truge berücken, seine leise mahnende Stimme ließ sich übertäuben von dem Sturme der Leidenschaft; aber es mußte der Tag, die Stunde nahen, das war mir klar, wo der Sturm sich legte und der Friede Gottes in die aufgeregte Brust wieder einzog."

„Er ist eingezogen mit dem milden Hauche euerer Worte; vor diesem sind alle trüben Nebel gewichen, welche meine Seele umlagert hatten. Klarheit ist wieder eingetreten, schmerzliche und entzückende Klarheit. Mit Schaudern blicke ich zurück und ermesse den Abgrund, an dessen Rand man mich Verblendeten bereits geführt hatte; mit Entzücken erkenne ich in euch die Retterin, welche mich trotz eigener Gefahr von dem jähen Sturze zurückhielt und mir mit starker Hand die Binde von den Augen riß. Mein Blick ist nun frei, und ich erkenne in meiner Verführerin den Dämon der Tiefe, der mich zu sich hinabreißen wollte; in euch, der

Verrathenen, Zurückgestoßenen, tödtlich Gekränkten den Engel des Lichts, der mit aufgehobener Rechten mir den Weg andeutet zu den Regionen ewiger Klarheit, die zu erreichen unser Streben hienieden sein soll. Ach, Françoise, saget mir aufrichtig, könnet ihr mir vergeben, der euer liebendes Herz so arg gekränkt hat?"

„Sire, ich euch vergeben!" erwiederte stockend Frau von Maintenon, in deren bleiche Wange ein zartes Roth stieg. „Kennt ihr jenen herrlichen Ausspruch des Apostels, jenes hohe Lied der wahren christlichen Liebe? Das soll meine Antwort sein. Die Liebe ist langmüthig und freundlich, die Liebe eifert nicht, die Liebe treibt nicht Muthwillen, sie blähet sich nicht, sie stellet sich nicht ungeberdig, sie suchet nicht das ihre, sie läßt sich nicht erbittern, sie trachtet nicht nach Schaden, sie freuet sich nicht der Ungerechtigkeit, sie freuet sich aber der Wahrheit, sie verträget Alles, sie glaubet Alles, sie hoffet Alles, sie duldet Alles."

„Françoise! Engel christlicher Barmherzigkeit, deren Ruhm und Preis du verkündest," stammelte der König entzückt und gerührt von dem Zauber, mit welchem die Dame jene Worte der Liebe gesprochen. „Dich konnte ich verlassen! Schrecklicher Wahn, der mich gefangen hielt! Nie, so lange uns bestimmt ist, auf dieser Erdenbahn zu pilgern, werd' ich dich verlassen und du sollst mein Schicksal von nun an theilen. Ich bedarf einer sanften leitenden Hand auf dem steilen Pfade der Tugend, denn ich bin schwach und fürchte zu straucheln." Ludwig hatte sich rasch erhoben und sich seiner

Freundin genaht, deren Hand er faßte und inbrünstig an seine Lippe drückte.

„Ach Sire," erwiederte Frau von Maintenon mit zaghaftem Tone. „Ihr stellet mir eine hohe Aufgabe hin. Ich soll euere Führerin auf dem Wege zum Tempel der Tugend sein? Wie, wenn ich nun selbst auf dem schwer zugänglichen Pfade mich verirrte, von welchem tausend schwer zu unterscheidende Seitenwege abgehen! Mein Wille ist wohl gut, aber das Fleisch ist schwach. Nicht als Führerin kann ich euch dienen, mein König, das wäre anmaßend und verwegen von einem armen Weibe, das noch in den Banden des Irrthums und der Sündhaftigkeit liegt; aber mit vereinten Kräften wollen wir das schwere Unternehmen versuchen, der Tugend theilhaftig zu werden; Eines mag das Andere mit sanfter Zurede zurecht weisen, wenn es den Mitpilger auf einen Abweg gerathen sieht; den Irrthum, der dem scharfen Auge des Mannes entgeht, nimmt oft das Gefühl des Weibes wahr. So denk' ich, werden wir, indem Eines das Andere führt, dem Ziele der Vollkommenheit näher rücken. Und alle heiligen Fürbitter werden uns beistehen."

„Weiset mich nicht zurück mit meiner Bitte, Françoise," flehete der König. „Ich weiß bestimmt, daß ich unter euerer Leitung und bei euern Mahnungen wohl fahren, vom Wege der Tugend nicht ferner abweichen werde. Hat doch schon in Stunden, wo jene verwerfliche Leidenschaft mein ganzes Sein in höllischen Banden gefangen hielt, die bloße Erinnerung an euere Vor-

trefflichkeit mir für Augenblicke die Besinnung zurückgegeben. Selbst euer Bild, wenn es mahnend und vorwurfsvoll aus der Tiefe meines Herzens stieg, hat einen wohlthätigen Zauber auf mich ausgeübt. Darum geh' ich nicht ab von meiner Bitte, ich klammere mich an euch mit der Angst eines Sünders, den ein Engel des Lichtes in seinem glühenden Wohnsitze zu trösten kam. Verlasset mich nicht, Françoise!"

„Fühlet ihr etwas in meinem inneren Wesen heraus, Sire, das euch Trost und Beruhigung gewährt, so will ich mich gern bescheiden. Eine fernere Weigerung würde ein sträfliches Widerstreben gegen den bestimmten Willen meines Königs, ein sündhafter Ungehorsam gegen die Fügung Gottes sein."

„Dank euch, theuere Françoise," sagte der König und preßte aufs neue ihre Hand an seinen Mund. „Ihr erwecket in mir die frohe Hoffnung, daß der Allmächtige mich seiner Barmherzigkeit nicht unwürdig finden werde. Alles will ich thun, was ihr mir rathet, um dieses Glückes theilhaftig zu werden. Die Verführerin aber, welche mich mit höllischem Zauber in ihr Netz verlockt hat; sie soll verderben, damit sie keinen Anderen noch bethöre. Nicht ungestraft vergeht man sich an den Königen. Sie hat argen Verrath gegen unser fürstliches Haupt gesponnen; und sie soll es büßen. Ja, sie hat eine schlimmere Schuld auf sich geladen, wie der Frevler, der uns nach dem Leben trachten würde; denn sie strebte, uns das ewige Leben zu entreißen.

Ihre Strafe soll ihrem Vergehen angemessen sein, schrecklich und unerhört."

„Sire," sagte Frau von Maintenon mit milder Stimme; „schon wieder gewähret ihr mir das beängstigende Schauspiel, daß ich euch, den edelsten und großmüthigsten der Könige, sich dem Sturme der Leidenschaft preisgeben sehe. Gewiß, euer Vertrauen ist schrecklich getäuscht worden; man hat euere Zärtlichkeit auf eine unerhörte Weise mißbraucht; man hat ein Complot der entsetzlichsten Art gegen euere heilige Person gewagt, aber, Sire, es war doch nur ein armes schwaches Weib, welches diese Schuld auf sich geladen hat; ein Weib, selbst mißbraucht und verführt von schlauen arglistigen Menschen, die sich feige in den Hintergrund zurückgezogezogen, während ihre elende Mitschuldige das schnöde Spiel treiben mußte. Ihr kennet den nichtswürdigen Intriguanten, unerwartet ist er durch jenen Brief entlarvt worden; ihn opfert euerm königlichen Zorne; seine Mitschuldige, ich flehe euch dringend darum an, überlasset mir Sire; ich werde sie in euerm Namen bestrafen, auf eine Weise, die des großmüthigsten Königs würdig ist."

Ludwig, der sich vorhin in frommer Wuth aufgerafft hatte, brach bei diesen Worten seiner Freundin wieder sichtbar zusammen und wankte nach dem verlassenen Sessel zurück.

„Die Sünden der Väter werden an den Kindern gerächt," murmelte er verzweifelt vor sich hin. „Es ist eine schreckliche Verheißung, aber ich habe sie oft er-

füllt gesehen. Ach, ihr habt Recht, Françoise, und doch ist der junge Mann unschuldig. Erlasset mir die Erklärung; es ist zu viel für heute."

Frau von Maintenon sah ihn einen Augenblick forschend an; dann sagte sie: „Fasset euch, Sire. Lasset uns vereint vor allem Trug, vor allem Leid der Welt Schütz und Trost bei unserem Vater und seinem eingebornen Sohn und bei dem heiligen Geiste suchen, der mit ihnen Eines ist. Legen wir uns an das große und erbarmungsreiche Herz der göttlichen Jungfrau, der Heilandsmutter, der Königin des Himmels! Die heiligen und alle seligen Fürsprecher werden unser Flehen hinauf zum Himmel tragen. Von dort wird uns dann die Kraft und Einsicht kommen, um zu thun was nöthig und ersprießlich ist." — Noch lange blieb Frau von Maintenon beim Könige. Als sie endlich in ihre eigenen Gemächer zurückkehrte, setzte sie sich sogleich zum Schreiben nieder. Eine Viertelstunde später sprengte ein berittener Bote mit einem zierlichen Schreiben auf der Straße nach Paris hin.

Festlich heitere Klänge rauschten durch den prunkhaften Saal und drangen verlockend in die anstoßenden Gemächer, durch welche die bunte glänzende Menge der Höflinge sich wand und drängte. In den Mienen der Anwesenden spiegelte sich die Lust, welche einem vielfarbigen Schmetterlinge gleich auf den Wogen der Festmusik, in dem von tausend Kerzen entspringenden

Lichtmeere und dem Schimmer der Edelsteine und Perlen an dem Anzuge der Damen dahin gaukelte. Das Auge war entzückt und geblendet von der Pracht reicher Gewänder, von dem bunten Wechsel der Farben, von dem Reichthum an Schmuck, welchen Herren und Frauen trugen und der in unzähligen Lichtfunken widerblitzte. Ein fröhliches Rauschen und Flüstern ging durch diese Räume königlicher Freude; lustiges Plaudern, Necken und Scherzen erschallte hier und dort; Witzfunken flogen in die Höhe und entzündeten unweit einen anderen Ausbruch der Lust.

Endlich war die Stunde genaht, auf welche so mancher vergnügungssüchtige Sinn mit Ungeduld gewartet; der mancher berechnende ehrgeizige Kopf mit Spannung entgegengesehen. Alle Mienen aber strahlten von sorglosem Vergnügen; wer die Freude nicht innerlich empfand, dem log sie der helle Kerzenschein auf das Gesicht. Es war unverkennbar, daß eine gewisse Spannung in der versammelten Gesellschaft herrschte, die mehr und mehr zunahm. Es bildeten sich hier und da Gruppen, welche in halblautem Gespräche etwas anscheinend Wichtiges verhandelten; Begegnende flüsterten und raunten sich eine Neuigkeit zu, welche Staunen bei dem Einen oder Anderen erregte; Einzelne gingen von einem Zirkel zum anderen; man erwartete irgend etwas Ungewöhnliches. Die Marquise von Derval stand mit Gemahl und Sohn, umgeben von einem Kreise von Verwandten und Freunden. Die Dame war kaum mehr zu erkennen. Sie trug einen prachtvollen ihrer

künftigen Stellung angemessenen Anzug, und ihr Gesicht strahlte von Freude, Stolz und Glück.

„Ich weiß nicht," sagte sie ziemlich laut zu ihren Gesellschaftern; „euere Mienen, ihr Herren, stehen keineswegs im Einklang mit dem großen heilbringenden Ereignisse, welches uns bevorsteht. Während ich gewaltsam an mich halten muß, um nicht unser Glück laut im Saale zu verkünden, sehe ich auf dem Antlitze meines werthen Gatten die gewöhnliche Gleichgültigkeit thronen und auf dem euern, mein Sohn, sammeln sich sogar Wolken."

„Ich bitte sehr um Verzeihung, Madame," erwiederte der Marquis; „es wird bei näherer Beobachtung euerm scharfen Auge schwerlich entgehen, daß ich mich in ungewöhnlicher freudiger Aufregung befinde. Mich beschäftigte soeben der Gedanke, in welcher Weise der König künftighin das Verhältniß zwischen seiner erhabenen Person und uns festsetzen wird. Jedenfalls würde das Erste sein müssen, daß er uns durch eine Erhöhung des Ranges dem Throne näher bringt."

„Aber ich bitte euch dringend, nicht so laut zu reden," flüsterte Roger. „Ihr erregt die Aufmerksamkeit der Umstehenden. Ihr wisset, meine Verehrten, daß die ganze Angelegenheit bis zum entscheidenden Augenblicke das tiefste Geheimniß bleiben muß; das ist der ausdrückliche Wille des Königs, der euch durch Gabriele und mich kund geworden ist."

„Ein Geheimniß zwischen Sr. Majestät und uns!" flüsterte Frau von Derval mit einem verzücktem Lächeln.

Im Bezug auf Roger hatte sie recht gesehen; er litt an einer Verstimmung, welche er trotz aller Anstrengung nicht bemeistern konnte; die Ursache derselben war, wie es oft geht, eine Kleinigkeit, wenn nicht eine dumpfe Vorahnung vom Herannahen eines Unglücks, die sich bereits in seiner Seele rührte und durch das kleine Begebniß zur Verstimmung aufgerufen wurde. Während er vorhin nämlich einen Umgang durch den Saal gethan hatte, war er plötzlich auf die Herren Carcasses und St. Preux gestoßen, welche ihn, wie er bemerkt zu haben glaubte, mit einer Art höflichem Hohne begrüßten.

Fanfaren ertönten. Der Dauphin mit seiner Gemahlin, zu deren Ehren der König den Ball gab, traten mit ihrem beiderseitigen Hofstaate ein. Alles drängte sich bei, um dem künftigen Herrscherpaare seine Huldigung darzubringen; auch die Familie Derval folgte dem Vorgange der Anderen, Roger mehr in der Absicht, sich seiner Schwester zu nähern, die sich im Gefolge der Dauphine befand. Aber er mußte seinen Versuch aufgeben, da Gabriele, königlich geschmückt, von einem Schwarm galanter Höflinge eingeschlossen war, welcher wie eine Mauer jede weitere Annäherung unmöglich machte. Man schien die wohlbegründete Ahnung oder halbe Gewißheit zu haben, daß das reizende Fräulein von Derval die eigentliche Königin des Festes sei. Verdrießlich wandte sich Roger um, in der Hoffnung, daß der Zutritt zu Gabrielen bald frei sein werde. Der Wunsch, seiner Schwester wenigstens nahe zu sein und ihr einige Worte zuflüstern zu können, wurde ihm auf

eine eben so schnelle als überraschende Weise erfüllt. Ein Herr in reicher Hoftracht trat ihn plötzlich mit den Worten an: „Die Frau Dauphine erzeigt dem Herrn Roger von Derval die Gnade, ihn zu ihrem Tänzer zu ernennen. Ich habe die Ehre, euch diesen Befehl mitzutheilen.“

Roger war über diese Auszeichnung etwas betreten, jedoch er nahm sich zusammen, um nicht außer dem Neide, welchen sein Glück nothwendig bei dem Höflingsschwarme erwecken mußte, nicht auch einer giftigen Kritik derselben anheim zu fallen, und begrüßte die hohe Dame mit ritterlichem Anstand. Sie nahm seine Dank- und Ergebenheitsversicherung mit großer Huld entgegen und reichte ihm den Arm. Bei einer Wendung des Tanzes wurde er gewahr, daß die Dame des Dauphins seine Schwester war, die ihm nie schöner vorkam als an diesem Abende. Ein milder Ernst war über ihre Züge ausgegossen und ihr Auge glühete in einem sanften Feuer. Oefters richtete sie dasselbe bedeutungsvoll auf ihren Bruder. Der Thronfolger wie seine Gemahlin betheiligten sich nur kurze Zeit an dem Tanze; in einer Pause führte der Dauphin seine Dame aus den Reihen heraus, indem er damit für Roger ein Zeichen gab, seinem Beispiele zu folgen. Das hohe Paar richtete noch einige gütige Worte an die Geschwister, eine Auszeichnung, welche mit der vorangegangenen in Verbindung gesetzt, den berechnenden Köpfen im Saale viel zu denken gab. Die Dauphine galt für eine Widersacherin der Frau von Maintenon; und von diesem Ge-

sichtspunkte aus betrachtet, gewann die den Geschwistern gewährte Bevorzugung neues Gewicht.

„Wie sonderbar, daß der König als Festgeber den Ball mit der Dauphine nicht eröffnet hat!“ sagte Roger zu seiner Schwester, als er ein zum Plaudern geeignetes Plätzchen aufgefunden. „Er muß irgend eine Verhinderung erfahren haben, daß er bis jetzt noch nicht erschienen ist. Vermuthlich hat er sagen lassen, man solle seine Ankunft nicht abwarten, damit das Vergnügen der Damen nicht verzögert werde.“

„Vielleicht kömmt er gar nicht“, sagte Gabriele düster.

Aufmerksam gemacht durch den eigenthümlichen Ton ihrer Stimme, sah Roger sie aufmerksam an und bemerkte eine ungewöhnliche Bläſſe an ihr. „Fehlt dir etwas, Gabriele?“ fragte er besorgt.

„Ich fühle mich krank im Gemüthe“, erwiederte sie. „Es war ein Glück, daß mich der Dauphin aus der Reihe führte; es würde mir unmöglich gewesen sein, weiter zu tanzen.

„Mein Gott, was kann denn die Veranlassung dieses Unwohlseins bilden?“

„Die kenne ich genau und will sie dir mittheilen.“ Und sie erzählte ihm von Valery's und St. Juliens Besuch und deren Mittheilungen in Betreff des Schicksales der Protestanten. „Ich kann die armen Dulder, welche in elenden Kerkern schmachten und auf den Richtplätzen den Geist aushauchen, nicht aus dem Sinne bringen. Immer glaube ich, aus der Musik das Stöh-

nen und Wimmern der Gefolterten und die letzten Seufzer der Sterbenden heraus zu hören."

„Das ist ja ganz entsetzlich!" erwiederte Roger schaudernd. „Aber wie kommst du zu solchen wachen Träumen, welche gewöhnlich nur ein böses Gewissen zu erzeugen pflegt? Haben wir Theil an diesen Gräueln? Ueberlasse diese düstern Vorstellungen denen, welche Mitschuldige sind an diesen Verbrechen."

„Ein Gedanke ist es, der meinen Muth bricht und mich elend macht. Sieh diese zierlichen und graziösen Gestalten, wie sie sich auf den Wink ihres Herrn lustig drehen und schwingen, unbekümmert, daß Tausende ihrer edelsten Mitbrüder verbluten unter den Händen der Nachrichter; vielleicht gar erfreut über das tyrannische Werk. Betrachte den König, der Lustschlösser baut, Bälle gibt und auf neue Lustbarkeiten sinnt, während auf seinen Befehl die Satrapen die besten Bürger Frankreichs würgen oder ins Elend jagen. Und ich Thörin vermaß mich, das alles anders gestalten, ein Regiment der Milde, Menschlichkeit und Duldung begründen zu helfen! Kann ich die Menschen besser machen, als sie sind? Vermag ich ihnen Geist in die leere Hülle einzuhauchen? Wird man mich nicht hassen, verfolgen, wenn man mich erkannt hat? Es war ein schöner Traum, den ich träumte; ich bin erwacht und fühle mich unglücklich."

„Höre ein ruhiges, verständiges Wort, Gabriele! Hast du gewähnt, wie die Fee in einem Mährchen, eigennützige, sklavische Menschen in großherzige, einen

eiteln, herrschsüchtigen König mit einem Schlage in einen Titus verwandeln zu können, so ist es gut, wenn du aus diesem Traume erwachst, der nicht in Erfüllung gehen kann. Ein einziger edler und kluger Mensch kann viel wirken. Deine Aufgabe würde zunächst sein, die Schwächen des Königs zu deinen guten Zwecken auszubeuten. Er ist eitel; wohl, stell' ihm den Ruhm vor, den er erlangen wird durch Duldung und Menschlichkeit; er ist herrschsüchtig; zeig' ihm, welche Macht er gewinnt, wenn er die Sommitäten von Europa mit sich verbündet; er ist fromm; überzeuge ihn nach und nach, daß er Gott am besten dient, wenn er seine ganze Sorge den ihm anvertrauten Völkern widmet. Das Alles muß nicht auf ein Mal kommen; nach und nach bemächtigst du dich seines Wesens. Hast du den König für das Gute gewonnen, so fallen dir die Hofleute von selbst zu; sie richten sich im Rechten und Unrechten nach ihrem Gebieter. Ob sie freiwillig und aus eigenem Antriebe der Vernunft huldigen oder nicht, kann dir einerlei sein. Gewiß aber wird nach und nach die gute Natur in diesen entarteten Menschen die Oberhand gewinnen, vielleicht freilich erst in ihren Kindern oder Enkeln. Aber eintreten muß der Fall, wenn wir nicht gänzlich an der menschlichen Natur verzweifeln wollen."

„Mein lieber Bruder", erwiederte Gabriele mit einem trüben Lächeln, „du schiltst mich eine Träumerin, und vergieb mir, du selbst hast mir soeben nur einen schönen Traum erzählt. Du kennst den König und seinen Hof nicht; das ist ein Glück für dich, weil es be-

weist, daß dein Sein noch rein und unbefangen ist. Da ist alles durch und durch Lüge, Hohlheit, Schwäche, geistiger Tod. Darüber haftet ein Firniß, der dem Dinge noch ein respektables Ansehen in den Augen des Volkes geben soll, der geborgte Schein der Frömmigkeit, die dick aufgetragene Schminke aus der Fabrik der Frau von Maintenon. Es ist ja eben alles Schein und Heuchelei. Das sind die wahren übertünchten Gräber."

„Nimm nur Frau von Maintenon und ihre Wirksamkeit am Hofe; das spricht für mich!" sagte Roger warm. „Wie ist es dieser Frau durch ein kluges Benehmen gelungen, sich aus der Tiefe emporzuarbeiten! Welchen Einfluß hat sie besessen! Soll es denn ein Vorzug der Heuchelei und Nichtswürdigkeit sein, solche Erfolge zu bewirken? Wird nicht die Tugend und Rechtschaffenheit sie ebenso haben, wenn sie sich mit der Klugheit verbindet?"

Gabriele schüttelte ungläubig den Kopf: „Der Ausgang wird meine Befürchtungen rechtfertigen."

„Du siehst die Dinge heute Abend in einem besonders düstern Lichte. Der Besuch des Herrn Valery hat dich verstimmt. Fasse dich nur, wenn der König kömmt."

„Mir ist, als werde er nicht kommen. Auch fällt es mir auf, daß St. Julien noch nicht hier ist. Er versprach mir, diesen Abend an unserer Seite zu sein. Wenn die Hölle — doch fort düstere Gedanken! Wie

steht es mit deiner Liebe, Roger? wie hat unsere Mutter Henrietten aufgenommen?"

„Vortrefflich. Die Kunde, welche ich ihr von deiner bevorstehenden Erhebung machte, hat das Herz der Dame dem Wachse gleich gemacht, welches man in alle Formen drücken kann. Sie hat in meine Heirath gewilligt, freilich in der Hoffnung, daß der König den Flecken in Henriettens Geburt durch ein Diplom verdecken wird; und auch der gute Pierre, dessen Wunsch zu studiren nun in Erfüllung gehen soll, ist von dem Sturme verschont geblieben, welchen wir nach dem Besuche der Frau von Maintenon befürchten mußten. Sieh, all das Glück verdanken wir dir. Vermag dich das nicht heiter zu stimmen?"

„Gewiß. Euch glücklich zu wissen ist meine größte Freude. Sieh, da kömmt unsere Mutter, wie ihr Antlitz von Stolz und Vergnügen strahlt! Zu einer anderen Zeit würde mich ihr Benehmen geärgert haben; jetzt rührt es mich."

Die Marquise von Derval näherte sich mit einem gezierten und lächerlichen Respekte ihrer Tochter.

— „Ihr kennt die beiden Herren dort, Chevalier?" fragte der Marquis von Louvois einen jungen, reich gekleideten Mann mit einem schlauen Gesichte, der ihm auf einen heimlichen Wink in eine sichere Ecke gefolgt war.

„Gewiß, Herr Marquis. Es sind die Grafen St. Preux und Carcasses. Ihr Benehmen ist mir schon

aufgefallen; sie haben sich noch gar nicht vom Büffet entfernt und sind in sehr aufgereimter Stimmung."

„Beobachtet doch die jungen Leute und stattet mir morgen Bericht ab." Damit entfernte sich der Minister und der ritterliche Polizeiagent wandte sich nach den genannten Beiden.

„Siehst du, Bruder", sagte Carcasses mit schwerer Zunge; „so ist unser Glück gemacht. Du wirst, wenn du zurückkommst, was du willst. Fordere nur gleich ordentlich; ich werde Gouverneur und das Liebchen bekomm' ich dazu. Aber das Geld ist die Hauptsache."

„Daß wir nur das Beste nicht verabsäumen. Es ist doch alles in Ordnung?"

„Alles in der besten Ordnung", lachte Carcasses weinfroh. „Dupont ist ein Blitzkerl; jetzt hat er unten den Kutscher und Bedienten vor und macht sie berauscht, damit später keine Confusion entsteht."

„Gut, so laß uns aufmerken, wenn sie fortgeht. Und trinke nicht mehr, Carcasses, damit du nicht Confusion machst."

Mit verlegenem Gesichte trat Fürst Marsillac zu der Gruppe, welche die Familie Derval mit ihren Freunden bildete und meldete, der König werde den Ball gar nicht besuchen, da er krank geworden sei und sich zur Ruhe begeben habe. Der Leibarzt sei um ihn beschäftigt; man munkle, die Majestät müsse eine heftige Alteration erlitten haben. Der Freudenschimmer im Antlitze der Marquise erblich und beunruhigt fragte sie:

„Und ihr wisset nicht, was dem Könige begegnet ist, Fürst?“

„Leider habe ich nichts darüber erfahren können“, erwiederte dieser.

„Wie peinlich, daß er gerade heut Abend von dem Uebel befallen werden mußte!“ seufzte die Dame unmuthig. „Kommet, Herzogin“, wandte sie sich zur Frau von Arpajon; „wir müssen Jemand finden, der uns Aufschluß giebt; es muß hier etwas zu Grunde liegen, ich ahne es.“

„Mein Gott, euere Kleine ist doch nicht etwa zu spröde gewesen?“ sagte die Ehrendame, indem sie sich mit der Marquise wegwandte. „Der König liebt ein freundliches Entgegenkommen.“

„Ich hoffe, meine Tochter hat sich so klug wie möglich benommen. Sie ist ja ein verständiges Mädchen.“

„Wisset ihr, Marquis, daß die Maintenon heute einige Stunden beim Könige zugebracht hat?“ flüsterte Marsillac Louvois zu, indem auch sie Beide sich in den Saal zurückzogen. „Leider hab' ich es hören müssen. Es ist eine Wendung in unserer Angelegenheit eingetreten, die ich mir bis jetzt nicht erklären kann, obschon ich auf der Spur zu sein glaubte.“

„Der König ist nach ihrem Weggange außer sich gewesen, wie mir der Kammerdiener Bontems versicherte. Er hat die Maintenon noch zärtlicher als sonst entlassen. Wie in aller Welt muß es ihr gelungen sein, seine Gunst wieder zu gewinnen; sie ist ein Satansweib.“ —

*

„Es ist mir fast nicht unlieb, daß es so gekommen ist“, sagte Gabriele zu ihrem Bruder. „Ich hätte heute Abend wirklich meine Rolle schlecht gespielt. Nun will ich mich nach Hause begeben, da mich nur die Rücksicht auf den König zurückgehalten hat. Ich fühle mich unwohl und will mich niederlegen. Will die Mutter noch bei mir einsprechen, soll es mich freuen. Gute Nacht, mein lieber Roger. Ich sehe dich morgen früh?“

„Ich sollte dich begleiten, Gabriele.“

„Ich danke; der Wagen wartet unten, und in wenigen Minuten bin ich auf meinem Zimmer; er kehrt dann zurück, um später die anderen Hofdamen abzuholen. Grüße den Vater; ich sehe ihn dort bei einigen Herren. Lebe wohl!“

Dahin schwebte die stolze königliche Gestalt, verfolgt von einem träumerischen Blicke Rogers. Sie durchschritt den Saal und einige Gänge, stieg die Treppe herab und rief nach ihrem Wagen. Er fuhr vor; ein Bedienter öffnete schnell den Schlag und half ihr beim Einsteigen. Das Rasseln des schnell davon eilenden Fuhrwerks übertönte einen dumpfen Schrei im Innern desselben.

15.

Die Gemahlin des Königs.

Zitternd stand St. Julien im Vorzimmer des Königs, zu welchem man ihn soeben aus langer Haft geführt. Als er am Abende des Hofballes aus dem Gasthofe in Versailles, in welchem er seinen guten Vater Valery untergebracht hatte, zurück kam, kündigte man dem Hochüberraschten strenge Haft an. Vergebens hatte er die Zeit über nachgesonnen, durch welches Vergehen er sich die Strafe zugezogen habe; er kam zu keinem Erfolge. Jetzt mußte sich das Räthsel lösen; so unschuldig er sich auch nun wußte, war ihm doch bange. Endlich ließ man ihn in das Gemach des Königs eintreten. Dieser saß vor einem Tische mit Papieren, dem Eingange den Rücken zugewandt. Nach Verlauf einiger Minuten erhob er sich würdevoll und ließ schweigend eine geraume Zeit den Blick auf dem jungen Manne ruhen, der sich tief verbeugte und das Auge nicht zu heben wagte. Der Ausdruck finsterer Strenge ließ in Ludwigs Mienen ein wenig nach, da er diese überwältigende Wirkung seines königlichen Blickes gewahrte; der König war eitel auf diesen Zauber, der in seinem Auge lag.

„Ihr stehet vor euerm Monarchen“, nahm der König ernst das Wort, „der euer Hab und Gut beanspruchen darf, ja euer Leben. Wir verlangen jetzt nichts von euch als ein offenes Bekenntniß.“

Ein tiefes Erstaunen malte sich auf St. Juliens Gesichte. „Ein Bekenntniß!“ murmelte er vor sich.

„Ihr waret der Mitschuldige eines Complotes gegen eueren König, gestehet es. Ein offenes Bekenntniß wird euch das Leben retten.“

Alles Blut wich aus Theodore's Wangen bei Anhörung dieser furchtbaren Anklage. „Sire“, stammelte er, „ich weiß nicht, wer die Sünde auf sein Haupt geladen hat, einen Unschuldigen in solchen entsetzlichen Verdacht zu bringen, aber ich kann Ew. Majestät die Versicherung bei Allem, was dem Menschen heilig ist, geben, daß mein Herz immer voll loyaler Gefühle für das Wohl meines Königs geschlagen hat.“

„Ihr seid Hugenott?“ fragte der König weiter mit etwas unsicherer Stimme.

Einen Augenblick nur zögerte St. Julien; dann erwiederte er mit fester Stimme: „Ja, Sire.“

„Gebietet euch euer — Glaube nicht, die Katholiken zu hassen?“

„Hassen? nein, Sire, gewiß nicht. Wir alle suchen das Gebot unseres Herrn und Meisters zu erfüllen, der da spricht: Liebet euere Feinde, segnet die euch fluchen, thuet wohl denen, die euch hassen, bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen.“

Das Gesicht des Königs hatte sich merklich verfinstert. „Ich wünsche und befehle, daß ihr von der Ketzerei ablasset; ich will keine Sektirer und Abgefallenen weder in meinen Heeren, noch in meinem Reiche, am wenigsten an meinem Hofe“, sagte er streng.

St. Julien brach unter dem schweren Gewichte dieses Befehles fast zusammen. „Ich soll die Religion meiner Väter verlassen!“ stammelte er und sein Auge wurde dunkel von schweren Thränentropfen.

„Euerer Väter?! Was wisset ihr von eueren Vätern?“ fragte der König etwas milder, da ihn der Jammer des jungen Mannes zu rühren schien; „wollet ihr euch eine glänzende Laufbahn durch knabenhaften Sinn verscherzen?“

„Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele“, sagte Theodore mit leiser, rührender Stimme.

Der König wandte sich mit zornigem Gesichte ab und sagte bei sich: „Diese Menschen sind toll mit ihren Bibelversen; sie bringen ein Lamm zur Wuth!“ Dann sich wieder zu dem armen Theodore kehrend, sagte er mit drohender Stimme: „Ihr seid hartnäckig und trotzet mir? Denket daran, daß ich euch zertreten kann wie einen Wurm.“

„Mein Leben gehört Ew. Majestät; mein Glaube Gott; ich bin zum Sterben bereit“, erwiederte St. Julien mit düsterer Ergebung.

Ludwig betrachtete den jungen Glaubenshelden mit dem Ausdrucke unverholenen Erstaunens, bald wich derselbe aber dem einer tiefen Seelenangst. „Unglücklicher!“ sagte er, „ihr bauet so sicher auf die Richtigkeit eueres Glaubens? Wenn man euch nun aber bewiese, daß er falsch ist, daß ihr durch ihn der Seligkeit verlustig gehet?“

„Der Gerechte wird hingerückt, daß die Bosheit seinen Verstand nicht verkehre, noch falsche Lehre seine Seele betrüge", erwiederte St. Julien mit den Worten der Schrift. „Und wenn ich auch irrte, so ist Gott barmherzig; er sieht auf's Herz und auf die That."

Ohne daß der junge Mann, der seine Augen niederschlug, es wahrnahm, ging der König händeringend und mit kummervollem Gesichte einige Mal im Zimmer auf und ab. Endlich trat er jenem nahe, legte zutraulich die Hand auf seinen Arm und sagte mit weicher Stimme: „Ihr seid jung und verblendet. Man hat euch nicht wohl erzogen, deshalb gebührt euch kein Vorwurf. Aber denkt euch nun: Wenn euer Vater hinträte vor euch und euch anflehte, durch starren Trotz nicht euer ewiges Heil, nicht euer irdisches Glück zu verscherzen, würdet ihr auch dann noch widerstehen können?"

„Ach, ich wüßte nicht, was ich für das Leben meines Vaters opferte!" rief St. Julien mit kindlicher Sehnsucht aus. „Aber er verlangt kein Opfer von meiner Sohnesliebe; längst fiel er als ein wackerer Krieger, treu seinem Könige und seinem Glauben."

„Blicket auf", sagte Ludwig nach einer Pause, „Ich bin euer Vater! und ich flehe euch an, euch zu bekehren. Ja, ich, der König, habe euch gezeugt; und wollet ihr dem Befehle des Königs nicht gehorchen, so erfüllet ihr gewiß die angstvolle Bitte des Vaters."

St. Julien knickte zusammen. Seine blassen Lippen murmelten: „Der König mein Vater und meine Mutter —!"

„Adele stand diesem Herzen einst sehr nahe," sagte Ludwig leise; „der Bund der Seele soll sich erneuen durch unseren Sohn, aber nicht in sündhafter Gluth, sondern in der reinen Flamme christlicher Liebe. Wir werden sie in unsere Nähe berufen, wo sie weilen wird, bis sich eine passende Aebtissinstelle für sie findet. Ihr aber, Marquis; denn zu diesem Range erhebe ich euch, da euch Gott der Kirche, der ihr durch das Sakrament der Taufe schon von Beginn eueres Lebens angehöret, und euerm Vater wieder gewonnen seid, seiet meiner Huld und Gnade versichert. Als einen zweiten Beweis meiner Zuneigung für euch nehmet hier euer Oberstenpatent. Der Herzogsrang wird den Gehorsam des guten Sohnes einst belohnen." Damit nahm er von dem Tische einige Papiere und überreichte sie dem bewußtlosen St. Julien. „Mein drittes wird sein, eine schöne tugendhafte Gemahlin für euch zu suchen. Nun gehet in dies Nebenzimmer; ihr werdet einen wahren Freund darinnen finden."

Mechanisch verbeugte sich der neue Marquis und wankte in das Gemach. Er fand hier den Pater la Chaise, der ihm mit der gewinnensten Freundlichkeit entgegentrat.

„Meine aufrichtigen Glückwünsche zu euerer geistigen Wiedergeburt und zu euerer Standeserhebung, Herr Marquis," sagte er. „Das ist die reinste Freude für uns, wenn wir einen edeln achtungswerthen Mann endlich seine Irrthümer aufgeben sehen; selbst der Beste irrt, denn irren ist ein Ding der Menschheit. Gerade,

daß ihr, der schon vermöge seiner Abstammung im Besitze der Tugend ist, sich zur Bekehrung gewandt habt, erfüllt mich mit ungemeinem Vergnügen."

„Ach Mutter! Ach Manon! Ach Vater Valery!" murmelte der unglückliche junge Mann, der von den Worten des Paters nichts gehört hatte. Dieser bemerkte den Zustand St. Juliens und sagte zu sich: „Der König hat den armen Menschen forcirt, das taugt nichts." Er trat jenem nahe und faßte zutraulich seine Hand. „Mein theurer Herr Marquis, ihr müßt euch die Sache nicht so schlimm vorstellen. Sehet, ich spreche als ein wahrer Freund zu euch. Vergesset ganz, daß ich Priester bin; ich rede auch jetzt nicht als solcher, sondern als euer aufrichtiger Freund. Und da darf ich euch schon etwas mittheilen, was man nicht Jedem sagt. Sehet, Katholiken und Protestanten unterscheiden sich in ihrer Religion gar nicht so bedeutend, wie die Sache von Kanzeln und Lehrstühlen gewöhnlich dargestellt wird. Ich bin überzeugt, doch das sage ich nur euch, daß beide Parteien, ohne die unnöthigen Zänkereien der Priester, schon längst wieder einig wären. Ferner sind in der katholischen Religion Glaubenssätze, welche für die Einfältigen und Geistesarmen gegeben sind, die Religion muß Allen ihre Segnungen und Tröstungen bieten; wähnet nicht, daß man einen gebildeten Mann mit Annahme derselben behelligen wird. Seiet ganz außer Sorgen. Nun gehet nach Hause, mein lieber junger Freund, ich werde euch beim Könige entschuldigen. Ueberleget euch die Sache in aller Ruhe; jetzt seid ihr

noch ein wenig aufgeregt, unsere Kirche will nicht durch Ueberraschungen Gewinn ziehen; und stößt euch ein Scrupel, ein Bedenken auf, wendet euch vertrauensvoll an mich. So — gehet hier heraus."

Nach St. Juliens Weggange trat Louvois in das Gemach des Königs ein. Er fand denselben noch in großer Bewegung.

„Ich muß euch leider mit einer unangenehmen Sache behelligen, Sire," sagte der Minister. „Meine Vermuthung im Betreff des Verschwindens des Fräulein von Derval hat sich bestätigt. Graf Carcasses hat sie entführt. Statt seinen Posten anzutreten, welchen euere Gnade ihm gewährt, ist er plötzlich in Paris aufgetaucht, hat sich jener schändlichen That gerühmt und dabei solche verwegene Reden geführt —"

„Was hat er gesagt?" fragte der König hastig und in großer Verwirrung.

„Ich würde sie nicht wiederholen können," erwiederte Louvois ruhig, indem er seinen verlegenen Gebieter scharf fixirte, „ohne mich einer Majestätsbeleidigung schuldig zu machen."

„Wisset ihr was, Marquis?" stotterte der König. „Dieser Carcasses scheint mir ein sehr gefährliches Subject, sehr gefährlich. Lasset ihn doch ohne Aufhebens in die Bastille bringen. Da mag er seine Reden vor steinernen Wänden halten."

„Ew. Majestät Befehl soll aufs pünktlichste voll=

zogen werden," erwiederte der Minister mit einer Verbeugung. „Dann habe ich hier das Edikt wegen Aufhebung des Edikts von Nantes euch, Sire, zur Unterschrift vorzulegen." Damit zog er ein Pergament hervor und legte es auf den Tisch.

Während der König in der Schrift las, trat Pater la Chaise aus dem Nebenzimmer; er und der Minister begrüßten sich mit der größten Freundlichkeit. Letzterer wies stumm, aber mit einer triumphirenden Geberde auf das Dokument in der Hand seines Gebieters, worauf der Pater fromm die Hände faltete und einen brünstigen Blick nach der Decke des Zimmers warf.

„Die Arbeit scheint mir gut zu sein," bemerkte der König, nachdem er den Erlaß flüchtig durchgelesen. „Die Introduktion gefällt mir. Der Punkt in der Vorrede, daß unser in Gott ruhender Großvater und Vater sowie wir selbst das Nanter Edikt nur in der Absicht gegeben und bestätigt, um mit desto größerem Nachdrucke an der Zurückführung der Ketzer zur Mutter Kirche zu arbeiten, ist gut hervorgehoben, die einzelnen Artikel sind scharf gefaßt, die Bestimmungen hinlänglich streng, so daß wir uns der doppelten frohen Hoffnung hingeben können, daß das Unkraut der Ketzerei in Kurzem gänzlich ausgerottet sein, und daß der Barmherzige mir für meinen Eifer um seine heilige Kirche, für welche ich zahllose arme Seelen rette, manche schwere Uebertretung seiner Gebote vergeben werde." Nach diesen reuevollen Worten nahm er die Feder und unterzeichnete das Edikt.

„Amen!" sagte Pater la Chaise. „Ihr stehet gesühnt, Sire, durch die Vollziehung dieses heiligen Werkes. Diese eine That wird euern Namen unsterblich auf Erden, wohltönend im Himmel machen, wenn auch das Andenken an euere übrigen Tugenden und Heldenthaten vergehen könnte."

„Mein Vater, der Kanzler," sagte Louvois, als er das Pergament an sich nahm, sieht dem Edikte wie einem anderen Akte der Welterlösung mit wonniger Ungeduld entgegen. Gern wolle er sein müdes Haupt zur Ruhe niederlegen, nachdem er diesen Tag des Heils erlebt." —

Mit Grausen hört ihr von jenem knabenhaften Tyrannen in Rom, der in wahnsinniger Menschenverachtung, zu welcher ihm die tiefe Entartung eines einst edeln und mannhaften Volks getrieben, bedauerte, daß er der Menschheit nicht mit einem Schwertstreiche das Haupt vom Rumpfe trennen könne. Mit Abscheu blickt ihr auf den finsteren Habsburger in Spanien und auf seinen Feldherrn, hart wie der Mordstahl in der Hand seines Königs, welche die Ungläubigen und die Ketzer zu vertilgen trachteten durch das Reich hin, in welchem die Sonne nicht unterging. Und nun schaut auf diesen Ludwig den Vierzehnten! Sein Bild erscheint euch verklärt durch den Nimbus des Kriegsruhmes, durch den Glanz der Bildung und Aufklärung, weil zu seiner Zeit große Geister, unsterbliche Männer lebten, die er — demüthigte, weil er sie fürchtete und haßte. Während ihr euch blenden laßt von diesem Bilde, vergeßt ihr, daß Ludwig XIV. Aergeres that als Nero, daß er grö=

ßere Schuld auf sich lud als der zweite Philipp und sein Alba. Was der jugendliche Tyrann von Rom, mit unreifem Verstande und früh vergiftetem Herzen, zu thun sich wünschte, das that Ludwig XIV. der gereifte Mann, der allerchristlichste König. Mit einem Federzuge vernichtete er die Existenz von drei Millionen Menschen. Philipp und Alba wütheten in einer von Religionshaß und Parteiung fieberisch aufgrregten Zeit, gegen Menschen fremden Namens, gegen die Abkömmlinge der Mauren und gegen die Niederländer, vor welchen die Spanier schon eine nationale Abneigung hegten; Ludwig opferte die Kinder seines Landes dem Verderben, die Enkel der Streiter, welche sein Geschlecht auf den Thron erhoben hatten; er der Schützer Racine's, Molière's, Boileau's und anderer Geister, gab sie mit kaltem Blute dem Tode und dem Elende preis, um seine Sünden zu sühnen! —

Der Pater la Chaise hatte sich entfernt, vermuthlich in der Absicht, die Sieges- und Freudenbotschaft seinem Freunde zu verkündigen.

Der König hatte sich vom Sessel erhoben und ging einigemale im Zimmer auf und ab, offenbar in großer Verlegenheit. Der Minister wollte sich entfernen.

„Wartet, Marquis, ich habe euch noch etwas mitzutheilen,“ sagte Ludwig und rieb sich unruhig die Hände. „Wisset; ich werde mich verheirathen.“

„Verheirathen!“ wiederholte Louvois erschrocken. „Und darf euer ergebenster Diener erfahren, Sire, mit wem?“

Der König zögerte. „Mit einer Dame, vor deren Herzen und Verstand ich die tiefste Hochachtung hege, die ich zärtlich liebe. Ueberdem ist sie in einem Alter, wo wir auf Nachkommenschaft nicht zu rechnen brauchen. Wir haben von dieser Ehe keine Zwistigkeiten in unserem königlichen Hause zu fürchten.

„Und wer ist die Glückliche, Sire?“ stammelte der Minister mit einer bangen Ahnung.

„Wer anders könnte sie sein als Frau von Maintenon,“ erwiederte Ludwig leise.

„Frau von Maintenon! nicht möglich!“

„Nicht möglich?“ wiederholte der König lebhaft. „Warum soll es nicht möglich sein, daß ich Frau von Maintenon zu meiner Gemahlin erhebe?“

„Ich sage nochmals: Es ist nicht möglich, Sire. Der König von Frankreich die Witwe eines Literaten ehelichen! Es ist nicht möglich!“

„Ach, ich kenne recht gut euere feindselige Gesinnung gegen Frau von Maintenon, Marquis, aber ihr irret euch, wenn ihr meinet, ich werde euch zur Liebe das Glück meines Lebens opfern. Mein Entschluß, wohl erwogen und begründet, steht fest: Françoise d'Aubigné, die Enkelin berühmter Ahnen, wird Königin von Frankreich.“

„Sire,“ sagte Louvois auf die Knie sinkend; „ihr sehet mich zu euern Füßen. O könntet ihr in meinem Herzen lesen, daß meine Worte nicht einer Feindschaft gegen die edle Dame, deren ihr mich beschuldiget sondern der reinsten Ergebenheit für euere königliche Per-

son, meinem heißen Drange für das Wohl Frankreichs entspringen! Sire, ihr stehet im Begriffe —"

„Mein Gott, Marquis, lasset die Komödie," unterbrach ihn Ludwig ungeduldig. „Ihr wisset, ich kann dergleichen Scenen nicht leiden. Stehet auf! Bontems kann jede Minute eintreten. Was soll das für ein Geschwätz geben? Erhebet euch!"

„Nicht eher, Sire, als bis ihr mir euer königliches Wort gegeben habt, diese Ehe nicht schließen zu wollen. Jedem, der hereintritt, will ich zurufen, daß unser König in einer entsetzlichen Gefahr schwebt, die schlimmer ist als Lebensgefahr: die Achtung der Welt zu verlieren!"

Der König wollte auffahren.

„Höret mich, Sire! Ihr habt die uralte heilige Krone der Könige von Frankreich glänzend und rein von euern Ahnen überkommen. Ihr habt ihren Glanz vermehrt und manchen funkelnden Edelstein eingefügt. Ihr habt es zur Aufgabe eueres Lebens gemacht, sie so reich, mächtig und schimmernd herzustellen, daß ihr Träger fast einem Gotte gleich dasteht. Ihr habt herrliche Siege erfochten, großartige Triumphe gefeiert, wie keiner euerer Vorgänger; die Kunst und Wissenschaft, welche ihr in euern großmüthigen Schutz genommen, haben sich dankbar erwiesen und euerm Namen gehuldigt, wie keinem Augustus zu Theil ward. Und all' diesen Ruhm, diesen Glanz, Sire, welchen ihr um euern Namen und Frankreichs Krone gehäuft, wollet ihr durch diese unselige Heirath tilgen? O ihr dürfet es nicht,

Sire. Hier hat euere Macht eine Grenze, ihr müsset die Krone euerm Nachfolger rein und unbefleckt lassen, wie ihr dieselbe erhalten habt."

„Ihr vergesset euch, Marquis!" rief Ludwig zornig.

„Ach, Sire, tödtet mich," flehte Louvois und umfaßte die Kniee des Königs. „Ich habe gefrevelt, aber es geschah aus Liebe zu euch. Ich werde euere Kniee umklammern mit der Kraft der Verzweiflung, bis ich Frankreichs Unheil abgewendet habe. Ich wende mich an euer großmüthiges Herz, Sire. Frankreich verlangt eine Entsagung von euch. Das ist das traurige Loos der Könige, daß sie ihre Macht durch Aufopferung ihrer Herzensneigungen erkaufen. Sire, wenn ich diese Bitte, die euch feindlich, grausam erscheint, so lange wiederholte, bis sie erfüllt ist, so genüge ich einer heiligen Pflicht gegen meinen königlichen Wohlthäter, der mich bildete, erzög und zu dem machte, was ich bin. Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo ich mich dankbar beweisen kann, indem ich euch von einem unwürdigen Schritte zurückhalte, der euch die Achtung von Europa kosten würde, und ich kann diesen Augenblick nicht vorüber lassen. Das würde ein steter Vorwurf in meinem Leben sein; und dann vielleicht würde mein Leiden noch vermehrt, wenn dereinst Ew. Majestät zu mir sagte: Auch ihr habt mich verrathen, Louvois, auch ihr habt mir die leitende Freundeshand verweigert, als die Leidenschaft meinen Blick verdunkelt hatte. Nun stehe ich da, mißachtet von Europa, und fahre ruhmlos in die Grube. — Was soll ich dann sagen, Sire?

Besser ich sterbe jetzt zu euern Füßen, wie es einem treuen Diener ziemt, der seinen Herrn vor Unglück bewahren will, dann weiß ich, daß ihr im Vollgenuß eueres ungeschmälerten Ruhmes, in der Vorahnung der Unsterblichkeit eueres Namens mir eine Zähre der Erinnerung weihen werdet."

„Stehet auf, Louvois!"

„Sire?"

„Ich werde meine Neigung Frankreichs Wohl opfern."

„Dank, Dank, Sire, im Namen Frankreichs, das solches Opfer zu schätzen wissen wird."

Frau von Maintenon saß in ihrem Boudoir. Wie reizend und zugleich würdevoll sah sie aus! Keine Spur mehr von jener peinlichen Erregtheit, welche in den letzten Wochen ihr Antlitz entstellt; ein Ausdruck völliger Befriedigung ruhte jetzt auf ihren edlen Zügen. Lächelnd hielt sie ein duftendes Brieflein in den Händen, welches ein Diener in wohlbekannter Livree überbracht, lächelnd erbrach sie es und las: „Madame, so eben bringt die erfreuliche Kunde zu mir, daß der König euch zu seiner Gemahlin erheben wird, und ich beeile mich, die Erste zu sein, welche euch ihre aufrichtigen Glückwünsche darbringt. Glaubet nicht, daß ich mich über dieses Ereigniß gewundert habe, Madame. So viel Tugend und Weisheit euerer liebenswürdigen Person mußte ihren Lohn finden, den höchsten Lohn, der allein ihnen angemessen war, wenn eine göttliche Ge-

rechtigkeit über den Losen der Sterblichen waltet. Alle Ränke Nichtswürdiger, aller Neid Mißgünstiger muß vor dem klaren Willen des Himmels zerstieben und verstummen. Ich gehe, Madame; ich verlasse diesen Hof, der meine Schmach sah, aber ich gehe mit dem tröstenden Gefühle, daß ich es war, die euch als ein blindes Werkzeug des Himmels euere glänzende Bahn eröffnete, die euch vor den Schlingen warnte, durch welche man euch noch kürzlich zu Falle bringen wollte. Möge euch der Himmel das Glück verleihen, Madame, dessen ihr in so hohem Maße würdig seid; möget ihr den König und das schöne Frankreich glücklich machen können, wie euer edles Herz, ich weiß es, sich bestrebt; möget ihr endlich mit derjenigen Nachsicht und Freundlichkeit, welche euere Großmuth so gern übt, sich einer Unglücklichen erinnern, die sich nennt mit der Versicherung ihrer tiefen und lebenslänglichen Ehrfurcht Marquise von Montespan. — — Es ist wahr," sagte Frau von Maintenon sinnend; „die Marquise war die Erste, welche mich vor den Ränken Gabrielens warnte; ich that ihr damals schmähliches Unrecht. Ich müßte das gut machen, auch wenn sie nicht so weise geworden wäre. Gut, Frau Marquise, wir sind großmüthig; wir vergessen alle Unbill, die wir in so reichem Maße in früherer Zeit von euch erduldet, und erinnern uns nur euerer Verdienste. Der König, mein künftiger Gemahl, soll ihr einen Jahrgehalt aussetzen, der unserer Großmuth und ihrer einstigen Stellung angemessen ist. — Alle weichen sie mir, Alle haben sie sich gebeugt. Du, stol-

zer Ludwig, den die Menschen wie einen Halbgott anbeten, hast vor mir im Staube gelegen, du, freche Buhlerin, beugst dich vor meiner Macht und auch du — ach einst so geliebte Gabriele! Dein Wille, Himmel, ist geschehen, so gewaltig die Geister der Hölle auch streben, ihn zu vereiteln. Meine Bestimmung, mein Beruf ist fest. Die Geschicke Frankreichs, ja Europens soll diese schwache Hand lenken, den Frieden des Himmels soll sie auf die Erde verpflanzen, Frömmigkeit und Seligkeit verbreiten unter der verderbten Menschheit. Wohl, die Stimme ist an mich ergangen, und ich habe ihrem Rufe Folge geleistet. O so gib mir nun auch Weisheit und Kraft für das große Werk, zu dem du mich auserlesen hast, Allmächtiger! schärfe meinen Blick, die dunkeln Ränke und Absichten meiner Feinde zu durchschauen und laß einen Abglanz deiner strahlenden Herrlichkeit auf mich fallen, der meine Widersacher blende und schrecke!"

Sie erhob sich lebhaft von ihrem Sitze. „Die entscheidende Stunde naht, und ein eigenthümliches Bangen ergreift mich. Freilich, es ist ein sonderbares Ding, das Weib eines Königs zu werden. Gott! wie anders, als ich zum ersten Male zum Altare ging! Ein armes, halbverhungertes Kind, das dem kränklichen bejahrten Manne sich vermählte, um Speise von ihm zu erhalten. Fort mit euch, düstre Bilder meiner Jugend! — Henriette!" rief sie und sogleich erschien Rogers von Derval geliebtes Mädchen. Aber kaum hätte man sie wieder erkannt, so bleich, so demüthig, so gedrückt sah das

vor Kurzem noch blühende Kind aus. „Henriette,“ sagte Frau von Maintenon freundlich, „ich habe einen wichtigen Gang vor. Hole mir die köstlichsten und prachtvollsten meiner Gewänder. Jetzt gilt es, allen Glanz zu zeigen, den wir entfalten können.“

Verwundert hörte das Mädchen diesen Befehl, es mußte etwas Außerordentliches sein, welches ihre Gebieterin veranlaßte, von ihrer stets geübten Einfachheit im Anzuge abzuweichen, und mit leisem Kopfschütteln entfernte sie sich, um den ungewöhnlichen Befehl auszuführen.

Frau von Maintenon holte aus einem Schranke ein kostbar gearbeitetes Kästlein heraus und öffnete es. Es enthielt ihren Schmuck. Selbst diese so ausgezeichnete Frau konnte sich nicht enthalten, einige Augenblicke mit lächelndem Entzücken auf das königliche Geschmeide zu blicken. Sie nahm einige Pretiosen heraus, welche sie zu ihrem Anzuge verwenden wollte, steckte schon jetzt einen kostbaren Ring an, auf welchem sie einen triumphirenden Blick ruhen ließ, und brachte zuletzt ein zusammengefaltetes Pergament hervor.

Henriette erschien wieder und brachte das Begehrte, schwere Gewänder von Seide und Sammet mit reicher Stickerei. Sie zündete einige Kerzen an und stellte sie auf den Putztisch, vor welchem ihre Gebieterin Platz nahm. Das Geschäft der Toilette begann. Gegen sonstige Gewohnheit, und darf man wohl sagen gegen den üblichen Gebrauch, sprach weder Herrin noch Dienerin ein Wort. Jede von beiden schien viel zu sehr

mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt. „Du weinst, Henriette?“ fragte Frau von Maintenon plötzlich mit Ueberraschung, da ein heißer Tropfen auf ihren entblößten Arm fiel. „Du weinst, gutes Kind?“ und sie wandte sich nach Henrietten um, die mit dem Ordnen ihres Haares beschäftigt hinter ihr stand. „Ahnst Du, welches Glück deiner Gebieterin bevorsteht und macht die Freude dein Auge thränennaß? Gutes Kind, warte noch wenige Augenblicke, du sollst aus Freude über dich selbst noch hellere Thränen vergießen.“

Henriette erwiederte nichts, aber diese Thränen stammten nicht von der Freude, sie waren der Sehnsucht, der Wehmuth, dem Schmerze nach einem verlornen theueren Bilde entsprungen.

„Wunderbar,“ dachte Frau von Maintenon bei sich, „daß der König gerade diese ungewöhnliche Stunde der Nacht gewählt hat. Er will mich überraschen durch irgend eine großartige Feierlichkeit, sicher bürgt mir dafür sein stets empfänglicher Sinn für die äußere Form. Es ist wahr, ein Gottesdienst bei Nacht erregt in uns tiefere, heiligere Empfindungen; ein Schwur bei Nacht — großer Gott! wer wäre im Stande ihn zu brechen? Die Feierlichkeit selbst wird feierlicher; Pomp und Pracht machen einen gewaltigeren Eindruck auf uns, wenn sie durch den blendenden Schein von Fackeln und Kerzen vergrößert zu unserem staunenden Auge dringen. Die Stille draußen, das viel bedeutende Schweigen der Anwesenden, deren glänzende Reihen so stumm dastehen,

der rührende Gesang der Priester — o ihr habt Recht, Sire, die Stunde der Nacht zu wählen!"

Nach Verlauf einer ziemlich langen Zeit war die Toilette beendigt; Frau von Maintenon schritt in rauschende schwarze Gewande gehüllt, eine imposante Gestalt. Das bleiche geistvolle Gesicht, gehoben durch einen Schleier von dunkler Farbe, der sich, mit herrlicher Stickerei versehen, an die zarten Wangen zu beiden Seiten anschloß; der schöngeformte Kopf stolz erhoben, das dunkele Auge majestätisch blickend. So trat sie vor dem hohen Spiegel, um einen letzten prüfenden Blick auf sich zu werfen. Ein Lächeln der Befriedigung spielte um ihre Lippe; sie war schön und herrlich wie eine Königin. Endlich wandte sie sich und ihr Blick fiel auf Henrietten, welche in ihr bewunderndes Anschauen versunken dastand; der Blick wurde freundlich.

„Henriette, treue Seele," sagte sie gütig, ja fast zärtlich; „die Einzige, die ich auf meinem rauhen Lebenswege gefunden habe; die Zeit ist genaht, wo ich dir lohnen kann. Wohl weiß ich, daß sich Gefühle des Herzens nicht absolden lassen, wie die gewöhnlichen Dienstleistungen des Lebens; der einzig mögliche und wahre Lohn ist ihre Erwiederung. Du warst mir mehr als Dienerin, du warst eine ergebene Freundin, deren Treue nicht gewankt hat, da ihr selbst die gefährlichste Versuchung nahte. Weine nicht, mein gutes Kind," bat sie Henrietten, welche in krampfhafte Thränen ausbrach; „weine nicht um jene Unselige; sie ist der Thränen aus deinem Auge nicht werth. Beklagst du ihr

Schicksal? Hat sie es sich nicht selbst geschlagen? Während du jammerst, lacht und scherzt sie vielleicht in sündhafter Lust mit dem Buhlen, dem es so leicht ward, sie von diesem Hofe zu entführen. Sieh, dieses Pergament," fuhr sie fort; „es soll nicht dein Lohn für Treue und Liebe sein, der ruht in meinem Herzen, aber es soll dir ein Beweis von meiner Freundschaft sein. Nimm es; es ist ein wichtiges Stück Papier, es ist die Brücke zu deinem Glücke, welche eine weite Kluft für dich aufhebt. Es hebt einen Mißgriff des Zufalls auf, der dich, du gutes Kind, mit dem adeligen Herzen in unteren Regionen geboren werden ließ; es stellt dich deinem Geliebten an Rang gleich. Dein süßester Wunsch wird in einigen Tagen in Erfüllung gehen, du wirst jenem zum Altare folgen. Herr von Derval ist ein edler junger Mann, ein erfreulicher Gegensatz zu seiner entarteten Schwester; ihm kann ich getrost mein gutes treues Mädchen überlassen. Was die Frau Marquise von Derval betrifft, so wird auch diese liebenswürdige Dame dich gütig und zärtlich als Tochter begrüßen; sie erwartet mit Ungeduld den Tag des Glückes. Nun, meine liebe Henriette, entlasse ich dich deines Dienstes mit Bedauern, weil ich eine solche Dienerin nicht wieder finden werde, aber froh, da ich dich glücklich sehe. Die Zeit über bis zu deiner Vermählung, deren Sorge der König die Gnade gehabt hat, mit mir zu übernehmen, bleibst du mein Gast. Bist du zufrieden, Henriette?"

Schon längst war das Mädchen zu den Füßen der gütigen Herrin gesunken und hatte deren Hand gefaßt,

welche sie von Thränen überfließend mit Küssen bedeckte. „Ach, Madame, wie gut seid ihr!“ Weiter vermochte sie nichts zu sagen.

„Steh auf, mein Kind,“ bat endlich ihre Gebieterin, nachdem sie eine Zeit lang diesen stummen leidenschaftlichen Dank ertragen; „steh auf und verlaß mich. Die Stunde naht, und ich muß mich im Gebet zum Herrn der Heerschaaren darauf vorbereiten. Ich bedarf der Sammlung in Ihm.“

Henriette erhob sich und schwankte hinaus. Frau von Maintenon wandte sich nach dem Spiegel und beschaute noch einmal lange Zeit ihre majestätische Figur. Wiederum stieg jenes eitle weltliche Lächeln in ihr Gesicht. „Ich denke, der König wird mit mir zufrieden sein,“ murmelte sie. Dann nahm sie aus dem zierlichen Bücherbrete ein Gebetbuch und nahte sich dem Krucifix; in einer anmuthigen Weise kniete sie auf dem Betschemel nieder.

Der Pater la Chaise trat ein. „Seit ihr bereit, Madame?“ fragte er.

„Ich bin bereit,“ erwiederte die Dame und erhob sich in ihrem vollen Glanze.

„Bei Gott und allen Heiligen, Madame, ihr sehet aus wie eine geborene Königin,“ sagte der Priester lebhaft. „Doch lasset uns eilen; schon erwartet uns der König.“

„Und ihr seid allein hier mich zu begleiten?“ fragte Frau von Maintenon in höchster Verwunderung.

„Könntet ihr den Gang unter besserem Geleite

thun als dem eines Priesters?" erwiederte la Chaise, über dessen Gesicht ein feines Lächeln strich.

„Ich erwarte noch einige vertraute Freunde und Blutsverwandte, welche Zeugen meines Glückes sein wollen."

„Es ist unmöglich, länger zu warten, da der König, wie ich euch bereits meldete, unser harret."

Mit etwas unwilligem Widerstreben folgte die herabgestimmte Dame.

„Jacques," sagte sie zu ihrem Kammerdiener, der sich im Vorzimmer aufhielt; „begleitet uns mit einem Lichte."

„O lasset den Mann, Madame; ich werde euch gut führen; wir haben ja übrigens nur eine kurze Strecke zurückzulegen."

Der Pater holte eine Laterne aus seinem Rocke hervor, welche er anzündete, und schritt voran; Frau von Maintenon folgte, nicht wenig beunruhigt über diese sonderbaren Maßregeln. Der Weg führte im Dunkel der Nacht über einen kothigen Hof, bei dessen Ueberschreiten die beiden Wanderer beregnet wurden, durch verschiedene düstere Korridore und öde Zimmer, bis man in eine Privatkapelle eintrat. Zum schreckhaften Erstaunen der Dame, die sich durch den Weg hierher schon in eine miserable Stimmung versetzt fühlte, befanden sich nur fünf Personen außer ihrem Begleiter und ihr selbst darin. Der Eine in reichem priesterlichen Ornate war der Erzbischof von Paris, Harlay, der Andere der Marquis von Montchevreuil, ferner der

Marquis von Louvois, der Oberkämmerer des Königs, Bontems, und der König selbst. Ludwig eilte sogleich auf die Eintretende los, faßte ihre Hand, welche er zärtlich an ihren Mund preßte, und führte sie vor den Altar, an welchem der Erzbischof und Pater la Chaise sich aufstellten; die übrigen Anwesenden, welche als Zeugen der Handlung dienen sollten, gruppirten sich um das Paar.

„Madame," wandte sich der Erzbischof an Frau von Maintenon; „bevor wir dazu schreiten, das heilige Sakrament zu feiern, muß ich euch einen Eid abfordern, der euch ein ewiges Schweigen über die heilige Handlung hier auferlegt. Schwöret bei diesem Bilde des leidenden Heilandes, nie verrathen zu wollen, daß ihr die Gattin des Königs von Frankreich seid!"

„Ich schwöre!" hauchte Frau von Maintenon aus bewegter Brust. Ihr Blick suchte Louvois; sie begegnete dem seinen, welcher mit dem Ausdrucke befriedigter Rache auf ihr ruhte.

„Dank euch, Françoise," stammelte der König, „für dieses neue Opfer, welches euer edles Herz mir bringt."

Die Trauungsceremonie nahm ihren Anfang.

Drittes Buch:
In der Kolonie.

1.

Ein Schiff und seine Ladung.

Von einem günstigen Nordostwinde getrieben, der die Segelstangen hin- und herwirft, daß sie mit Geräusch zusammenschlagen, und die Segel bläht, rauscht ein stolzes Schiff, welches Frankreichs Banner trägt, durch die Fluthen des atlantischen Oceans. Matrosen klettern im Takelwerke umher, die Befehle der Offiziere auszuführen; andere sitzen auf dem Verdecke und bessern Segel aus; der Steuermann, ein alter Bursche mit wettergebräuntem Gesichte, wartet mit ernsthafter Miene seines Geschäftes; der Kapitän, ein stattlicher, schöner Mann in einer Kleidung, welche seemännische Bequemlichkeit mit ritterlicher Eleganz vereinigt, steht am Hauptmaste und ertheilt mit gemessener Stimme seine Befehle. In entgegengesetzter Richtung taucht in der See ein Punkt auf, mit emsiger Sorgfalt von hundert scharfen oder mit Gläsern bewaffneten Augen beobachtet. Man rückt ihm im Laufe der Stunden immer näher, bis endlich das rothe Kreuz des englischen Banners dem Blicke sichtbar wird. Jetzt fahren die beiden Schiffe in ge-

ringer Entfernung an einander vorüber; aus einigen Feuerschlünden der französischen Fregatte, deren sie siebenzig zählt, donnert ein lauter Gruß hinüber; der Engländer erwiedert ihn höflich zum Zeichen des innigen Einverständnisses, welches zwischen den Souveränen der beiden so mächtigen Nationen waltet, dem „großen" Ludwig von Frankreich und dem Könige von Großbritannien, Jakob Stuart, seines Namens der Zweite. Bald hat man den Engländer, der nur mühsam gegen den Wind steuert, in raschem Fluge aus dem Gesichte verloren; die Aufregung, welche die Begegnung mit dem Segler der befreundeten Nationen hervorgerufen, legt sich wieder; Kapitän und Offiziere ertheilen von neuem Befehle und ordnen an, das Schiffsvolk geht wiederum an sein Werk. Der Kapitän steigt endlich in seine Kajüte hinab. Nach einer Stunde lädt ein Junge die Offiziere ein, zu ihrem Vorgesetzten zu kommen.

Dieser empfängt sie mit einem verdrießlichen Gesichte. „Meine Herren," sagte er ernst zu den meistens jungen Männern. „Ihr habt, wie ich zu meinem großen Leidwesen erfahren muß, meiner Bitte keine Berücksichtigung gegönnt; eben wieder ist Klage über euch und euer Benehmen bei mir erhoben worden. Da ein höfliches Gesuch, eine freundliche Warnung, ein leiser Wink von meiner Seite keinen Eindruck auf euch zu machen scheint, so wird dies hoffentlich mit meinem strengen Befehle der Fall sein. Ich sehe mich deshalb genöthigt, euch meine Herren, jeden unerlaubten Verkehr mit den Frauenzimmern, die wir leider am Bord haben, aufs

strengste zu verbieten, und ich werde jedes Zuwiderhandeln, wenn auch mit Bedauern, aber unerbittlich ahnden. Denn wie in aller Welt sollte es möglich sein, das gemeine Schiffsvolk von Zügellosigkeiten zurückzuhalten, wenn ihr, die Vorgesetzten, ihm mit solchem Beispiele vorangeht? Alle Disciplin, alle Subordination würde aufhören. Deshalb muß ich unbedingt auf meinem Befehle bestehen, und um euch die Erfüllung euerer Pflicht zu erleichtern, werde ich die gefälligsten und verlockendsten dieser Nymphen einsperren lassen, damit sie euch nicht ferner in Versuchung bringen."

Ein ziemlich vernehmbares Murren war die Erwiederung der jungen kecken Seeleute auf diese strengen Worte.

„Nicht mich klaget an," fuhr der Kapitän milder fort, „sondern euere eigene Unüberlegtheit, die mich gebieterisch zu solcher Maßregel zwingt. Ihr alle wißt, daß ich kein Pedant, kein Frömmler bin, der seinem Nächsten das Vergnügen mißgönnt. Aber bedenkt, wir haben außer unserem Schiffskaplan noch drei heilige Männer am Bord, welche die fromme Schafheerde über Meer geleiten sollen, und diese drei gehören dem Orden Jesu an. Der Pater Raimond hat mir soeben gedroht, höchsten Ortes eine Anzeige zu machen, wenn seine Vorstellungen bezüglich Abstellung der Zügellosigkeiten der Mannschaft nicht aufhören. Ich bitte euch, bedenkt, was das heißen will. Bei Gott und allen Heiligen! es hätte mir kein größeres Ungemach widerfahren können, als daß man mir diese räudigen Schafe und Sün=

denböcke, welche man aus allen Gefängnissen und schlechten Häusern gesammelt und mit denen man Neufrankreich zur Blüte bringen will, mit ihren heiligen Hirten zum Transport aufgepackt hat. Kaum sind sie etwas von der Kalamität der Seekrankheit befreit, so geht die Noth des Liebesfiebers auf der „Hoffnung“ an. Ich bitt' euch nachdrücklich, ihr Herren, unterlaßt ferner jeden anstößigen Verkehr mit den Dirnen; ich kann und darf derlei nicht dulden. Ich habe die schwerste Verantwortung davon und fühle keinen Beruf in mir, durch euern Leichtsinn höchsten Orts Ungelegenheiten zu haben. Ihr alle wißt, wie man an unserem Hofe derlei Ueberschreitungen beurtheilt, und ihr habt drei Aufpasser hier. Kommen wir ans Land, dann treibt, was ihr wollt; entschädigt euch für die Strenge des Dienstes und die erduldeten Entbehrungen; hier auf dem Schiffe bin ich verantwortlich, und ich ersuche euch wiederholt, diesen Umstand für euer künftiges Verhalten auf unserer Reise berücksichtigen zu wollen.“ Er verneigte sich, und die Offiziere verließen die Kajüte.

„Der gute Mann,“ sagte Einer der älteren leise zum Anderen, als sie wieder auf das Verdeck zurückgekehrt waren; „mag sich stellen, wie er will, man merkt ihm den Calvinisten doch immer an. Das Predigen ist den Leuten angeboren. Er hätte seine Meinung viel kürzer von sich geben können. Ich zum Beispiel, wäre ich Kommandirender, hätte gesagt: Wer noch ferner Verkehr mit einer Dirne am Bord unterhält, wird acht Tage in Arrest gesteckt, und die Dame erhält fünf und

zwanzig Hiebe über der Kanone. Das war viel kürzer und klarer."

„Allerdings sehr verständlich," lachte sein Kamerad.

„Verdenken dürfen wir es dem Kapitän nicht," nahm ein junger Mann mit lebhaften Geberden das Wort, „daß er so aufgetreten ist. Er war das seiner Stellung schuldig. Aber mich ärgert es, daß ihr Anderen es so arg getrieben habt, und ich unschuldiges Lamm darunter leiden muß. Ich war so hübsch im Gange, hatte recht leidliche Fortschritte in der Gunst der hübschen Fleurette gemacht; nun wird mir ein böser Strich durch die Rechnung gemacht. Wäret ihr vernünftiger gewesen, hätte der Pater nicht geklagt, der Kapitän geschwiegen, und ich —"

„Und du hättest das Exempel fertig gerechnet," unterbrach ihn lachend ein Anderer. „Tröste dich mit der Hoffnung auf die neue Welt."

„Fleurette ist das niedlichste Pariser Stadtkind, das in einer Dachstube aufgewachsen ist," sagte ein Dritter. „Gewiß, das wird niemand bestreiten, der einmal ihr kleines schelmisches Gesichtchen gesehen hat, aber, lieben Freunde, sie ist noch lange nicht die schönste Jungfrau am Bord. Sie wird bei weitem von einer anderen übertroffen, die das reizendste Mädchen ist, welches meine Augen je gesehen haben."

„Was ihr sagt!" erwiederte Fleurette's Anbeter ungläubig. „Ich habe doch, bevor ich meine Huldigungen an die hübsche Grisette richtete, den ganzen

Troß gemustert, aber keine schönere darunter entdecken können, als mein niedliches Dachstubenblümchen."

„Das glaub' ich," erwiederte der Vorige lächelnd; „desto glücklicher war ich, da ich sie wenigstens einmal zu Gesichte bekam. Das Vergnügen ist mir freilich seitdem nicht wieder geworden. Aber ich schwelge noch immer in der Erinnerung."

„Nun wo zum Teufel liegt denn dieser Schatz begraben, daß er allen Blicken entrückt ist?" fragte ein Dritter neugierig.

„Sie hält sich mit unten im Zwischendecke auf," erwiederte jener, um den sich seine Kameraden jetzt gespannt drängten, „aber die hat seit den drei Wochen, wo wir auf dem Wasser schwimmen, noch keinen Fuß auf das Verdeck gesetzt, da das arme Kind, wie ich vernommen, sehr krank ist. Unten hat sie ihr Lager abgesondert von der übrigen saubern Gesellschaft in einer Art Kammer, welche man aus Fässern und Kisten gebildet hat. Die drei Patres pflegen und warten sie und scheuchen jeden Unberufenen zurück."

„Nun, wie habt ihr sie denn sehen können?" fragten Einige.

„Ich hatte gerade den Wachdienst, als wir in la-Rochelle vor Anker lagen; ihr anderen Herren und der Kapitän waret noch nicht an Bord zurückgekehrt; da wurde sie von zwei jungen Herren und einem alten Kerle mit einem Spitzbubengesichte auf das Schiff gebracht. Sie übergaben mir, da der Kapitän noch nicht da war, das Mädchen und ein versiegeltes Schreiben,

welches an jenen gerichtet war. Ich ließ den neuen Gast zu der anderen Gesellschaft bringen; derselbe schien aber schon halb oder ganz bewußtlos zu sein, denn das gute Kind vermochte sich kaum aufrecht zu halten und erwiederte auf die theilnehmenden Fragen, welche ich, betroffen von ihrer wunderbaren Anmuth, an sie richtete, gar nichts."

„Ei, das ist in der That sonderbar," erwiederte einer der Offiziere. „Und wie hat sich denn der Kapitän bei der Sache verhalten?"

„Als ich ihm bei seiner Rückkunft am Bord Rapport abstattete, schien er von dem neuen Zuwachse unserer lebendigen Reisefracht unterrichtet zu sein; wie er mir kurz mittheilte, hatte er die drei Herren selbst noch gesprochen."

„Und hat er sie gesehen?"

„So wenig wie ihr. Sie wurde sogleich von den geistlichen Herren in Empfang genommen, die wie ich bereits vermeldet, keine Seele von der Schiffsmannschaft in ihre Nähe lassen. Und da in den ersten vierzehn Tagen alle Unterröckchen auf der Hoffnung schwer seekrank danieder lagen, so hat man dieser allein keine besondere Aufmerksamkeit schenken können."

„Ach, ich erinnere mich jetzt," nahm Fleurette's Verehrer das Wort, „daß mein niedliches Blümchen einigemal ihr kleines Haupt ganz betrübt neigte und von einer Kranken unten im Schiffsraume sprach, die vielleicht gar noch sterben würde. Daß dieselbe ein solches

Wunder von Schönheit sei, davon hat freilich der Schelm nichts verlauten lassen."

„Ich versichere euch, ihr Herren," sagte Derjenige, welcher von der unsichtbaren Reisegefährtin erzählt hatte; „es ist ein Glück für uns und den Kapitän, daß er das schöne Mädchen nicht gesehen hat. Alle Vorstellungen des frommen Pater Raimond, alle erbaulichen Reden, die er anstatt unseres vortrefflichen Schiffspaters jeden Sonntag hält, würden spurlos und ohne Eindruck auf ihn geblieben sein. Es wäre eine heillose Wirthschaft auf unserer Fregatte geworden, und wir wären später alle in des Teufels Küche gekommen, wo wir Zeit und Gelegenheit hatten, die Lust zu büßen."

„Der Pater muß dem Kapitän arg zugesetzt haben," flüsterte ein junger Offizier dem anderen ins Ohr; „daß er auf einmal so den Splitterrichter macht. Sonst ist er gar nicht von der Art, und wenn die Aufpasser nicht da wären, wer weiß, was geschähe. Denkt doch nur an das Abenteuer von diesem Frühjahre."

„Nun damals hatte er übrigens die solidesten Absichten von der Welt," entgegnete der Angeredete. „Der Schiffspfaff stand schon bereit, um ihn zum glücklichen Ehemann zu machen, als der Teufel die Hand ins Spiel mischte und den ganzen Spaß verdarb. Doch stille, da kömmt er selbst."

In einem durch Ballen, Kisten, Koffer und anderen Ballast abgesperrten Raum des Zwischendeckes,

welcher nur wenige Menschen fassen konnte und durch ein kleines lukenartiges Fenster spärlich erleuchtet wurde, lag auf einem dürftigen Bette ein weibliches Wesen, wie es schien, in den Banden schwerer Krankheit. Denn obgleich sie in diesem Augenblicke schlief, verrieth doch die fieberhafte Röthe, welche das abgezehrte Antlitz überzog, eine hastige Bewegung der Hände, die Natur des Schlafes selbst, daß die Schlummernde eine schwer Leidende sei. So deutlich ihr Gesicht die Spuren des Gebresten trug, so unverkennbar war dennoch die edle Bildung und außerordentliche Schönheit desselben, welche so eben durch die auf ihm erscheinende Fiebergluth eine wunderbare Wirkung hervorbrachte; dieses Trugbild blühender Gesundheit war fast noch reizender als diese selbst.

Um die unruhige, im Fiebertraume oft tief aufstöhnende Schläferin war eine interessante Gruppe versammelt. Rechts zu ihrem Haupte saß ein Mann im Gewande der Gesellschaft Jesu, welches ebenfalls die Kleidung zweier anderen, in der improvisirten Krankenstube Anwesenden bildete. Ein sanftes, schönes Gesicht, in welchem dennoch die Anzeichen von Charakterfestigkeit, Muth und Entschlossenheit lagen. In dem geistvollen Auge, welches er aufmerksam auf die Kranke geheftet hielt, glühte der Funke der Schwärmerei. Seine Rechte hielt wie ein prüfender Arzt die Hand der Dulderin umspannt, als wolle er den Verlauf des Fiebers am Pulse derselben verfolgen.

„Die Krise ist Dank Gott und allen Heiligen im Himmel überstanden,“ sagte er leise mit einem wohl=

tönenden Organe. „Die Gewalt des Fiebers fängt an, sich vor der Uebermacht der guten Natur zu brechen. Seid ihr noch nicht fertig mit der Medicin, mein Bruder?" wandte er sich an einem Anderen, der damit beschäftigt war, Heilmittel in einem kleinen steinernen Mörser zu bereiten. „Unsere Patientin wird bald erwachen, und wir wollen die Gelegenheit benutzen, ihr von dem Medikamente einzugeben, welches so gute Wirkung bei ihr gethan hat."

„Sogleich ist das Präparat fertig," erwiederte der Angeredete und fuhr geschäftig in seiner Arbeit fort.

„Ihr, mein Bruder," wandte sich der Vorige an den dritten Ordensgeistlichen, der mit einem Breviere in der Hand an der anderen Seite des Krankenlagers in der Nähe des Fensters saß. „Leset uns noch einige jener brünstigen Gebete, wie sie die fromme Gesinnung heiliger Seelen für Gelegenheiten dieser Art erzeugt hat. Wir dürfen nicht verabsäumen, unsere Seelen vor Gott und seinen Heiligen zu demüthigen, durch deren Gnade und Barmherzigkeit die Kunst allein etwas vermag, und ohne welche diese ein eitles verwegenes Spiel wird. Auch erwächst uns in unserer Zaghaftigkeit ein stärkender Trost und eine gewaltige Zuversicht auf den Himmel und seine weisen Rathschlüsse."

Bei den letzten Worten ließ Pater Raimond seinen Blick mit einem wohlwollenden Ausdruck auf einen jungen Mann und ein Mädchen gleiten, die zu Füßen des Bettes saßen. Das tief in seiner Höhle liegende Auge des Ersteren haftete mit dem Ausdrucke ängstlicher Span=

nung auf der Kranken. Sein Gesicht war blaß, und eine finstere Traurigkeit sprach aus den wohl gebildeten Zügen. Das Frauenzimmer verhüllte weinend ihr Gesicht, während der Pater, dem Gebote seines Bruders Folge leistend, mit eintöniger Stimme Gebete vorlas. Draußen schlugen die Wogen des Meeres an die dicken Planken des Schiffes, der Wind trieb sein lärmendes Spiel im Takelwerk, und aus einiger Entfernung schallte oft ein lustiges Lachen. Plötzlich öffnete die Kranke ihre Augen und starrte eine Zeit lang, wie es schien, gedankenlos vor sich hin. Als Pater Raimond diese ihre Bewegung wahrnahm, winkte er dem anderen Geistlichen, der mittlerweile sein pharmaceutisches Geschäft beendigt und ihm jetzt eine Schale mit der bereiteten Medicin überreichte. Der Pater hielt der Patientin das Gefäß vor den Mund; mechanisch öffnete sie ihn und schlürfte den Trank, indem sie ausdruckslos vor sich hinstarrte. Allmälich gewann jedoch ihr Blick Geist und Leben, das Mädchen betrachtete mit unverkennbarem Erstaunen den Aufenthalt, in welchem sie sich befand, und dann die Personen, so weit sie im Bereiche ihres Auges waren. Sie versuchte das Haupt ein wenig nach der Seite ihres Arztes zu wenden, und eine Frage drängte sich ihr offenbar auf. Ihre Lippen bewegten sich, aber kein Ton drang zwischen ihnen hervor. Der heilkundige Pater sah sie mit einem wohlwollend verweisenden Blick an und legte zum Zeichen, daß sie ihre wenigen Kräfte schonen und schweigen solle, den Finger auf den Mund. Noch einige Zeit blickte die Kranke

ihre unmittelbare Umgebung verwundert an; darauf schloß sie ihre Augen wieder und schlief ein, wie es schien, ermüdet und überwältigt von den neuen Eindrücken, die auf sie einstürmten.

„Gott und alle Heiligen seien gepriesen!“ sagte Pater Raimond; „sie ist gerettet. Aber ihre Natur hat einen furchtbaren Kampf mit den sich ihr aufdrängenden feindlichen Elementen bestanden. Das arme Mädchen hat einen schweren Angriff erlitten; eine tödtliche Erkältung scheint sich mit einer starken Gemüthsbewegung vereinigt zu haben, den Sturm gegen ihr Leben zu unternehmen. Jetzt ist jede Gefahr vorüber, der böse Feind ist vertrieben, und unsere Patientin bedarf nur der Ruhe, um ihre verlorenen Kräfte wieder zu gewinnen. Doch ich halte es nun für meine Schuldigkeit, euch mein Herr, und euch, mein gutes Mädchen, die ihr fast unablässig an diesem Krankenlager gewacht habt, dringend zu ermahnen, euerer eigenen Natur nicht zu viel zuzumuthen, damit nicht, wenn diese Kranke erstanden ist, eines von euch ihren Platz einnehme. Geht, mein Herr, geht, meine gute Fleurette, und gönnet eueren müden Gliedern die Ruhe, welche ihr ihnen so lange versagt habt; ihr möget es unbesorgt um diese thun. Auch ihr, meine Brüder, suchet euer Lager, um neue Kräfte zu sammeln.“

„Ich bin nicht müde, Herr Pater,“ erwiederte der junge Mann, der seinen Platz zu Füßen des Bettes hatte; „da ich, wie ihr wißt, in der vorigen Nacht einige Stunden geschlafen habe. Aber ihr! ihr vergeßt euch

ganz. Legt euch selbst nieder, ihr müßt von der Anstrengung erschöpft sein, mit welcher ihr seit drei Wochen wie ein rettender Engel am Lager dieser Dulderin gestanden habt. Ich bin jung und kräftig und kann solche Mühe leichter ertragen wie ihr."

„Der Himmel gibt mir Kraft meine Schuldigkeit zu thun, und das Bewußtsein erfüllter Pflicht hält mich aufrecht," erwiederte der Pater mit einem milden Lächeln. „Befiehlt uns doch unser Meister, daß wir nicht müde werden sollen, Gutes zu thun."

Die beiden anderen Geistlichen und das junge Mädchen, eine zierliche Gestalt mit einem hübschen Gesichte, hatten dem Geheiße des Paters Raimond Folge geleistet; dieser selbst hatte seinen Platz ebenfalls behauptet, aber nicht lange, so neigte er das Haupt und schlief ein. Der junge Mann saß lange Zeit in trübem Sinne auf einem Stuhle, dann erhob er sich und schaute durch die fast erblindeten Scheiben des Fensters hinaus auf das Meer, dessen rauschende Wogen ihn immer weiter nach Westen trugen. Endlich wandte er sich und betrachtete die Schläferin mit einem Blicke zärtlicher Bekümmerniß. Vielleicht berührt von der Magie dieses Anschauens, schlug diese nach einiger Zeit die Augen auf und starrte den jungen Mann an. Nach einigen Augenblicken, während welcher sie ihre Erinnerung gesammelt zu haben schien, flüsterte sie leise, aber ganz vernehmlich: „Menonville!"

Ein tiefes Erstaunen zeigte sich auf dem Gesichte

des Anderen, als er das Wort, seinen Namen, von diesen Lippen nennen hörte.

„Wie! ihr kennt mich noch, Mademoiselle?“ fragte er hastig. „Ihr wißt sogar meinen Namen. Wie ist das möglich?“

„Wo bin ich?“ fragte die Genesende, welche noch zu sehr mit sich und ihrer Lage beschäftigt schien, um sich auf Beantwortung dieser Fragen einlassen zu können.

„Auf dem Meere seid ihr, im Zwischendecke eines Schiffes,“ erwiederte ihr Gesellschafter.

„Auf dem Meere?“ wiederholte das junge Mädchen und schien das nicht begreifen zu können, denn sie schüttelte leise den Kopf. „Wie komm' ich denn auf das Meer?“

„Wenn ihr es nicht wißt,“ antwortete jener, „wird euch wohl schwerlich Jemand Aufschluß zu geben vermögen. Ihr befindet euch mit einer großen Gesellschaft auf einem Kriegsfahrzeuge, welches nach Canada bestimmt ist. Schon drei Wochen sind wir unterwegs. Ihr freilich wißt nichts davon, da euch ein böses Fieber, das ihr schon mit an Bord gebracht, der Besinnung gänzlich beraubt hatte. Doch Dank dem Himmel und der Kunst dieses würdigen Geistlichen, der während euerer Krankheit fast keinen Augenblick von euerm Lager gewichen ist; ihr seid genesen und zu einem neuen Leben erwacht. Euere Freunde, zu denen ich mich zählen darf, haben in großer Angst um euch geschwebt, doch jetzt ist alle Gefahr beseitigt.“

Das Mädchen hatte diese Worte anscheinend theil-

nahmlos angehört; sie lag in tiefem Sinnen, lebhaft bemüht, sich das Räthsel ihres Aufenthaltes an diesem Orte zu lösen. Der Pater erwachte wieder aus seinem kurzen Schlummer, und da er seine Pflegbefohlene munter fand, griff er nach ihrem Pulse.

„Ihr seid genesen," sagte er; „und habt nur noch die Schwäche zu überwinden, was bei euerer guten Natur schnell geschehen wird. Habt ihr kein Verlangen etwas Nahrung zu euch zu nehmen?"

„Ich fühle einigen Hunger," erwiederte die Patientin mit schon verständlicher Stimme.

„Ein Beweis mehr für euere Herstellung. Ich gehe, um euch eine für euern Zustand passende Speise zu besorgen. Erheitert euch indeß immer im Gespräche mit euerm jungen Freunde, der so viel Sorgfalt und Theilnahme bei euerer Abwartung bewiesen hat. Seht, da kommt auch die gute Fleurette, der ihr ebenfalls Dank für manchen Liebesdienst schuldet."

Mit diesen Worten entfernte sich der Pater.

Eine ziemliche Strecke entfernt von dem Krankenbette des jungen Mädchens, welchem der würdige Jesuit so viel menschenfreundliche Theilnahme bewies, lagerte eine bunte lustige Gesellschaft von etwa fünfzig bis sechszig Personen beiderlei Geschlechts, meistens noch dem jüngeren Lebensalter angehörend. Eine Menge Anderer trieb sich schwatzend auf dem Verdeck umher, so daß die Anzahl sämmtlicher Passagiere wohl über zwei=

hundert Köpfe betragen mochte. Haltung, Kleidung, Benehmen der Leute verrieth sie beim ersten Blicke als die verlorenen Kinder einer großen Stadt; in der That bestand die ehrenwerthe Versammlung aus einem auserlesenen Theil der Bewohnerschaft der Gefängnisse von Paris, Taschendieben, Freudenmädchen, Grisetten, Spielern von Profession und anderen Glücksrittern, Gamins und Taugenichtsen, welche Ludwigs XIV. Regentenweisheit zu Bürgern Neufrankreichs bestimmt hatte. Es herrschte ein ziemlich cordialer Ton in der Gesellschaft; die Damen gingen oder lungerten in bedeutendem Negligee; einige von ihnen musterten ihre Garderobe und besserten daran aus, andere schwatzten und lachten; die Männer thaten meistens gar nichts, als es sich auf dem harten Boden so bequem wie möglich zu machen, oder mit einer der gefälligen Schönen zu kosen, über deren Zugänglichkeit und Mangel an Grausamkeit der Kapitän der Fregatte seinen Offizieren gegenüber so bittere Aeußerungen gethan hatte.

Die größere Zahl dieser unfreiwilligen Emigranten war um einen jungen Mann mit einem gescheidten Gesichte versammelt, auf welchem man deutlich lesen konnte, daß der Eigenthümer desselben ein Schelm war, der es, wie man zu sagen pflegt, faustdick hinter den Ohren hatte. Er lag ungenirt auf dem Boden und lehnte den Kopf an den Busen einer der Schönen, welche auf einer Kiste saß.

„Wie ich euch bereits mittheilte,“ sagte er, „ich war schon zweimal in Amerika und kann euch über

euern künftigen Wohnsitz die besten Aufschlüsse geben. Es ist ein herrliches Land, dieses Neufrankreich. Platz gibt es darin — ihr habt keine Vorstellung davon; ihr mögt so viel Boden in Besitz nehmen, als ihr nur wollt, je mehr, je besser. Ihr könnt ganze Herzogthümer und Grafschaften mit Beschlag belegen; Niemand ist da, der es euch wehrt."

„Aber die Wilden," warf ein Mädchen schüchtern ein.

„O das sind ganz charmante Leute, denen man gewöhnlich schweres Unrecht thut! Diese fälschlich sogenannten Wilden sind gar nicht wild, nur etwas ungenirt in manchen Dingen, wie man das übrigens in Paris ebenso findet. So zum Beispiel haben sie eine merkwürdige Passion für schöne Haare, nämlich für die anderer Leute, und das Einzige, was sie ihren besiegten Feinden abnehmen — erkennt daraus, wie gebildet diese Wilden sind! — ist das Haar. Freilich reißen sie dann im Eifer der Liebhaberei und in der Hitze der Leidenschaft auch die Kopfhaut mit ab. Das Beste in dem Falle ist allerdings, man hält stille, wenn man noch lebt, und gibt seinen Kopfschmuck gutwillig her. Wahr ist es ferner, daß diese gemüthlichen Leute noch einige üble Angewohnheiten an sich haben, von denen sie indessen der Umgang mit so liebenswürdigen und feinen Damen, wie ihr seid, bald befreien wird. Sie vergessen zum Beispiel oft sich zu waschen, und der Verbrauch an Seife ist deshalb für die Größe des Landes und die Zahl seiner Einwohner sehr gering.

Aber es bedarf ja in dieser Rücksicht nur einer leisen Erinnerung, eines zarten Hinweises auf das Waschbecken. Ich selbst habe die Absicht, eine Seifensiederei anzulegen, und ich denke, die Spekulation wird gut sein, wenn die Indianer immer an das Waschen erinnert werden. Ferner treiben diese gern Tauschhandel in einer Weise, wie derselbe auch in Paris viel vorkömmt und gewiß manchen von euch aus eigner Erfahrung bekannt sein dürfte. Sie nehmen gern Schmuck, Hausgeräthe, Waffen und dergleichen an und überlassen dagegen dem anderen Theile das Nachsehen."

Ein frohes Gelächter belohnte diesen Witz. Die Freude solche charmante Leute kennen zu lernen, sprach sich allgemein aus.

„Ihr seht," fuhr der Erzähler fort, „diese Wilden unterscheiden sich gar nicht so wesentlich von uns, die wir der gebildeten Nation angehören. Bis jetzt sind nur ihre Vorzüge noch nicht in's rechte Licht gesetzt worden. Als ich in Montreal lebte, hatte ich einen Sachem der Huronen zum Freund, das ist, was bei uns ein Marquis oder Graf ist. Ihm verdanke ich vieles von meiner Kenntniß des Landes und der Leute. Wir tranken in einem Weinhause bei einem Glase trefflichen Neufundländers Brüderschaft auf Tod und Leben. Der Treffliche hieß Guatelaxelitohiu, das heißt auf französisch: Wonne der Wälder."

„Ein schöner Name," bemerkte eine der Nymphen, die den Fabeleien mit gespannter Aufmerksamkeit zuhörte; „aber schwer zu merken."

„Der treffliche Kavalier theilte mir an jenem unvergeßlichen Abende, wo sein indianisches Herz von Freundschaft, Liebe und Vertrauen überfloß, die Geschichte seiner Liebe und seines Leides mit, die mich noch jetzt, da ich wieder daran denke, fast zu Thränen rührt. Er glühte für die Tochter seines Segamore, das ist der Titel der huronischen Majestät. O es war zu angreifend!“ Und der Schalk bedeckte sich mit einem Tuche das Gesicht, um das Lachen zu verbeißen.

„O erzählt, bitte, bitte, erzählt uns die Geschichte des Grafen Gua —“ riefen drei, vier Stimmen von sehr neugierigen Frauenzimmern.

„Wie gerne, schöne Fleurette, würde ich euere und euerer holden Schwestern Bitte erfüllen,“ antwortete jener mit anscheinend betrübtem Gesichte; „allein es geht nicht; mein indianischer Freund hat mir das Ehrenwort abgenommen, diese höchst interessante Geschichte Niemandem auf der Welt mitzutheilen, und sein Ehrenwort muß man halten.“

„Ach, wie Schade! — Das ist unangenehm. — Ihr seid auch zu gewissenhaft. — Ihr könnt auf die tiefste Verschwiegenheit von unserer Seite rechnen,“ schallte es von hier und dort aus dem Munde der enttäuschten Schönen.

„Doch über der rührenden Geschichte meines würdigen Freundes,“ fuhr der junge scherzhafte Mann fort, „sind wir ganz von der herrlichen Aussicht abgekommen, die sich für euch in der neuen Welt eröffnet. Denkt euch, sobald ihr den Fuß ans Land setzt, wird

euch ein Glück zu Theil, dem die Frauenzimmer in Europa oft Jahre lang vergebens nachstreben; ihr erhaltet nämlich sogleich einen Mann."

Die Dirnen alle erhoben ein Freudengeschrei, einige klatschten vor Vergnügen in die Hände. „Sogleich einen Mann! Das ist ja herrlich!"

„Ja, euer erster Gang in Neufrankreich wird der zum Altare sein. Außer dem Mann bekommt ihr noch Land, schöne Waldung und Wiesen. Und für all' diese großen Wohlthaten, die euch die Gnade des Königs erzeugt, habt ihr weiter nichts zu leisten, als so viel Kinder wie möglich zur Welt zu bringen, damit Neufrankreich bald mit Neufranzosen angefüllt wird. Fünf ist der geringste Satz; wer dem Staate das zehnte Kind schenkt, erhält eine Belohnung von hundert Livres. So ist der Wille des Königs."

„O schweigt, ihr Schalk!" sagte die schöne Lisette, in deren Schooß der Sprecher ruhte, und legte ihm die Hand auf den Mund.

„Wer wird vor anständigen Damen solche Dinge reden?"

„Aber so laßt mich, Lisette," erwiederte der junge Mann, vor Lachen bald erstickend. „Es ist doch die Wahrheit, ihr werdet es bald genug erfahren. Und seht ihr denn, daß die Damen meine Mittheilungen übel aufgenommen haben? Im Gegentheil; sie freuen sich alle und nehmen sich gewiß im Stillen vor, die königliche Gratification zu erlangen."

Ein lustiger Aufruhr erhob sich bei diesen Worten

unter den schon vorhin rebellisch gewordenen Mädchen. Sie fielen den Spötter von allen Seiten an, der sich ihre sanften und scherzhaften Züchtigungen unter stetem Lachen ruhig gefallen ließ.

„Gerade euer Ingrimm beweist mir, daß ich die Wahrheit getroffen habe,“ rief er unter ihren Händen.

„Ach, ihr seid ein zu loser Vogel, Herr Comtois — ihr habt uns zum Besten — es ist kein wahres Wort die ganze Zeit aus euerm Munde hervorgegangen. — Jetzt kömmt die Schellenkappe zum Vorschein.“ Mit solchen und ähnlichen Vorwürfen sah sich der scherzhafte Mann überfluthet.

„Aber erkundigt euch bei euern Liebhabern, den Herren Offizieren und Matrosen; ihr werdet meine Angaben von ihnen bestätigt finden.“

Nachdem sich der Sturm gelegt hatte, sagte Fleurette: „Ist auch kein Wort von dem war, was Herr Comtois erzählt, so hört es sich doch zu hübsch an. Er soll uns deshalb noch etwas erzählen; die Zeit vergeht, und wir unterhalten uns gut dabei. Ueberhaupt muß ich Herrn Comtois offen das Lob ertheilen, worin mir gewiß die übrigen Damen gern beistimmen, daß er neben Herrn Jacquinet unter unseren respektabeln Reisegefährten der liebenswürdigste und galanteste ist. Aber gewiß erzählt er uns nach dieser feierlichen Anerkennung seiner Verdienste noch etwas Hübsches, eine Liebesgeschichte oder so etwas.“

Kaum hatte die Grisette ihre Rede beendigt, so hüpfte mit großer Behendigkeit eine kleine possierliche

Menschengestalt mit einem Höcker auf dem Rücken, einem dicken Kopfe und sehr dünnen Beinchen von einer Kiste herunter, auf welcher sie bisher gehockt hatte, sprang auf Fleuretten zu, faßte ihre Hand und preßte sie an seinen Mund.

„Göttliche Fleurette," stammelte der Bucklige, indem er einen schmachtenden Blick hinaufsandte, denn seine Angebetete überragte ihn allerdings um ein Bedeutendes. „Süßduftende Blume meines Herzens. Durch euer Lob macht ihr mich stolz wie einen König."

„Dem Verdienste seine Krone," erwiederte Fleurette huldvoll herabblickend. „Ich habe nur die Wahrheit gesagt, indem ich euer zartes ritterliches Wesen rühmte."

„Ist er doch auch ein Ritter," erschallte eine Stimme aus dem Hintergrunde; „wenn er nicht Schwert und Lanze führt, so handhabt er dafür Nadel und Scheere."

„Gern würde ich wie stets euerm schmeichelhaftem Begehren willfahren," antwortete Comtois, der seinen Dank für das Kompliment durch eine Bewegung der Hand und ein Neigen des Kopfes ausgedrückt hatte, „aber ich muß bekennen, daß ich für den Augenblick an Geschichten ganz bankrott bin, und daß mir von vielem Schwatzen ohnedies der Mund weh thut. Aber bevor ich ihn schließe, will ich wenigstens noch einen vernünftigen Vorschlag thun. Wie wäre es, wenn die Damen nun uns einmal etwas erzählten?"

„Aber wir wissen nichts — wir sind nicht so gelehrt, wie ihr,“ wahr die mehrstimmige Antwort.

„Ah, das ist eine leere Ausrede! Jeder Mensch gibt einen Ton von sich, wenn die richtige Seite bei ihm berührt wird. Ihr alle wißt doch wenigstens, was ihr erlebt habt. Gut, so erzähle denn jede der Damen, wie sie dazu gekommen ist, eine Bürgerin der neuen Welt zu werden. Es steht ihr natürlich frei, so viele Lügen zu machen, als sie nur Lust hat, doch müssen sie auf alle Fälle geschickt und interessant sein. Ferner soll es denjenigen Damen, welche weder den Muth haben, die Wahrheit zu sagen, noch die Fertigkeit gut zu lügen, gestattet sein, sich einen Stellvertreter unter der Gesellschaft auszuwählen.“

Der Vorschlag fand hauptsächlich bei dem männlichen Theile der Gesellschaft hinlängliche Unterstützung, da man sich vielfachen Spaß versprechen durfte, und die Bedenken und Einwendungen einiger prüden Damen wurden überstimmt. Aber nun wollte wieder keine den Anfang machen.

„Gut! Die Schönste fängt an,“ rief Comtois lachend.

Sogleich erhoben sich vier, fünf Stimmen zu gleicher Zeit. „Es ist wahr, ihr seid alle fünf die Schönsten neben einander, aber das will sich nicht gut machen, daß ihr zugleich mit einander erzählt. Es wäre des Guten zu viel auf einmal. So denke ich denn, ohne übrigens durch meinen Vorschlag eine Reihenfolge in den Reizen der Damen feststellen zu wollen, woran

selbst Paris scheitern würde, die sehr schöne Lisette fängt an uns zu erzählen, warum sie sich hier befindet; dann wird die reizende Fleurette uns interessante Mittheilungen machen; darauf folgt die holde Marianne, nach ihr kommt die liebenswürdige Dorine und so die Blumenkette durch."

Nach einem schwachen Sträuben, welches die Gesellschaft ohne Mühe überwand, begann die „sehr schöne" Lisette, welche sich innerlich über die ihr widerfahrene Ehre äußerst geschmeichelt fühlte: „Meine Geschichte ist freilich nicht so interessant, wie diejenigen, welche Herr Comtois erzählt, aber sie wird euch wenigstens einen neuen Beleg für den Spruch geben, daß Undank der Welt Lohn ist, und daß wahres Verdienst immer verkannt wird. Unsere ehrenwerthe Familie, welche aus der Mutter und fünf erwachsenen Kindern, drei Brüdern und zwei Schwestern bestand, von denen ich die Ehre habe, das jüngste zu sein, hatte es sich zur hohen Aufgabe gestellt, die Welt klüger und besser zu machen, die wir auf diese Weise zu lösen suchten, daß wir leichtsinnigen jungen Leuten, die ihr vieles Geld nur verdarb, davon halfen und sie sonach zur Ordnung und Arbeitsamkeit nöthigten, verliebten alten Gecken Denkzettel anhängten, daß ihnen im Leben kein unrechter Gedanke wieder ankam und manchem Narren die eigene Schellenkappe zu schütteln, daß ihm die Ohren sein Lebenlang gellten. Im Anfange des Jahres machte ich die Bekanntschaft eines alten Herrn, der mir öfters die Ehre seines Besuches schenkte; er war mir mit seinem

affektirten läppischen Wesen, wodurch er mich vermuthlich über sein Alter täuschen wollte, sehr zuwider, aber ich duldete ihn auf Zureden meiner Mutter, die sich Gott weiß welche Vortheile von dieser Bekanntschaft versprach. Eines Abends kam er spät in sehr aufgeregtem Zustande; er war äußerst aufgeräumt und erzählte mir mit stammelnder Zunge, daß er bei einer großen Festlichkeit zugegen gewesen, tüchtig getrunken, was ich beim ersten Blicke schon gemerkt, und eine hohe Summe im Spiele gewonnen habe. In mir keimte schnell der Gedanke, den widerwärtigen Menschen abzuschütteln und ihm zugleich eine tüchtige Lektion zu geben, da die Gelegenheit zu günstig war. Wir beabsichtigen, am nächsten Tage unsere Wohnung zu verlassen; meine Mutter und einer meiner Brüder waren auf einer kleinen Geschäftsreise abwesend. —"

„Gewiß mietheten sie eine neue Wohnung für die Familie in dem schönen großen Hotel, das böse Zungen Zuchthaus nennen," unterbrach sie Comtois lachend.

„Spötter!" sagte Lisette und gab ihm einen Klaps.

„Damit ich es kurz mache; wir stießen den Herrn Parlamentsrath, denn diese Stellung nahm mein Anbeter ein, ohne dasjenige Kleidungsstück, in dessen Taschen die Männer ihre gefüllten Börsen zu tragen pflegen, auf die Straße; ich selbst leerte, um seine unzeitige Gluth zu löschen, ein Gefäß mit Feuchtigkeit über seinen Kopf. Dies Letztere war das einfältigste, was ich thun konnte und gereichte uns zum schweren Verderben. Durch den Schreck oder die Abkühlung seiner

Kopfnerven war mein Sansculotte nüchtern geworden; unglücklicher Weise war eine Schaarwache auf ihn gestoßen, deren Anführer er sein Abenteuer berichtete. Wir glücklichen Unglücklichen saßen aber bei dem angenehmen Geschäfte, die Goldstücke des, wie wir meinten, geprellten Fuchses zu zählen, als er mit den Polizeisoldaten eintrat, uns die goldene Beute wieder abjagte und seine Rache an uns armen Leuten sättigte. Wir wurden festgesetzt, wie so mancher edle unschuldige Dulder, und ich verließ den Kerker nur, um an Bord dieses Schiffes zu kommen, welches mich einer neuen und wie ich hoffen will, angenehmen Zukunft entgegenträgt."

„Aber was ist denn aus euerm Bruder geworden?" fragte Jemand.

„Mein Bruder?" sagte Lisette. „Nun, wenn er nicht gestorben ist, wird er sich sicher wohl befinden; ein gutes Gewissen stärkt uns ja in allen Lagen des Lebens."

„Im Namen des männlichen Theiles der Gesellschaft," nahm Comtois das Wort; „sage ich der schönen Lisette unseren ergebensten Dank für das anmuthige Abenteuer, das sie uns aufgetischt hat, und fordere nun die reizende Fleurette auf, dem schönen Beispiele zu folgen, welches ihre Freundin uns gegeben hat."

„Fleurette ist nicht hier," bemerkte eines der Mädchen.

„Nun, das ist aber doch sonderbar, daß sie gerade jetzt die Gesellschaft verläßt, wo diese vollgültigen Anspruch auf sie machen darf," beklagte sich Eine.

„Gewiß steckt sie einmal wieder bei der Kranken dort im Winkel," sagte eine Andere. „Sie kann gar nicht von ihr lassen."

„Saget lieber von i h m," höhnte eine Dritte; „denn ich denke, der junge Herr bei der Kranken zieht sie mehr an wie diese selbst."

„Sie soll wieder auf dem Wege der Besserung sein, sagte Pater Bernard vorhin; da werden wir ja wohl nächstens die geheimnißvolle Schöne sehen. — Aber Unrecht ist es von Fleuretten, daß sie die Gesellschaft so rücksichtslos behandelt."

„Aber meine himmlisch schönen Damen," rief der kleine buckelige Schneider. „Ihr thut der scharmanten Fleurette großes Unrecht an; sie hatte den unabweisbaren Drang sich zu entfernen, allein bevor sie ging, hatte sie die Güte, mich zu ihrem Stellvertreter zu ernennen, wie ihr dies nach den getroffenen Bestimmungen gestattet ist. So ehrenvoll für mich dieser Auftrag ist, so verhehle ich mir keineswegs, daß die respektable Gesellschaft bei dem Kaufe freilich verlieren wird; allein ich denke, eine mittelmäßige Unterhaltung ist besser wie gar keine, und in dieser tröstlichen Voraussetzung werde ich euch etwas aus meinem Leben mittheilen."

„Herr Jacquinet erzählt — stille! — Das ist schön! — O wie bin ich gespannt!" so schallte es hier und dort.

„Reizende Damen, hochachtbare Herren," begann angefeuert von diesen schmeichelhaften Zurufen, der Kleine, der sich aus natürlichem Instinkt einen hohen Platz auf

einer riesenhaften Tonne erobert und jetzt seine Beinchen mit genialer Nonchalance baumeln ließ. „Ihr seht in mir einen jener kühnen Geister ohne unbescheiden zu reden, wie sie die Natur erschaffen hat, um das angefangene Werk der Schöpfung fortzusetzen und zu vollenden. Sobald ich zur Erkenntniß meiner erhabenen Bestimmung auf Erden kam, da ward mir auch durch einen Blitz göttlicher Erleuchtung klar, wie ich dieselbe erfüllen sollte; ich wurde ein Kleiderkünstler. Unzählige Philosophen haben nachzuweisen versucht, wie weise in jeder Hinsicht die Organisation unseres Körpers sich zeige, wie derselbe als ein vollkommener Diener unserer geistigen Willensregungen aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen sei; aber dennoch haben sie einen Mangel übersehen, das ist der der Kleidung. Wir können nicht nackt gehen; Klima und Scham verbieten das mit gleicher Entschiedenheit. Dieser Mangel ist jedoch in meinen Augen ein Beweis der höchsten Weisheit. Der Schöpfer gab uns Hände, er gab uns ein Hirn, er gab uns das Schamgefühl und den Sinn für das Schöne. Er ließ dem Genie und der Geschicklichkeit des Menschen ein weites Feld übrig, auf dem er wirken und streben könne. Eifrig bemüht, meinem Berufe zu genügen, glücklich, mein Streben anerkannt zu sehen, lebte ich Jahre lang in Paris, dem Sitze geistiger Bildung und schneiderlicher Vermenschlichung. Eines Tages, es war ein wichtiger Tag in meinem Leben, und wie ich mir schmeichle, in der Geschichte der Völkerkultur, fiel mir ein Buch in die Hand, welches von den

hochwürdigen Vätern der Gesellschaft Jesu veröffentlicht worden war. Es enthielt eine Beschreibung von Neufrankreich, von ihrer apostolischen Thätigkeit unter den Eingeborenen des Landes. Daraus erfuhr ich denn, daß es viele Tausende französischer Bürger gäbe, welche der Wohlthat eleganter Röcke und Beinkleider entbehrten. Ich hatte fernerhin keine Ruhe bei Tage und Nacht; es war ein gewaltiger unwiderstehlicher Ruf des Himmels an mich ergangen: Mache dich auf, Phoebus Jacquinet, und verkünde den armen unwissenden Leuten die frohe Botschaft von den Moden zu Paris und wie sich die frommen Jesuiten um ihr Seelenheil mühen, so kümmere du dich um ihr Körperheil!"

Schon seit einiger Zeit war vom oberen Theile des Schiffes ein verworrenes Geräusch vernehmbar gewesen, aber Niemand von der Gesellschaft hatte darauf geachtet, da man von Lisettens und Jacquinets Vorträgen zu sehr in Anspruch genommen war. In diesem Augenblicke stürzte Fleurette wie wahnsinnig herbei und keuchte athemlos: „Revolte! Peitschenhiebe! Kanonen!" Herr Jacquinet verstummte bei diesen Worten, welche einen so furchtbaren Gegensatz zu seiner friedlichen Erzählung bildeten; Männer und Frauen drängten sich mit Ausrufen der Neugier, der Spannung und Aufregung um Diejenige, welche sie ausgesprochen.

„Was gibt es Fleurette, sprecht ins Teufels Namen! — Revolte! Kanonen! — Laßt sie nur erst zu Athem kommen," rief Dies und Jenes.

„Uns droht Schreckliches, ihr Mädchen," sagte

Fleurette schwer aufathmend. „Der Kapitän will uns einsperren lassen; ja denkt euch, der Wütherich sinnt darauf, Damen mit Peitschenhieben zu regaliren.“

„Was! Einsperren! Peitschenhiebe!“ erhob sich ein verwirrtes Geschrei. „Das ist schändlich! Revolte! Bewaffnet euch! Widersetzt euch!“

„Der ritterliche Sinn unserer Freunde unter der Schiffsmannschaft ist empört darüber, und es ist zu Excessen, zur Revolte gekommen. Auch wir dürfen solche Schmach nicht leiden. Ich hege das feste Vertrauen in unsere männliche Reisegesellschaft, daß sie sich mit den tapferen Seeleuten vereinigen und die Ehre ihrer Damen nöthigenfalls mit ihrem Blute vertheidigen wird.“

Ein entsetzliches Geschrei erhob sich, das aber vorzugsweise aus weiblichen Kehlen stammte, und einige gefürchtete Waffen, wie Pantoffeln, Besen und dergleichen, wurden geschwungen.

„Das fehlte noch,“ flüsterte Comtois einem Anderen ins Ohr, während er sich aus dem Knäuel des Aufruhrs herausarbeitete; „daß wir uns um der Dirnen willen der Rache des Kapitäns aussetzten, der volle Gewalt über uns hat und ein ganz freundlicher Mann ist. Laßt sie nur gehen; es gibt einen Hauptspaß, wenn die Dämchen über die Kanone gelegt werden, die beste Unterhaltung, die sie uns Unbetheiligten gewähren können; wir brauchen uns nicht einmal zu bedanken.“

„Wo ist Herr Jacquinet?“ fragten mehrere weibliche Stimmen.

Comtois sah den Fuß des gesuchten Helden aus einer umgestürzten Kiste hervorragen, in welche sich der Kleine bei Beginn des Sturmes höchst eilfertig von seinem Fasse retirirt hatte. Comtois zog ihn am Fuße heraus und rief: „Hier ist Herr Jacquinet, meine Damen, empfangt aus meiner Hand euern Anführer, der in stiller Zurückgezogenheit bereits den Angriffsplan überlegt hat.“

Herr Jacquinet fühlte sich in die Höhe gehoben, man drückte ihm einen Besenstiel in die Hand, und ein kummervoller Seufzer, der aus seiner Brust aufstieg, verhallte unter dem kriegerischen Geschrei der aufrührerischen Schönen.

Fleurette wurde in ihrer aufreizenden Ansprache unterbrochen; sie fühlte sich berührt und als sie sich umwandte, stand Pater Raimond mit einem strengen Gesichte vor ihr. Er zog sie beiseite und sprach leise, aber nachdrücklich zu ihr. Dann wies er nach dem Winkel des Zwischendeckes, wo die Kranke ihren Aufenthalt hatte, und Fleurette zog sich mit einem sehr demüthigen und zerknirschten Gesichte dahin zurück. Der Pater wandte sich darauf zu der rebellischen Menge.

„Hört mich, ihr Leute,“ rief er laut. „Wollt ihr die schwere Schuld, die ihr durch euere Unzucht auf euch geladen habt, noch durch Widersetzlichkeit gegen euere Obrigkeit vergrößern? Hütet euch wohl, die Strafe würde schrecklich ausfallen. Aber ihr ladet auch noch einen Mord auf euere Seelen, indem die Kranke, welche

unfern von hier liegt, vor Schrecken über euer unseliges Beginnen den Geist aufgeben wird."

„Was geht uns die Kranke an?" riefen einige kreischende Stimmen. „Wer heißt sie so apart thun und krank sein? Ich glaube, sie stellt sich nur so, das einfältige Ding, aus purem Hochmuth, um nicht mit anderen ehrlichen Leuten zusammen kommen zu müssen! Dieses vornehme Dämchen ist mir schon längst zuwider gewesen."

„Nein, meine verehrten Damen," rief Jacquinet in heller Verzweiflung, denn er hatte schon einige entschiedene, aber erfolglose Versuche gemacht, wiederum den Boden und ein sicheres Versteck zu erreichen; „ich kann es bezeugen; der Herr Pater hat vollkommen recht; die junge Dame ist lebensgefährlich krank und wird sicher sterben, wenn ihr euch nicht zur Ruhe begebt. O meine holden Schönen, laßt die natürliche Milde in euern Herzen wieder die Oberhand gewinnen. Ich bin überzeugt, das Ganze ist nur ein Mißverständniß. Wie könnte ein Ritter wie der Herr Kapitän Damen wie euch durchprügeln lassen wollen."

„Die Augen wollen wir ihm auskratzen!" kreischten einige Furien und setzten sich nach der Treppe, welche zum Verdecke führte, in Bewegung. Jacquinet, immer getragen, rückte mit vorwärts, aber er hatte sein Haupt gesenkt und das Besenholz längst wieder fallen lassen.

Plötzlich erschien Comtois von der Treppe her mit verstörtem Gesichte und ängstlichen Geberden, die aber

keineswegs sein inneres Vergnügen an dem ganzen lustigen Handel verbergen konnten. „Was wollt ihr beginnen?“ rief er. „Ihr rennt in euer Verderben. Oben ist alles wieder ruhig; euere Freunde haben kapitulirt und euch der Ungnade des Kapitäns preisgegeben. Eine Kanone ist gleich bei der Treppe aufgepflanzt, um jeden niederzuschmettern, der in feindlicher Absicht heraufsteigt, Ich will euch einen guten Rath geben. Wählet drei oder vier von euch aus, laßt sie Gnade rufend hinaufgehen, einen Fußfall vor dem gestrengen Herrn Kapitän thun, und Pater Peccavi sagen, das heißt: wir haben schwer gesündigt; wir wollen es aber nicht wieder thun, so lange wir am Bord sind. Vielleicht ist dieser Mann des Friedens so gütig und geleitet euch.“

Pater Raimond, auf den er dabei wies, machte mit finsterem Gesichte eine abwehrende Bewegung.

Die schönen Damen, welche sich von ihren Vertheidigern auf dem Decke und von ihrer männlichen Reisegesellschaft in Stich gelassen sahen, erkannten diesen Rath als den besten unter den gegebenen Umständen und schritten zu seiner Ausführung. Lisette, Dorine und Marianne gingen nach einer ziemlich lange währenden Debatte mit demüthigen reuigen Gesichtern, von einem ernsten Blick des Jesuiten verfolgt, nach der Treppe, welche auf das Verdeck führte; Segens- und Glückwünsche geleiteten sie. Nach ihrem Weggange trat eine Stille ein, welche merklich gegen den Tumult von vorhin abstach.

Nach etwa zehn Minuten kehrten die drei Depu-

tirten, mit zwar etwas verweinten Augen, aber freudigen Gesichtern zurück. „O der Herr Kapitän ist ein guter Mann! Er hat den Bitten und der Verwendung seiner Herren Offiziere nachgegeben und uns alle Strafe erlassen. Wir erhalten keine Prügel und werden auch nicht eingesperrt."

Ein Freudengeschrei erhob sich, und der vorhin arg geschmähte Kapitän ward mit den schmeichelhaftesten Lobpreisungen aus manchem schönen Munde überhäuft. Lisette theilte der einen und der anderen Freundin ins Ohr flüsternd mit, der Herr Lieutenant d'Orguevill habe ihr auf gleiche Weise die Eröffnung gemacht und den Auftrag an die Uebrigen ertheilt: sie möchten sich nur beruhigen. Wenn er und seine Freunde den Damen auch nicht mehr bei Tage den Hof machen könnten, um die Herren Patres nicht zu reizen, die den ganzen Lärm verursacht hätten, so würde sich in der verschwiegenen Nacht doch manche schöne Gelegenheit finden, kleine Intriguen und Liebesgeschichten abzuspinnen, wenn die frommen Herren in ihrer Hängematte lägen. Die Damen zeigten sich von dieser Erklärung sehr befriedigt und die alte Ruhe trat wieder ein, wenn man anders ein Durcheinanderplappern von hundert und mehr wohlgeübter Weiberstimmen mit diesem Namen bezeichnen darf.

Der Jesuit schien nicht gleicher Weise von dem Erfolge der Sendung erbaut. Mit umwölkter Stirn murmelte er, sich zurückziehend: „Das ist die Genugthu-

ung, die ihr der Religion und Kirche gewährt, Herr Kapitän? Wir werden uns den Fall merken."

2.

Ein unverhofftes Wiederfinden.

„Auf einem Verbrecherschiffe unter Dieben und Dirnen!" stöhnte Gabriele, denn sie war es, welche in jähem Sturze von der Nähe des Thrones bis zu dieser Erniedrigung gelangt war, und barg das Gesicht in ihren Händen. „Meine Feinde haben es sehr schlimm mit mir gemeint."

„Mademoiselle," sagte Menonville, der mit der Wiedergenesenen allein saß und ihr die verlangte Aufklärung über ihren Aufenthalt und das Ziel der Meerfahrt gegeben hatte. „Ich weiß nicht, wer euere Feinde sind, und wessen sie euch anklagen, aber das weiß ich, daß ihr sicher die einzig Unschuldige hier seid, die wie ein Engel vom Himmel herabgestiegen ist in diesen mit Laster und Elend gefüllten Schiffsraum, um uns durch euern Anblick in unserem tiefen Jammer zu erquicken."

„O glaubt das nicht," erwiederte Gabriele traurig; „ich bin nicht unschuldig; ich habe im Gegentheile schwer gefrevelt, und die Strafe, welche der Himmel über mich verhängt hat, ist zwar hart, aber nicht ungerecht; ich darf nicht murren. Oder haltet ihr es nicht für ein schweres Verbrechen, wenn man am heiligen

Geiste sündigt? Wenn man sein Leben dem Hohen und Edeln geweiht hatte und wieder herabsinkt zur Eitelkeit und Gemeinheit? Wenn man der Wahrheit und Rechtschaffenheit zugeschworen und doch wieder zur Lüge und Arglist abfiel? Das Alles habe ich gethan, und erleide nun die gerechte Züchtigung."

„Ich verstehe euch nicht ganz, aber es kömmt mir vor als peinigtet ihr euch selbst. Wir Menschen sind alle schwach und gebrechlicher Art; wer sollte sich ganz frei von Sünde und Thorheit fühlen? Aber wir wissen ja, daß uns ein gütiger und barmherziger Gott im Himmel lebt, dessen Vergebung so leicht zu erlangen ist. Wendet euch an Ihn und quälet euch nicht durch Rückerinnerung an Dinge, die nicht zu ändern sind und bei denen euere Schuld sicher nicht so groß ist, als ihr euch denkt."

Gabriele schüttelte trübe den Kopf und murmelte: „Ach, ihr wißt nicht, wie sehr ich abgefallen bin! Ich habe die Achtung vor mir selbst verloren."

„O redet nicht so!" erwiederte Menonville erschrocken. „Was ihr auch Arges und Schlimmes verbrochen haben möget, das Alles schwindet vor dem Guten, das ihr an mir gethan. Ihr habt eine Seele von Verderben und Verzweiflung gerettet; ihr habt mich mir selbst wieder gegeben, der ich mich aufgegeben hatte. Seht dieses Denkzeichen an die heilige Stunde, in welcher ihr mich mit der Waffe niederschluget und mit Worten christlicher Liebe erhobet. Ich werde dieses Goldstück auf meinem Herzen tragen, so lange ich lebe; und

ich wünschte, daß der Anblick desselben in diesem Augenblicke und die Erinnerung an ein gutes Werk so tröstend und heilsam auf euch einwirkte, wie auf mich zu jeder Zeit." Der junge Mann barg das Goldstück, welches Gabriele ihm, dem jungen schönen Räuber, einst gegeben, und das er eingehenkelt an einer Schnur trug, wieder auf der Brust.

„Ich bin euch sehr verbunden für euern guten Willen," sagte Gabriele, welche ihre Liebesgabe mit einem schwermüthigem Blicke betrachtet hatte. „Aber wie soll ich Trost und Erhebung aus der Erinnerung an jene Begebenheit schöpfen? Sie erhöht noch meine Pein. Damals war ich noch rein und unschuldig; ich hatte zwar manchen Irrthum, manchen Fehlgriff begangen, aber sie waren aus einem Herzen hervorgegangen, das heiß für Wahrheit und Tugend schlug; mein Geist war eben noch nicht zur rechten Erkenntniß angehalten worden. Damals als wir in der Nähe von Paris zusammentrafen, war ich auf dem Wege zu meinem Glücke. Ich kam in ein Haus, wo Liebe, Tugend und Unschuld walteten; ich lebte mit einem tugendhaften weisen Manne, der mich bildete und für alles Edle, Gute und Schöne zu begeistern suchte — ach, ich habe alle Erwartungen schmählich betrogen; ich habe der Ehre und Wahrheit vergessen und bin eine Lügnerin und Heuchlerin geworden. Wehe mir!"

Menonville gerieth durch diese leidenschaftliche und rücksichtslose Selbstanklage Gabrielens in große Verlegenheit. „Faßt euch, Mademoiselle," sagte er flehend.

„Mein Gott, was fange ich an, um euern Geist von diesen traurigen Betrachtungen abzuziehen? Der würdige Pater hat zwar die Krankheit eueres Leibes geheilt, über die Krankheit der Seele hat seine Kunst nichts vermocht. Sollte es euch eine Erleichterung gewähren, euer Vertrauen einem Manne zu schenken, dessen Leben hinfort euch gewidmet sein wird, der Rechtschaffenheit genug besitzt, um dasselbe zu verdienen und genug trübe Erfahrungen gemacht hat, um nicht hin und wiederum ein gutes Wort sagen zu können?"

Gabriele schüttelte den Kopf. „Erlaßt mir das; ich muß mein Leid für mich tragen. Gern erkenne ich euere Freundlichkeit an, welche mit dem kleinen Dienste, den ich euch erzeugt, in keinem Verhältnisse steht. Welches Vergnügen kann es euch gewähren, welchen Nutzen mir, ein Leben voll Leichtsinn und Irrthum kennen zu lernen wie das meine ist? Laßt mich die schwere Schuld, welche ich auf mich geladen, allein und schweigend abbüßen."

Wie sehr schmerzten den theilnehmenden Menonville solche Worte! Ihm war Alles daran gelegen, die Seele dieses Mädchens, die einst wie ein Engel des Lichts auf seinen dunkeln Lebensweg getreten war, von den niederdrückenden Fesseln schwarzen Trübsinns zu befreien; und so ließ er denn nicht ab in seinem Bemühen, sie zu zerstreuen, zu erheitern, zu trösten.

„Fern sei es von mir," sagte er nach einer Pause, „mich in euer Vertrauen eindrängen zu wollen. Meinem Vorschlage lag die beste Absicht zu Grunde. Aber

eine Frage müßt ihr mir doch erlauben; rechnet sie der Neugierde, der Eitelkeit zu, oder welchem Gefühle ihr wollt. Wie kömmt es, daß ihr mich nach jener flüchtigen Begegnung sofort wieder erkanntet, ja daß ihr sogar meinen Namen wißt? Daß euer Bild in meine Erinnerung gegraben war, ist zu natürlich. Wie hätte ich jemals die Züge meiner hochherzigen Retterin vergessen sollen?"

Ein schwaches Roth stieg in Gabrielens blasse Wangen, und sie erwiederte stockend: „Ich kannte euch schon früher, wenigstens dem Namen nach; überdieß habt ihr große Aehnlichkeit mit einem meiner Verwandten. Daher erklärt sich wohl dieser für euch auffällige Umstand."

Menonville betrachtete sie einen Augenblick forschend und sagte dann: „Ich kann nur mein Schicksal beklagen, welches mir das Glück euerer Bekanntschaft nicht früher zu Theil werden ließ; manches Unglück würde mich nicht betroffen haben, manche Thorheit würde nicht geschehen sein. Aber das schlägt mit in das Kapitel meines alten stetigen Unglücks, meiner Prädestination zum Mißgeschick. Ich darf mich aber gar nicht beklagen," setzte er mit einem ironischen Lächeln hinzu, „denn es ist mir gleich beim Beginne meines Lebens prophezeih't worden, wie es mir ergehen würde: Stets Unglück zu tragen bis zu einem gewissen Punkt, dann aber, als Ausgleichung, Gemahl einer Königin zu werden. Ist das nicht zum Todtlachen?"

„Einer Königin! Wirklich!“ Wiederholte Gabriele mit ungewohnter Lebhaftigkeit.

„Vielleicht gewährt es euch eine kleine Unterhaltung,“ sagte Menonville, erfreut ein Zeichen wiedererwachter Theilnahme für menschliche Dinge bei dem Mädchen zu entdecken, welches er unheilbarer Apathie fast verfallen glaubte, „aus dem Leben dieses zukünftigen Gemahles einer Königin einige Fragmente zu hören. Außer der Unterhaltung hat vielleicht die Sache noch einen anderen Vortheil für euch; ihr werdet nämlich finden, wenn ihr euer Leben mit demjenigen anderer Menschen vergleicht, daß ihr im Gegensatz zu euern schwermüthigen Selbstanklagen eine Taube unter Raben ein Lamm unter Wölfen seid.“

Ein schwaches Lächeln stieg in Gabrielens Gesicht auf, und ermuthigt durch dessen Erscheinen begann Menonville: „Jener Lehrsatz der Hugenotten, nach welchem ein Theil der sündhaften Menschheit unwiderruflich zu Unglück, Verderben und Verdammniß bestimmt ist, gewinnt in den Augen des aufmerksamen Beobachters menschlicher Dinge einige Achtung, wenn er sieht, daß in der That ein Theil der Erdenbewohner nur zu dem Zwecke vorhanden zu sein scheint, um dem andern Theil den Antheil Unglücks, welcher wie der des Glücks auf jeden Einzelnen kommen sollte, abzunehmen und ihm dafür seine Portion Freude und Vergnügen abzutreten. Freilich treiben die strengen und hartköpfigen Anhänger jener Sekte die Sache bis aufs äußerste, bis in die letzten Consequenzen und verpflanzen diesen irdi=

schen ungerechten Zustand von diesem Jammerthale hienieden sogar in die Gefilde des Paradieses, indem sie die recht bescheidene Annahme hegen, daß sie selbst die von der Weisheit und Barmherzigkeit Gottes bestimmten Glückspilze und Seligkeitsbeflissene seien. Bis auf diese Annahme, zu der ich meinen gebrechlichen und sündhaften Sinn durchaus nicht erheben kann, bin ich gar nicht abgeneigt, jenem Lehrsatze unter gewissen Einschränkungen zu huldigen, wozu mich meine eigenen Lebenserfahrungen hingeführt haben. Mir selbst nämlich kam es oft so vor, als sei ich einer jener Unglücksvögel, dem das Mißgeschick von drei anderen Theilen seinem eigenen zugelegt worden, während sein bisheriger Antheil am Glücke und an den Freuden dieser Welt Gott weiß wem zugefallen war. Ihr möget das schon daraus schließen, daß ich, unter Verhältnissen geboren, welche mir unter allen Umständen eine glänzende Laufbahn zu gewähren schienen, mich auf einem Deportationsschiffe befinde. Um nicht mißverstanden zu werden, muß ich allerdings von vornherein bemerken, daß ich die großartige Thorheit, welche ich bewiesen habe, mit zu meinem Unglücke rechne. Und ist sie dies in der That nicht auch? Man sagt zwar: Die Dummen haben Glück; aber ich war nicht so glücklich, zu dieser Art Einfaltspinsel, denen das beschieden ist, zu gehören.

„Ihr verriethet vorhin Bekanntschaft mit meinen Verhältnissen," fuhr der Erzähler mit einer Anwandelung von Befangenheit fort; „ich weiß nicht, wie weit sich dieselbe erstreckt und muß demnach um Entschuldi-

gung bitten, wenn ich euch Dinge erzähle, die ihre Unwichtigkeit nicht einmal durch den Reiz der Neuheit aufwiegen können. Mein Vater, der Graf von Menonville, starb zu Folge von Wunden und Anstrengungen, welche er in dem Kriege König Ludwigs gegen die Niederlande vor zwanzig Jahren erduldet hatte und hinterließ mich als eine elternlose Waise, da meine Mutter meine Geburt nur einen Tag überlebt hatte; ein entfernter Oheim wurde mein Vormund. Ich werde euch nicht durch Aufzählung meiner Jugendstreiche langweilen, aber schon damals zeigte sich im Kleinen, welch' ein Unglücksvogel ich war. Beging ich etwas, so ward ich stets erwischt; unzählige Beulen, Narben, ein Arm- und Beinbruch gaben ein beredtes Zeugniß von meinem prädestinirten Mißgeschicke. Als ich das gehörige Alter erreicht hatte, schickte mich mein Oheim nach Paris, damit ich auf der dortigen Rechtsschule den Studien obliegen solle. Da unsere Familie wegen einiger Güter in Prozeß lag, war es sehr wünschenswerth, daß ich selbst Jurist würde, um auf diese Weise desto entschiedener in den Handel eingreifen zu können. Meinem Unglücke gemäß lernte ich in Paris mehrere junge Edelleute kennen, die ebenfalls der Studien wegen nach der Hauptstadt geschickt worden waren, und die allerdings sich mancherlei Kenntnisse daselbst erwarben, nur nicht in den gewünschten Fächern. Sie hatten gelernt, ein schwelgerisches nichtsnutziges Leben zu führen, ihr Vermögen mit Anstand durchzubringen und Schulden zu machen, und sie gaben sich die größte Mühe, mich in

diesen nobeln Künsten zu unterrichten, was ihnen nur zu schnell gelang, da meine prädestinirte Unglücksthorheit sie vortrefflich dabei unterstützte. Ich erneuete meine Bekanntschaft mit einem jungen Marquis, der mit mir aus derselben Gegend stammte und mit welchem ich schon in der Provinz zusammen gewesen war. Er hatte schon ein halbes Jahr in Paris gelebt und bewunderungswürdige Fortschritte in den obenerwähnten adeligen Fertigkeiten gemacht, so daß er schon für ziemlich ruinirt in seinen Verhältnissen galt. Wir wurden intime und unzertrennliche Freunde, und er zog mich in den Strudel des Lebens hinein, dessen Gewalt sich zu entwinden selbst einem Glücklichern, als ich war, schwer geworden wäre. Nur zu oft überkam mich mitten in den Wogen geräuschvoller Lust ein schmerzlicher Gedanke an mein verfehltes Leben; ein erkältendes Gefühl, daß ich rettungslos einem Abgrunde zutaumelte, aber ich hatte nicht die Kraft, den Versuchungen von Seiten meines Freundes zu widerstehen, der eine dämonische Gewalt über mich ausübte. So war ich bei aller Lust, welche ich genoß, ein elender Mensch. Meine Entartung mußte endlich meinem Oheime und Vormunde zu Ohren kommen, da er Freunde und Verbindungen genug in Paris hatte, um mich beobachten zu lassen; es mochten wohl auch von Seiten meiner Gläubiger Anfragen, Erkundigungen und andere Zeichen gemüthlicher Theilnahme an meinen Verhältnissen und Schicksalen bei ihm eingegangen seien. Der redliche Mann warnte mich treu und väterlich oft und öfter;

mein frivoler Freund Charles zerstörte durch seine Witzeleien stets wieder den Eindruck, welchen diese Mahnungen bei mir gemacht hatten. Endlich geschah, was keiner von uns erwartet hatte. Mein Oheim sagte sich von mir los, gab seine Vormundschaft auf, da ich unterdeß majorenn geworden war, und heirathete, um, wo möglich, selbst noch einen würdigeren Erben für sein Vermögen zu erzielen. Meine Schulden verschlangen mein Vermögen, da ich in die Hände der nichtswürdigsten Wucherer gefallen war; und es blieb noch ein guter Theil derselben unbezahlt. Alle meine Versuche bei Freunden und Verwandten schlugen fehl; man wies mich mit Gleichgültigkeit, mit Hohn ab, man kannte mich nicht, ja einige, die mir mein Vermögen durchzubringen geholfen hatten, erfrechten sich mir Vorwürfe wegen meines Leichtsinnes zu machen. Ein Verwandter, ein alter reicher Priester, behandelte mich am schmählichsten, und ich schöpfte damals einen tiefen Haß gegen alle Glieder seines Standes. Verzweifelt begab ich mich auf die Kunde von dieser Kathastrophe in die Provinz zu meinem Oheime, um ihm Besserung zu geloben und seine Verzeihung zu gewinnen; mein Freund begleitete mich auch auf diesem Wege wie mein böser Engel. Meine Versuche, vor das Antlitz meines erzürnten Verwandten zu kommen, waren vergeblich, er ließ uns beharrlich abweisen. Wir sahen uns endlich genöthigt, den Rückweg nach Paris zu Fuß anzutreten, da unser Geldvorrath fast ganz geschwunden war. Unsere Stimmung war die miserabelste und verzweifeltste, die ihr euch den=

ken könnt. Abgerissen und hungerig langten wir in der Nähe der Hauptstadt an, ohne andere Aussicht als die verzweifelte, uns nothgedrungen in einen Orden begeben zu müssen, der mit ehrlichen Leuten nur in unangenehme Berührung kommt. Während wir in dem Gehölze an der Landstraße an jenem Bächlein ruhten, um unsere ermüdeten Glieder zu erholen, über unsere versumpfte Lage nachzusinnen, denn ich brauche nicht zu erwähnen, daß Charles in der Zeit unserer Bekanntschaft von meinem Vermögen gelebt hatte und also auch mit mir litt, und Pläne für die Zukunft zu schmieden, hörten wir ein Fuhrwerk herankommen und unfern von unserem Verstecke halten. Es war euer Wagen. Mein Freund beredete mich, das erste Probestück künftiger Ordensobliegenheiten zu machen, und wir begingen eine That, die, so schmählich sie war, dennoch eine glückliche Wendung in meinem Leben herbeigeführt. Das Weitere wißt ihr ja am besten. Ich ging von euch als ein neuer, verwandelter Mensch. Das Goldstück, welches mir euere barmherzige Hand, die mich zuvor so trefflich gezüchtigt, reichte, schien wie ein Amulet mir Glück zu bringen. Der erste Beweis, daß eine Wendung in meinem Leben eingetreten war, lag schon darin, daß ich meinen feigen nichtswürdigen Freund, meinen bösen Dämon, nach der Begegnung mit euch verlor; er war spurlos verschwunden, und ich habe nie wieder etwas von ihm gesehen noch gehört. Ich ging nach Paris zurück. Auf der Straße begegnete ich einem jungen Edelmanne von meiner Bekanntschaft, den ich aber früher nie sonderlich

beachtet hatte. In der Voraussetzung, er werde mich nicht mehr kennen, wie so viele Andere, wollte ich an ihm vorübergehen, allein dieser Wackere trat auf mich zu und erkundigte sich mit vieler Theilnahme nach meinem Befinden, das meinem Aeußeren nach nicht sonderlich sein mußte. Ich gestand ihm offen meine verzweifelte Lage; er lieh mir einiges Geld und versprach mir, sich für mich zu verwenden, damit ich eine Stelle auf irgend einem Comptoir bekomme. Einige Tage darauf war ich Gehülfe bei einem königlichen Steuereinnehmer, dessen Vertrauen zu gewinnen mir durch Fleiß und Aufmerksamkeit gelang. Ich befand mich in meiner geregelten Thätigkeit wohl, da sie meinem Naturelle vielmehr entsprach als das frühere unordentliche Leben, welches ich geführt hatte, und ich blickte auf dieses wie auf einen wüsten Traum zurück. Aber meine Bestimmung war noch nicht erfüllt, ich hatte noch nicht das Alter erreicht, wo nach der Prophezeihung meiner Jugend mein Unstern erlöschen sollte. Noch immer funkelte er im grimmen Glanze über mir. Ich sollte an einem Umstande scheitern, der schon für manchen Mann der Stein des Anstoßes geworden ist; an dem Hasse einer Frau. Mein Principal hatte eine Tochter, ein häßliches sinnliches Geschöpf, welches sich meine Eroberung vorgesetzt zu haben schien. Da sie sich endlich überzeugen mußte, ihre Versuche seien vergeblich (und selbst die einer Venus würden es gewesen sein, da ein holdes Bild in meinem Herzen lebte) ging sie endlich ein Verhältniß mit einem der niederen Gehülfen ein,

der es sich zur Ehre und zum Ruhme anrechnete, der Geliebte seiner Principalstochter zu werden. Diese zärtliche Vereinigung hatte die gewöhnlichen natürlichen Folgen. Die Eltern des Mädchens waren außer sich; es erfolgte eine schreckliche Scene; gedrängt, ihren Verführer zu nennen, beschuldigte das Geschöpf, wohl theils aus Scham über den niederen Stand ihres Geliebten, theils aus Rache wegen ihrer verschmähten Liebe, mich des Vergehens. Der Vater bot mir seine Verzeihung und seinen Segen an, wenn ich die Ehre seiner Tochter wieder herstellen wollte; aber ich fühlte durchaus keine Neigung gutzumachen, was ein Anderer verbrochen hatte. Ich antwortete in diesem Sinne auf mehrere Anträge, die mir gemacht wurden. Mein Principal wurde wüthend und drohte mir mit seiner Rache. Schnell genug ereilte mich mein Geschick. Als ich am Abend auf der Straße ging, überfielen mich Polizeisoldaten und schleppten mich, trotzdem ich mich nicht im Geringsten widersetzte, unter den empörendsten Mißhandlungen in das Gefängniß. Sie nahmen mir alle Pretiosen ab, die ich bei mir trug; zum Glück entging ein werthvoller Ring ihren Falkenaugen. Ich erfuhr denn bald, welches mein Schicksal sein würde; ich sollte mit der sauberen Gesellschaft, in welcher ich mich im Gefängnisse befand und die noch jetzt unsere Reisegenossenschaft bildet, den Weg nach Canada antreten. Alle meine Anstrengungen, zu einem Verhöre zu gelangen, waren vergeblich; wir leben ja unter der weisen Regierung des großen Ludwig. Ich verfluchte mein Schicksal. — Thor, der ich war, da mir durch

mein Mißgeschick das unschätzbare Glück zu Theil geworden ist, wieder mit euch zusammenzutreffen. Wie konnte ich freilich bei meiner Einschiffung in la Rochelle eine Ahnung davon haben!“

„Dies ist meine Geschichte, Mademoiselle. Sicher habe ich Schlimmeres begangen wie ihr geträumt habt; und hätte alle Ursache, die Züchtigung des Himmels als eine wohlverdiente hinzunehmen, aber ich bin weit davon entfernt, so zerknirscht zu sein. Warum sollte ich mich so sehr schämen und gebeugt sein, weil ich geirrt und gesündigt habe? Nein, das ist aller Menschen Erbtheil von vornherein. Nur durch Irrthum gelangen wir zur Wahrheit; nur durch Sünde zur Rechtschaffenheit. Schätzt nicht selbst unser Heiland den wiedergewonnenen verlorenen Sohn höher als den Frommen, der aus Bequemlichkeit, Temperament und Neigung nie nach links abwich? Mit allen meinen Fehltritten stelle ich mich stolz dem Frommen gegenüber und sage: Ich bin ein Mensch und nichts Menschliches ist mir fremd.“

Hiermit endete Herr von Menonville seine Geschichte und schaute Gabrielen mit zutraulicher Keckheit an.

„Ich bin euch sehr verbunden für euere Güte, Herr Graf,“ erwiederte diese. „Vielleicht später, wenn der Kampf in meinem Innern ausgetobt hat, werdet ihr erfahren, welche Vergehen mich in diese Lage versetzt haben; sie sind freilich mehr innerer Natur, aber gerade um so schwerer zu achten. Jetzt vermag ich das noch nicht.“

„So begierig ich auf jede Mittheilung aus euerm Munde sein muß, wie ihr euch denken könnt," erwiederte der junge Kavalier; „so lag doch meiner Erzählung der Beweggrund gänzlich fern, euch die Verpflichtung ähnlicher Mittheilungen aufzuerlegen. Ich hatte blos die Absicht, euch etwas zu erheitern, und diese ist, wie ich zu meiner unaussprechlichen Freude wahrnehme, erreicht."

„Ei, wie stattlich habt ihr euch wieder gemacht, Mademoiselle!" sagte Pater Raimond zu Gabrielen. „Schon wieder ein leichter Anflug von Farbe auf euerm Antlitz. Das lass' ich mir eher gefallen, als wie ihr noch vor einigen Tagen waret: Bleich und leblos wie eine Bildsäule, daß uns allen recht bange um euch war. Nun will ich euch etwas sagen; frische Luft und ein wenig Bewegung wird euch recht dienlich sein. Da habe ich denn mit dem Kapitän unserer Fregatte gesprochen; er ist ein Mann, der mit sich umgehen läßt, wenn man ihn zu behandeln versteht; er hat euch den Aufenthalt auf dem Verdecke für mehrere Stunden täglich gestattet und zwar zu einer anderen Zeit als dem schlechten Troß dort drüben, damit ihr in keiner Weise mit diesem in Berührung kommt und von ihm belästigt werdet. Das Wetter ist sehr schön, und ich würde euch rathen, sogleich von der Erlaubniß Gebrauch zu machen. Ich werde euch geleiten, da ihr doch keinen Bescheid wisset."

„Ach, mein guter Herr Pater," erwiederte Gabriele, „wie überhäuft ihr mich mit Wohlthaten, die ich armes Mädchen niemals vergelten kann! Herr von Menonville hat mir wohl verrathen, wie ihr Tag und Nacht bei meinem Krankenlager gewacht und dem Engel des Todes seine Beute entrissen habt. Aber vielleicht wäre es besser gewesen, ihr hättet mich sterben lassen."

„Stille, stille!" unterbrach sie der Jesuit. „Wer wird so verzweifelt und gottlos reden! Ich euch sterben lassen! Nein, Alles habe ich aufgeboten, um ein so junges viel versprechendes Leben zu retten, und der gütige Himmel hat meine Bemühungen mit Erfolg gekrönt. Aber ihr seid mir deshalb keinen Dank schuldig, bringt ihn, wenn euer Herz davon erfüllt ist, Gott und seinen Heiligen dar. Aber nun kommt herauf auf das Deck, damit ihr über den Anblick des herrlichen Meeres und des bewegten Seemannstreibens euere melancholischen Gedanken vergesset."

Gabriele erstieg in seiner Begleitung das Verdeck. Der Pater setzte sich unfern von ihr auf eine Bank und las in seinem Breviere. Das Mädchen sah dem Spiele der Wogen gedankenvoll zu, welche das Fahrzeug fortschaukelten. Ihre Phantasie führte sie in das schöne Frankreich zurück, von dem sie jeden Augenblick weiter entrückt wurde. Ein tiefes Stöhnen entrang sich ihrer beengten Brust, wenn sie an den furchtbaren Wechsel ihres Schicksales dachte. Sie, welche noch vor wenigen Wochen fast erwartet hatte, in kürzester Zeit die Krone jenes Landes auf ihrem Haupte glänzen zu

sehen, sie sah sich mit dem Auswurfe der Menschheit vereinigt, bis zur tiefsten Schmach erniedrigt, verstoßen und verbannt wie eine gemeine Verbrecherin. Darüber war ihr kein Zweifel, daß ihr jäher furchtbarer Sturz das Werk ihrer Nebenbuhlerin sei, aber sie vermochte sich durchaus nicht zu erklären, durch welche Mittel es jener heuchlerischen ränkevollen Frau gelungen war, ihr den schon errungenen Sieg wiederum zu entreißen. Nach langem Nachsinnen kam sie endlich auf den Gedanken, daß Frau von Maintenon auf ihre Weise Kenntniß von ihrem Aufenthalte in Alais und von ihrem Verhältnisse zu den Hugenotten erlangt und diese Entdeckung zum Verderben der Gegnerin angewandt haben müsse. Da eröffnete sich denn für Gabrielen, als sie auf diesem Punkte angelangt war, ein weites Feld der Erinnerung und schmerzlichbitteren Gefühls. Thränen eines heiligen Schmerzes befeuchteten ihre Wimpern, da sie ihrer guten Pflegeeltern, ihrer wackeren Geschwister und des armen treuen Job, ihres Verlobten, gedachte. Ach, wie tugendhaft und rein war sie selbst geworden durch den Umgang mit diesen rechtschaffenen Leuten, und wie tief war sie von ihrer Höhe gesunken! Was würde ihr verehrter Lehrer Benoit sagen, wenn er Kunde von ihrem geistigen Abfalle hätte? In dem Augenblicke, wo sie den Bund mit dem wahren anspruchslosen Glücke für das Leben besiegeln wollte, hatten die Dämonen der Lüge und Eitelkeit, welche sie stets umlauert, bereit über ihr Opfer herzufallen, sich ihrer bemächtigt, deren Sinn durch die tolle sinnbe-

rückende Prophezeihung aus dem Munde der Sevenolin schon gefangen war. Königin! Gabriele lachte unwillkürlich in grimmiger Selbstverspottung. Eine Königin unter Dieben und Dirnen auf einem Schiffe im atlantischen Ocean, welches seine nichtsnutzige Ladung an einem fernen unbekannten Strand absetzen sollte.

„Es ist auch gut," sagte sie in finsterer Resignation bei sich. „Meine Verwandten und Freunde werden sich mein Verschwinden nicht erklären können und zuletzt zu der Ueberzeugung kommen, ich sei todt. Ach, mein theuerer Roger, was wird aus dir und deiner Liebe geworden sein! Wird jenes Weib des Bruders schonen, nachdem sie die Schwester vernichtet hat? Ich verdiene mein Loos, denn ich bin meinen Eiden, meiner heiligen Ueberzeugung untreu geworden, habe mich der Hoffahrt, Heuchelei und Lüge ergeben, die ich zu bekämpfen geschworen — aber du, armer Bruder, wirst unschuldig in das Verderben der schuldigen Schwester verwickelt. Wie gern wollte ich sterben, wenn ich dein Glück mit meinem Tode erkaufen könnte!"

„Mein Gott! Darf ich meinen Augen trauen? Ihr seid es, reizende Margot?" unterbrach eine bekannte Stimme Gabrielen in ihrem Sinnen. Sie wandte sich um und erblickte den Vicomte von Chateauneuf, den Kapitän des Schiffes. Beide sahen sich einige Augenblicke wie versteinert an; Gabriele schwankte; dieses Wiederfinden war zu viel für ihre schwachen Kräfte. Der Kapitän unterstützte sie und sagte: „Ihr seid die Unbekannte, welche man während meiner Abwesenheit

auf mein Schiff brachte? Großer Gott! Ihr seht mich außer mir. Was ich mir als das größte Glück gedacht und erstrebt, euch auf meinem Schiffe zu haben, das ist mir schon seit vier Wochen zu Theil geworden, ohne daß ich eine Ahnung davon habe. Aber kommt, laßt uns hinabsteigen in meine Kajüte, wo wir ungestört reden können. Ich bin so verwirrt und überrascht durch dieses plötzliche Wiedersehen, daß ich kaum Worte finden kann.“

Gabriele schien in derselben Lage zu sein, sie erwiederte kein Wort und ließ sich willig in die Kajüte des Kapitäns führen. Pater Raimond hob das Auge von seinem Breviere und schaute dem Kapitän mit einem fast drohendem Blicke nach. Während dieser einige Erfrischungen herbeischaffte, suchte er seine Fassung wieder zu gewinnen.

„Wie konnte ich freilich ahnen, welchen Schatz meine „Hoffnung“ barg, da ihr unter einem anderen Namen in die Schiffsliste eingetragen seid, als der ist, unter welchem ich euch kenne. Freilich weiß ich jetzt, was ich bei unserem ersten Zusammentreffen vermuthete, daß auch dieser nur eine verdeckende Hülle ist. — Aber trinkt, Mademoiselle; ein Glas Wein wird euch wohl bekommen. — Meine theure unvergleichliche Margot, ihr erlaubt, daß ich euch so lange bei diesem mir so lieb gewordenem Namen anrede, bis ihr mir euern wahren gesagt haben werdet, ihr merket sicher, daß mich neben der Freude, euch wiederzusehen und zwar innerhalb meiner eigenen Planken, noch ein anderes Gefühl bewegt; ihr werdet

unschwer errathen, von welcher Natur dasselbe ist. Ich schäme mich von Herzen der Kränkung, die ich euch in Toulon im Begriff stand anzuthun. Aber seid überzeugt, ich schwör' es euch bei St. Neptun und den übrigen Heiligen des Wassers zu, sie ging aus den besten Absichten für euer Heil hervor. Aber nun sagt mir doch vor allen Dingen, denn ich habe noch kein einziges Wort aus euerm holden Munde vernommen, wie ist es denn mit der Vermählung geworden?"

„Am Tage der Hochzeit wurde ich meinem Verlobten und meinen Pflegeeltern in Alais durch einen unerwarteten Schicksalsschlag entrissen", erwiederte Gabriele, die sich wieder etwas gesammelt hatte.

„Seht, das freut mich von Herzen!" rief der Vicomte sich fröhlich die Hände reibend. „Ihr nehmt mir das hoffentlich nicht übel. Aber ihr paßtet in keiner Weise zu den Leuten, weder im Betreff des Geistes und der Bildung, noch in Bezug auf den Stand. Ich habe von den dienstbeflissenen Burschen, welche euch nach la Rochelle gebracht, und die ich zufällig noch zu sprechen bekam, wohl erfahren, daß ihr eine Dame von Familie seid, welche bei Hof in Ungnade gefallen ist, und die man in den Urwäldern von Amerika lebendig zu begraben wünscht. Ich bitte euch in aller Welt, welches Glück hätte euch bevor gestanden, wenn ihr die ehrsame Gattin eines Seidenfabrikanten in Alais geworden wäret?"

„Und welches Glück steht mir jetzt bevor?" erwiederte Gabriele mit einem melancholischen Lächeln. „Habt

ihr doch meine Bestimmung so eben genannt: Lebendig in den Urwäldern von Canada begraben zu werden."

„Theuerstes Mädchen!" sagte der Vicomte und faßte mit Leidenschaft ihre Hand. „Eine gänzliche Wendung eueres Schicksals liegt in euerer Gewalt. Sprecht ein einziges Wort aus, daß ihr mir mein früheres Unrecht gegen euch vergebt, daß ihr die treue uneigennützige Liebe eines rauhen, aber redlichen Seemannsherzens hoffet dermaleinst erwiedern zu können, und ich werde Alles aufbieten, was in meinen Kräften steht, um euch vor dem drohenden Schicksale zu retten. Möget ihr bei Hofe verbrochen haben, was ihr wollet; euere edle Seele ist keiner Niedrigkeit fähig, und die wackersten Leute pflegen dort in Ungnade zu fallen; ich trotze hierin keck dem Unwillen des Königs und seiner Favoritin. Ich kenne den Gouverneur von Neufrankreich genau; der Graf von Frontenac ist ein vernünftiger Mann; ich thue meine Schuldigkeit, indem ich die mir übergebene Zahl von Passagieren abliefere; aber euch stelle ich ihm sogleich als meine Gemahlin vor; ihr seid dann in Neufrankreich gewesen, und der Graf wird euch die Rückkehr nach Altfrankreich nicht wehren. Willigt ein, theure Margot, und macht mich zum glücklichsten aller Fregattenkapitäne. Pater Raimond, der euch so sehr ins Herz geschlossen hat, wird mit Freuden unserem Bunde die priesterliche Weihe geben."

Der Vicomte heftete sein Auge in glühender Erwartung auf das Mädchen, aber sie schien keineswegs von seinem Feuer entzündet. Im Gegentheile sah sie

recht blaß und angegriffen aus, als sie mit leiser schwankender Stimme erwiederte: „Euere standhafte wohlwollende Gesinnung für mich, Herr Kapitän, rührt mich tief; aber ihr erlaubt mir, euch auf einen wichtigen Punkt aufmerksam zu machen, den euer warmer Eifer für mein Wohlergehen euch übersehen läßt. Welchen Makel würdet ihr in den Augen euerer Schiffsmannschaft, euerer Offiziere dem ehrenvollen Namen euerer Familie anhängen, wenn ihr, dem eine glänzende Laufbahn und vortheilhafte Verbindungen offen stehen, eine deportirte Verbrecherin zu euerer Gemahlin machtet! Denn mag ich schuldig oder unschuldig sein, in den Augen der Welt bin ich entehrt durch die Strafe, die mich getroffen hat; und die Vereinigung mit dem Manne von der unbeflecktesten Ehre würde mich nicht reinigen, seiner Ehre aber einen unauslöschlichen Schandfleck anhängen."

Der Vicomte war einige Augenblicke von diesem Einwurfe frappirt; dann aber rief er mit Heftigkeit aus: „Nein, nein! bei Gott im Himmel, es ist nicht so wie ihr sagt. Ihr eine Verbrecherin! Deportirt! Hölle und Teufel! Man möchte toll werden, wenn man es nur denkt. Nein, ihr befindet euch auf einem guten ehrlichen Schiffe, der Fregatte Hoffnung mit siebzig Stück Geschütz, an welcher kein Makel haftet, und wenn der Minister ihm noch so viel elendes Gesindel aufbürdet. Beim Neptun! Diese Gauner und Diebe sind wieder honnete Leute geworden, seitdem sie den Boden dieses ehrlichen Schiffs betreten haben. Ihr aber seid ein

Passagier darauf, ein unfreiwilliger zwar, aber nichts destoweniger ein geehrter und geachteter. Was geht euch das schlechte Volk im Zwischendecke an? Welche Gemeinschaft habt ihr mit ihm? Sollte wirklich das Beisammensein mit dem Gesindel auf einem Schiffe Unehre bringen, dann würden wir, ich und meine Offiziere, ebenso gut dadurch leiden wie ihr. Aber daran ist ja gar kein Gedanke. In meinen Augen und sicher auch in denen aller rechtschaffenen Leute seid ihr so rein wie eine Taube. Laßt uns den Versuch doch machen. Ich will mit euch hintreten vor meine Mannschaft und will sagen: Seht hier, ihr Herren und ihr Bursche, das ist die junge Dame, die wir schon einmal entern wollten, die uns aber damals entwischte. Jetzt hat sie ein glücklicher Zufall selbst unter unsere Kanonen getrieben; ihre Feinde haben sie unglücklich machen wollen, daß sie sie uns übergaben, wir aber wollen sie glücklich machen. Wer hat etwas dagegen? O ihr solltet dann den Jubel hören! Wahrlich, ich wollte mich gleich am Mastbaume aufhängen lassen, wenn auch nur ein Einziger ein schiefes Gesicht zöge."

„Ihr entwickelt in der That viel Beredtsamkeit, Herr Vicomte," erwiederte Margot mit einiger Freundlichkeit, da sie gegen die treuherzige Anhänglichkeit des Mannes nicht unempfindlich blieb, „um den Gesichtspunkt der Verhältnisse zu verrücken. Aber bei mir wird euch das nicht gelingen; ich sehe zu klar und weiß, wie ich daran bin. Ich muß euch bemerken, daß ich nicht wieder nach Frankreich darf, da ich den Gewalthabern

persönlich verhaßt bin. Jetzt hat man mich entwischen lassen; wenn ich zurückkehrte, was unter den gegebenen Verhältnissen durchaus nicht verschwiegen bleiben könnte, so würde ich nicht nur selbst in unvermeidliches Verderben stürzen, sondern auch meine treuen Freunde mit hineinziehen; und das würde mein eigenes Elend noch zehnmal vergrößern. Ich habe auch kein Verlangen zur Rückkehr. Nein, laßt mich mein Elend in den einsamen Wäldern vergraben; dort will ich ein Leben der Buße und Beschauung führen und in ruhiger Ergebung meine Tage hinspinnen. Ich will büßen und bereuen, bis ich meine Schuld gesühnt, und für meine Freunde beten, denen ich treulos geworden bin."

Der Kapitän schüttelte während dieser Rede unwillig den Kopf. „Euern Freunden treulos! Ihr meint doch nicht gar die Valery's? Nun, ich will nichts über sie sagen; ich erinnere mich, daß ihr das nicht gern habt. — Aber, theuerste Margot, malt euch um Gotteswillen den Aufenthalt in den Wäldern Neufrankreichs ja nicht reizend aus. Das ist kein Languedoc mit dem sonnigblauen Himmel und den Granaten- und Lorbeerbäumen, unter deren Schatten ihr oft süß geträumt haben mögt. In Neufrankreich ist der Sommer nur ein kurzer Gast. Ach, das ist ein trauriges, schreckliches Land! Große weite Landstrecken mit Wald besetzt, dann wieder unendlich weite Prärien. Hier und da eine dürftige Hütte in schauderhafter Einsamkeit, in welcher eine arme Familie meist vergeblich gegen den Hungertod kämpft. Hat eine jahrelange mühvolle Arbeit den Wald

etwas gelichtet, dem Boden einige Erzeugnisse abgerungen, so droht den Ansiedlern beständig ein Ueberfall von den wilden Eingeborenen, welche die weißen Eindringlinge hassen und sie bei jeder günstigen Gelegenheit tödten oder in ihre Einöden fortschleppen. Und dieses entsetzliche Land soll euer künftiger Aufenthalt sein? Ach, bedenkt euch wohl, süße Margot, und stoßt nicht die rettende Hand von euch! Was habt ihr so Entsetzliches begangen, daß ihr nicht wagen dürft, nach Frankreich zurückzukehren? Habt ihr die allmächtige Frau von Maintenon eine Heuchlerin genannt? Besorgt nichts; man hat euch längst vergessen. Das geht am Hofe zu wie in einer Schlacht. Die Reihen sind dicht; stürzt der Eine oder der Andere, rückt ein Dritter sogleich nach, und die Lücke ist wieder gefüllt; was aus dem Gefallenen geworden ist, kümmert die Uebrigen nicht. Deshalb mögt ihr die Rückkehr nach Frankreich getrost wagen. Man ist nicht so tolltreist, sich sogleich bei Hofe vorzuführen; die Zeiten ändern sich, und mit ihnen die Verhältnisse und Menschen. In einigen Jahren mögen euere Gegner, die euch gestürzt haben und jetzt sicher und fest zu stehen vermeinen, längst spurlos verschwunden sein.“

Aber jetzt schüttelte Gabriele den Kopf. „Nein, nein,“ sagte sie leise, aber entschieden. „Es geht nicht; ihr werdet mich nimmer überreden. Und vergeßt ihr, daß ich die verlobte Braut eines Anderen bin? Ich gehöre nicht mehr mir selbst an.“

„Bah! ihr meint Herrn Job Valery,“ erwiederte

Chateauneuf, der zu argwöhnen anfing, Gabriele suche nur nach Ausflüchten, um sich vor seinem Antrage sicher zu stellen. „Damit ist's doch für immer aus, denk' ich. Ihr das Fräulein von Rang die Verlobte des Seidenwebers! Ihr in Canada, er in Languedoc! Haben euch nicht schon längst Verschiedenheit an Geist und Bildung, an Rang und Stand geschieden, so trennt euch jetzt das weite Meer für ewig und löscht euere Eide."

„Ich habe mehr als ein heiliges Versprechen gebrochen und bin mehr als zu ungetreu gewesen," murmelte Gabriele. „Es ist Zeit, daß ich Umkehr halte. Armer, armer Job! Das Schicksal hat dich schwer an mir gerächt. Aber ich will gehen, Herr Vicomte. Die scharfe Seeluft und das unverhoffte Wiederfinden haben mich angegriffen; ich bedarf der Ruhe nach so viel Aufregung."

Während sie der Vicomte zurückführte, betrachtete er mit geheimen Entzücken das zarte Roth auf ihren Wangen und das sanfte Feuer, welches in ihren Augen glimmte. Pater Raimond, der ihrer auf dem Decke harrte, erschrak, als er sie sah und warf dem Kapitän einen vorwurfsvollen grollenden Blick zu; rasch führte er sie in ihr Gemach zurück und bald umrauschte wieder ein Fieber das Haupt der armen Gabriele.

Der Argwohn war in der Brust des Kapitäns einmal wach geworden. Nach seiner Ueberzeugung waren die Gründe der Weigerung, welche Gabriele seinem Antrage entgegengesetzt, durchaus nicht stichhaltig; es mußte da noch etwas Anderes zu Grunde liegen. Er wollte

etwas auffinden und fand es, nämlich die Bekanntschaft Gabrielens mit dem jungen hübschen Mann, welcher einen so vornehmen Namen trug, sich so vortheilhaft von der übrigen Ladung der „Hoffnung“ unterschied, und den er öfter im Verkehr mit seinen Leuten gesehen hatte. Nach Allem, was der Kapitän über den Verlauf von Gabrielens Krankheit wußte, konnte diese Bekanntschaft nicht erst auf dem Meere gemacht worden sein. Der rasche leidenschaftliche Mann stieß einen schweren Fluch aus, als er die Kunde von diesem, wie er meinte, ihm so hinderlichen Verhältnisse erfuhr. „Immer muß ich zu spät kommen, aber jetzt will ich vorsichtiger sein, als das erste Mal. Das Schicksal hat sie mir selbst ins Garn getrieben; es muß meine einzige Sorge sein, daß sie mir nicht wieder herausgeht.“

Dank dem energischen ärztlichen Eingreifen des Paters war der bedrohliche Rückfall Gabrielens in die Krankheit abgewendet worden. Nach einigen Tagen saß sie zum zweiten Male genesen in der Gesellschaft ihrer Freunde. Während der zweiten Periode ihres Fiebers hatten sie namentlich Vorstellungen über ihren künftigen Aufenthalt gepeinigt, welche durch die Mittheilung des Kapitäns hervorgerufen worden waren. Da sie es liebte, klar zu sehen und einer offen zu Tage liegenden Gefahr muthig entgegenzusehen wagte, entschloß sie sich, ihren geistlichen Freund, der schon viele Jahre in dem Lande gelebt hatte, zu befragen. Sie that es im Beisein

Menonville's, Fleurettens und der beiden anderen Jesuiten, welche eben auch frisch von Europa herüberkamen. Es war das demnach ein Gegenstand von allgemeinem Interesse; und Gabrielens Bitte fand denn von Allen Unterstützung.

„Gern will ich eueren Wunsch erfüllen," sagte Pater Raimond freundlich; „und ich bin es wohl im Stande, da ich fünfzehn Jahre lang als ein Diener unserer heiligen Kirche in dem Lande gelebt und es durch weite Wanderungen ziemlich genau kennen gelernt habe. Ich thue es um so lieber, da ihr durch eine wahrheitsgetreue Schilderung verhindert werdet, euch Illusionen zu machen, denen eine fürchterliche Enttäuschung folgen würde. Neufrankreich hat mit unserem schönen Geburtslande weiter nichts gemein als den Namen. Obschon es unter denselben Breitengraden wie dieses liegt, ist sein Klima doch kalt und rauh, was zum Theil aus dem geringen Anbau des Bodens und den zahlreichen Waldungen folgen mag. Denn Neufrankreich, an Areal das Mutterland zehn- und noch mehrmal übertreffend, zählt außer den Horden der wilden Indianer doch nur wenige Tausende gesitteter Einwohner. Es liegt natürlich im Interesse der dortigen Ansiedler, so viel Menschen als möglich hinüberzuziehen, damit die Kultur des Bodens zunimmt, Handel, Industrie und Verkehr wachsen, der Ertrag der Produkte steigt und das Leben dadurch leichter und angenehmer wird. Es fehlt demnach in Frankreich nicht an reizenden Schilderungen des Landes, um neue Bürger herbeizulocken. Die Re-

gierung thut alles Mögliche, um dem Mangel an Menschen abzuhelfen; sie hat in dieser Absicht sogar die Gefängnisse leeren lassen. Ob der Zweck erreicht wird, kann ich nicht beurtheilen; ich kümmere mich nicht um weltliche Dinge. Der König muß am besten wissen, ob Leute, die zu Hause nichts getaucht haben, fähig sind, eine Kernbevölkerung für ein neues Land zu bilden. Unsere geistliche Gesellschaft betrachtet Neufrankreich mit großer Vorliebe, da sich uns hier ein weites Feld der Apostelthätigkeit eröffnet hat; wir bemühen uns, die wilden Eingeborenen durch die sanften Lehren des Evangeliums für die Kultur zu gewinnen; mancher tüchtige Arbeiter im Weinberge des Herrn starb schon in seinem Berufe als ein Märtyrer für seinen heiligen Glauben, und auch mein heißes Gebet zum Himmel geht Tag und Nacht dahin, daß er mir ein so seliges Ende bescheeren möge."

„Was nun die Leute auf unserem Schiffe betrifft," fuhr der Pater nach einer Pause fort, während welcher er in einer schwärmerischen Verzückung seine Augen geschlossen hatte, „so wird man die stärksten Männer zur Arbeit in den Steinbrüchen, zur Ausrodung des Waldes und zur Urbarmachung des Landes verwenden. Eine äußerst beschwerliche und gefährliche Arbeit, welche manchem Neulinge seine Gesundheit, ja sein Leben gekostet hat. Die Uebrigen werden nach den entlegensten Gegenden des Landes an die Grenze der Wilden geschickt. Wer nun aus Unkenntniß der eigenthümlichen Sitten und Gebräuchen der Indianer sie beleidigt, ist bei dem

empfindlichen und rachsüchtigen Charakter dieser Volksstämme keinen Augenblick sicher, daß ihn sein Feind, den er vielleicht nicht einmal als solchen kennt, mit einem Haufen seiner barbarischen Landsleute überfällt, seine Wohnung anzündet und ihn selbst erschlägt und skalpirt oder ihn gefangen mit in seine Einöden schleppt, wo er ein trauriges und elendes Leben führt."

„Ah! und Herr Comtois hat uns die Indianer als so brave gutmüthige Leute geschildert," unterbrach Fleurette den Pater in naiver Verwunderung. „Er meinte, sie unterschieden sich fast gar nicht von den Franzosen."

So wenig geeignet auch die Darstellung des Jesuiten war, eine heitere Stimmung zu erzeugen, so lächelten doch alle, den Pater Raimond nicht ausgenommen, über die Aeußerung des Mädchens.

„Der Herr, von dem ihr sprecht," sagte der Geistliche, „scheint seine Kenntniß des Landes aus einer jener Schriften geschöpft zu haben, die, wie schon erwähnt, zur Anlockung der Menschen in die Welt geschickt werden, oder er hat sich einen Scherz mit euch getrieben. — Aber außer den Wilden haben unsere Landsleute noch mit einem andern Feinde zu kämpfen, der schier noch grausamer und unerbittlicher ist, als jene; dieß sind die Engländer, die verdammlichen Ketzer, welche in der neuen Welt, wie in der alten unsere Nachbarn sind, hier durch Einöden von uns getrennt, wie in Europa durch einen Arm des Meeres. Sie beneiden die Franzosen um ihren vortheilhaften Pelzhandel mit den Ein=

geborenen und bieten alle Mittel auf, denselben in ihren ausschließlichen Besitz zu bekommen. Zu all diesem Unglücke sich den Wilden oder den Engländern preisgegeben zu sehen, gesellt sich noch ein so großer Mangel an den unentbehrlichsten Bedürfnissen des Lebens, daß wenigstens der dritte Theil der Europäer, welche nach diesem Welttheile verbannt werden, im unausgesetzten Kampfe mit den Elementen und der gemeinsten Lebensnoth untergeht."

„Bevor man aber die Deportirten in ihre Wohnsitze vertheilt, bemüht man sich jedem eine Frau zu verschaffen. Da das Cölibat der Laien für eine Art Staatsverbrechen in einer so menschenarmen Kolonie gehalten wird, so müssen die Ankömmlinge sich gleich bei ihrer Ankunft in Quebek verheirathen."

Hier horchte Fleurette, welche während der ganzen Erzählung sehr niedergeschlagen da gesessen hatte, hoch auf, und ein vergnügtes Lächeln stieg auf ihr so eben noch finsteres Gesicht. Der wackere Herr Comtois hatte also doch Recht. Mochten die Indianer noch so wild und grausam gegen die Europäer sein; wenn jeder weibliche Ankömmling sogleich einen Mann erhielt, ließ sich Alles ertragen.

„Es befindet sich zu dem Zwecke," fuhr der Pater fort, „ein Haus in Quebek, dessen Vorsteherin die wohlbekannte Madame Bourdon ist, und in welchem man den Frauenzimmern, die aus Frankreich herüber kommen, ihren Aufenthalt anweist. Diese Frau wählt

nun die Gatten für die ihr anvertrauten Frauenzimmer nach ihrem Gutdünken."

„Nach ihrem Gutdünken?" wiederholte Gabriele und warf Menonville einen fragenden Blick zu, den dieser wohl verstand.

„Wenn nun aber ein Mädchen sich schon versprochen oder ein Verhältniß eingegangen hat," fragte Fleurette etwas befangen, „wird sie dann auch so mir nichts dir nichts an den ersten Besten verheirathet?"

Ohne auf Beantwortung dieser ängstlichen Frage einzugehen, setzte der Pater mit einem feinen Lächeln auf dem Gesichte seine Schilderung fort. „Glücklich der Mann, welchem Madame Bourdon eine mit gesundem Körper und gesunder Seele versehene Person zur Frau bestimmt! Damit aber der Bräutigam ohne Widerwillen den ehelichen Segen über sich sprechen lassen möge, so macht die Freiwerberin demselben die reizendste Schilderung von seiner künftigen Gattin."

Menonville schlug bei diesen Worten eine helle Lache auf. „Wahrlich," rief er aus. „Das ist eine lustige Einrichtung, diese Heirathsanstalt. Sie erinnert sehr lebhaft an einen Trödlerladen, in welchem der Händler mit einem Blicke die Länge und Breite eines Menschen, der in seine Kleiderkammer eintritt, übersieht und gerade ein Kleid vorräthig hat, welches dem Käufer paßt."

„So lächerlich auch diese Einrichtung, und nicht mit Unrecht, vorkommen mag, so hat sie sich doch in der Praxis nicht übel bewährt. Ich denke mir, der

Besitz einer Frau, mag man zu derselben gelangt sein, wie man will, ist unter allen Umständen für den Mann ein Sporn zur Thätigkeit, und so mag denn die gezwungene Verheirathung von Individuen, die außerdem ehelose Tagediebe geblieben wären, einiges zum bessern Anbau des Landes beigetragen haben. Was übrigens das Auffallendste ist, in der langen Zeit meines Hierseins sind mir nur wenige Fälle von unglücklichen Ehen vorgekommen. Der Franzose hat einmal ein angeborenes Talent, sich in den auferlegten Zwang zu fügen."

„Aber ich zum Beispiel würde dies nie thun," sagte Menonville mit Entschiedenheit.

„Ich eben so wenig," stimmte Gabriele bei.

„Euere Gestalt, euere Bildung und feinen Sitten," erwiederte Raimond, „geben euch die Gewähr, daß ihr nicht das Schicksal des gewöhnlichen Haufens theilen werdet. Ich werde es schon durch meine Fürsprache verhindern, daß man euch nicht zu einer solchen Heirath zwingen soll."

Die Beiden dankten dem Pater für seinen guten Willen, aber recht beruhigt im Innern war keines, so wenig es sich auch darüber ausließ. Gabriele erkannte nun wohl, daß der Kapitän recht geredet habe, aber diese ihre Erkenntniß war keine Fürsprecherin seiner Anträge. Menonville sah mit Unruhe in die Zukunft; die vage Zusicherung des Paters vermochte seine Bangigkeit nicht zu heben; nicht für sich zagte er; er war sich seiner Kraft bewußt, allen Unwürdigkeiten zu widerstehen, aber dieses zarte, gebrechliche Wesen, welches

kaum vom Krankenlager erstanden war! Doch er gelobte sich treu und dankbar bei ihr auszuhalten und sie zu schützen, so weit er vermochte.

3.

Die Ankunft in der neuen Welt.

Der Donner der Salutschüsse krachte am Morgen eines unfreundlichen Novembertags vom Bord der Hoffnung; von den Forts und Batterien, welche den Eingang des Hafens von Quebek schirmten, ward der laute Willkomm erwiedert. Das Schiff schaukelte auf den majestätischen St. Lorenzstrom, dessen Wasserbette in der Nähe der Stadt fast sechs Meilen breit ist, nach den Kaien zu.

Die Hauptstadt Neufrankreichs, auf einer hohen Landspitze an der Nordwestseite des Flusses gelegen, bot den Ankommenden mehr durch ihre Lage als durch Größe oder Pracht der Baulichkeiten einen imposanten Anblick; sie besteht nämlich aus zwei Theilen, aus der Oberstadt, die auf einem Felsen von Kalkstein oben auf der Landspitze liegt, und aus der Unterstadt, die am Fuße der Anhöhe nahe am Wasser gebaut ist. Der vortreffliche Pater Raimond hatte vollkommen Recht mit seiner Behauptung, daß Neufrankreich weiter keine Aehnlichkeit mit dem Mutterlande habe, als den Namen;

Quebek, die Metropole dieser ungeheuern Landstrecken, glich weder Paris noch Versailles; es war in der damaligen Zeit sehr klein, sehr unbedeutend und vernachlässigt. Die Blütenzeit der Stadt unter französischer Herrschaft war eigentlich schon vorüber, ehe nur an eine eigentliche Entwickelung gedacht werden konnte. Quebek war eine Schöpfung des Despotismus gewesen. Kardinal Richelieu hatte die Stadt und die Kolonien begünstigt, nachdem er die Herausgabe der ersteren von den Engländern durchgesetzt hatte, welche sie 1626 unter Sir David Kirk erobert. Der Despotismus hatte im Laufe der Jahre seine Schöpfung vernachlässigt, und sie war natürlich verkümmert. Die Oberstadt mit ansehnlichen Privatgebäuden, einem Fort, welches dem heiligen Ludwig gewidmet ist; einer Kathedrale in schlechtem Geschmacke, die aber einen hohen, Alles überragenden Thurm hat, wie um daran zu mahnen, daß die Mutter Kirche das Höchste ist auf Erden; einem Jesuitenkollegium; einem Franziskanerkloster; einem Johanniterhaus, einem Nonnenkloster und noch anderen religiösen Gebäuden, trug ganz den militärisch-katholischen Charakter an sich, welchen die Zeit der Bourbonen allen ihren Schöpfungen aufdrückte. Die Unterstadt, meist von Kaufleuten bewohnt, bot einen sehr traurigen Anblick dar. Man sah es den unansehnlichen Häusern, den engen kothigen Gassen an, daß hier Leute wohnten, welche für nichts Anderes Sinn hatten als den Gewinn. Sie schienen sich so nahe an dem Wasser angesiedelt zu haben, weil ihnen dasselbe zur Errei-

chung ihres Zieles am besten diente, aber auch um nach Anhäufung von Schätzen so schnell als möglich ein Land zu verlassen, für welches sie keine Anhänglichkeit besaßen, und sich in ihrer schöneren Heimath für die Entbehrungen aller Reize des Lebens und für die Drangsale eines rauhen Klimas zu entschädigen.

Unter einem bedeutenden Zusammenlaufe Neugieriger, welche durch die Signalschüsse von der Ankunft des Schiffes unterrichtet waren, wurde die Landung bewerkstelligt. So gering die Einwohnerzahl Quebeks in der damaligen Zeit sein mochte, fehlte es doch nicht an einer Menge echter Franzosen, deren Hauptgeschäft in unruhigem Nichtsthun und deren größtes Vergnügen darin bestand, etwas Neues aus der alten Welt zu hören. Ueberdieß war die Hoffnung das letzte Schiff, welches man in diesem Jahre erwarten durfte, denn es war schon Ende November; Schnee lag auf der Landschaft umher; der Himmel war finster und bewölkt und drohte jeden Augenblick, die Hauptstadt Neufrankreichs und diejenigen ihrer neugierigen Bewohner, welche auf der Rhede versammelt standen, mit einem Schneesturm heimzusuchen. Als die Reisenden des Zwischendecks in mehreren Booten ausgeschifft wurden, erhob sich am Ufer ein lautes Jubelgeschrei; man hatte nicht erwartet, daß das Kriegsschiff neue Kolonisten herbeiführen würde, und war nun über den frischen Zufluß von französischen Unterthanen des großen und ruhmreichen Königs um so mehr erfreut. Die armen Opfer von Ludwigs des Vierzehnten Kolonialpolitik, die bei der

kalten rauhen Luft zitternd und frierend in den Booten ans Ufer gerudert wurden (die meisten waren in ihrer Garderobe keineswegs auf ein solch eisiges Klima eingerichtet), wurden durch diesen freundlichen Willkomm doch ein wenig erheitert und von den trüben Gedanken, welche ihnen der Anblick der rauhen Winterlandschaft erwecken mußte, geheilt. Mit schwachen, zitternden Stimmen erwiederten sie den Gruß, der ihnen aus der neuen Welt entgegenschallte. Es waren doch die Laute der Heimath, die an ihr Ohr schlugen; es waren doch die zierlichen Redensarten des schönen Frankreichs, die in ihre Seele drangen.

Menonville stand mit den übrigen Passagieren auf dem Verdecke, ein dünnes Päcklein unter dem Arme, welches seinen ganzen Reichthum auf dieser Welt enthielt; hatte er doch eben so wenig wie die Anderen bei seiner eiligen Entführung aus dem Heimathlande Zeit gehabt, sich mit Reisegepäck zu versehen. Er erwartete jeden Augenblick seinen Namen rufen zu hören, damit er eines der Landungsboote besteige, allein er harrte vergebens. Die Fahrzeuge waren alle mit ihrer Ladung vom Schiffe abgestoßen; so eben wurde das Kapitänsboot auf den Wasserspiegel herniedergelassen, jedenfalls um den Kommandeur mit seinen Offizieren ans Ufer zu tragen. Der junge Mann, welcher sich nicht erklären konnte, warum man gerade ihn zurückbehalte, stand im Begriff, seine Verwunderung darüber gegen die drei Pater zu äußern, welche mit Gabrielen soeben die Treppe zum Verdecke erstiegen, als sich ihm einer

der jüngeren Offiziere näherte und sagte: „Mein Herr, der Kapitän wünscht euch zu sprechen.“

Neugierig folgte er und stand bald vor dem Vicomte, welcher mit allen Abzeichen seines Ranges angethan, wenige Schritte vom Steuer seinen Platz hatte; er sprach mit einem seiner Untergebenen. Dieser trat sogleich beiseite, als Menonville sich näherte.

„Mein Herr,“ sagte Chateauneuf nicht ohne Würde; „ihr führt den Namen eines Edelmannes und seid, wie man mich versichert hat, durch ein niederträchtiges Complot hierher gekommen. Ich habe keinen Grund, daran zu zweifeln, indem euer Betragen während der Ueberfahrt ganz eines Edelmannes würdig war; adeliges Blut verläugnet sich in keiner Lage des Lebens. Auch in meinen Adern fließt solches, und ich halte es für meine Schuldigkeit, einen Standesgenossen, der unverdientes Unglück erlitten hat, vor Erniedrigungen zu bewahren, welche ihm leicht in diesem jungen Lande zustoßen könnten. Ich werde euch dem Gouverneur, der mein Freund ist, vorstellen und von ihm eine Stellung für euch erbitten, welche euerm Stande angemessen ist.

Menonville, über diesen neuen Beweis von Güte Seitens des Kapitäns, von welcher er in den letzten Wochen der Reise schon mehrfache Proben erfahren hatte, aufs Aeußerste überrascht, konnte nicht Worte finden, um seinen Dank für eine Wohlthat auszusprechen, welche wie ein günstiger Wind die finstern Wolken am Horizonte seiner Zukunft auseinander trieb. Er verneigte sich stumm und schickte sich an dem Kapi=

tän und einigen der Offiziere ins Boot zu folgen, welches sogleich abstieß. Vergebens sann er darüber nach, was den Kapitän, der ihn im Anfang der Meerfahrt gar nicht beobachtet, ihm so wohlgeneigt gemacht haben möge; er kam nicht weiter, als daß er diesen Umschlag zum Wohlwollen des Vicomte als eine Folge freundlicher Verwendung von Seiten des Paters Raimond ansah. Aus welcher anderen Quelle sollte der Kapitän die Kenntniß seines Mißgeschickes geschöpft haben? Diese Betrachtung rief ihm seine Freunde ins Gedächtniß zurück, welche er in selbstsüchtiger Freude ganz und gar vergessen hatte. Mit einer Art Schamgefühl blickte er sich nach ihnen um und sah eben ein Boot abstoßen, in welchem er die drei Priester und zwei weibliche Personen sitzend erkannte, in denen er Gabrielen und Fleuretten vermuthete. Die Entfernung zwischen den beiden Fahrzeugen war indessen schon zu groß, als daß er hätte rufen oder ein Zeichen geben können. Er getröstete sich indessen eines baldigen Wiedersehens. Das Boot, auf welchem sich Menonville befand, landete etwas abseit, wahrscheinlich wollte der Kapitän sowohl dem Tumulte der Ausschiffung seiner Passagiere, als den lärmenden Begrüßungen der am Ufer versammelten und sich auf jenen Punkt zusammendrängenden Menge entgehen. Rasch schritt die Gesellschaft durch ein Pförtchen der Mauer, welche den Hafen einschloß und gelangte, nachdem man ein schmales Gäßchen passirt, auf einen unregelmäßig viereckigen Platz, auf dessen linker Seite eine kleine Kirche stand,

links zwei einander parallel laufende Reihen ziemlich hübscher Häuser waren die Wohnungen der großen Kaufleute und der Händler, wie einige Laden in den ersten Stocken derselben bewiesen.

„Nun, meine Herren, wie steht's," sagte Chateauneuf, als man an dem Kirchlein vorüberging. „Wollen wir nicht den allerhöchsten himmlischen Herrschaften ein solennes Dankgebet abstatten, weil sie uns mit unserer sündigen Ladung barmherzig in das Land der Jesuiten und Franziskaner geführt und nicht wie wir, denn Sünder sind wir allzumal, wohl verdient hätten, den Haien als Leckerbissen bestimmt haben? Man würde das, mein' ich, an geeigneter Stelle sehr wohl aufnehmen."

„Wir müssen unser Gebet schon im Stillen sprechen," erwiederte ein Offizier, der im Vorübergehen die Kirchthüren versucht hatte. „Das Haus ist verschlossen. Desto besser; wir haben eine gute Ausrede."

Auf einer nicht sehr wohlerhaltenen Treppe, welche für die Bequemlichkeit der Fußgänger angelegt war, erklimmte man darauf die steile Anhöhe, auf welcher die Oberstadt lag.

„Willkommen, Vicomte, willkommen!" rief dem in ein hohes Zimmer der Festung eintretenden Chateauneuf ein bejahrter, aber noch kräftig aussehender Mann mit lauter Stimme entgegen, welcher mit einem Fernrohre in der Hand an einem Fenster stand und offenbar die Ausschiffung der Passagiere der Hoffnung be-

obachtet hatte. Es war dieß Graf von Frontenac, Gouverneur von Neufrankreich. Mit festem Schritt und würdevollem Wesen trat er dem Kapitän entgegen, eine gewinnende und doch imponirende Figur, in einfacher kriegerischer Kleidung; das Haupthaar gegen die Sitte der Zeit kurz geschoren; nur die Abzeichen der zwei höchsten Ritterorden Frankreichs, welche er auf der Brust trug, des St. Michaels- und des heiligen Geist-Ordens, deuteten auch äußerlich seine hohe Stellung an. „Willkommen! Doppelt willkommen, Vicomte," rief er in offenbarer Freude und schüttelte dem Eingetretenen die Hand; „da ihr in so zahlreicher Gesellschaft kommt. Ich habe mir so eben euern Schnellsegler ein wenig betrachtet, meiner Treu eine wahre Arche Noäh, aus der manches Männlein und Weiblein ans Land kam, um seine Gattung fortzupflanzen. Wieviel Stück Menschen habt ihr uns denn mitgebracht?"

„Es sind ihrer einhundert sechs und achtzig, vollzählig. Wir haben eine vortreffliche Fahrt gehabt und keinen einzigen Verlust durch den Tod erlitten," antwortete der Kapitän und überreichte dem Gouverneur die Depeschen und Papiere, welche er für ihn mitgebracht hatte.

„Ich wollte, es wären ihrer achthundert," sagte Frontenac, indem er die Briefschaften flüchtig ansah und dann bei Seite legte.

„Ich bitt' euch um Alles in der Welt," entgegnete Chateauneuf. „Womit hätten wir, ich und mein gutes Schiff solche Strafe verdient? Es wäre entsetzlich ge-

wesen, achthundert solcher Geschöpfe herüber zu bringen. Diese wenigen haben mir schon das Leben sauer genug gemacht."

„Nun ihr scheint uns wieder eine schöne Auswahl französischer Bürger zugeführt zu haben?" forschte der Gouverneur, dessen Züge sich merklich verfinstert hatten.

„Der König setzte das schmeichelhafte Zutrauen in euch, Herr Graf, daß ihr aus Taugenichtsen und Tagedieben ordentliche fleißige Leute, aus Gaunern Ehrenmänner und aus lüderlichen Dirnen ehrbare Weiber macht. Ich führe euch Stoff genug zu, um euer Talent für Besserung von Land und Leute zu üben."

Der Gouverneur schritt in heftigem Unwillen einige Male im Zimmer auf und ab. „Unglückselige Verblendung!" brach er endlich los. „Da hab' ich nun vor dem zweiten Antritte meiner Stelle gebeten, habe Vorstellungen gemacht, habe von hier aus Schreiben auf Schreiben eingesandt; Alles vergeblich. Man schickt uns den Abschaum zu, uns, die wir am ersten arbeitsame, an Entbehrungen gewöhnte, nüchterne Leute brauchen. Was denken denn nur die Herren in Paris und Versailles? Man scheint Neufrankreich für einen Kloak anzusehen, in welchen man alle faulen stinkenden Elemente im Staate ausgießen will. Nun wohl! ich habe nichts gegen eine solche Auffassung einzuwenden, aber man mache dann keine Ansprüche auf blühende Kolonien, auf Erweiterungen, auf Vergrößerung unserer Herrschaft den Engländern gegenüber. Die englischen Kolonisten sind ganz andere Leute wie die unseren.

Das ist ein Kernvolk, sag' ich euch im Vertrauen. Das weicht vor keiner Arbeit und Mühe zurück, sei sie noch so schwer, erschreckt vor keiner Gefahr, sei sie noch so groß. Ein Glück für uns, daß wir mit England in Frieden leben; wäre das nicht und böten wir nicht Alles auf, um an den wilden Indianerhorden Freunde und einen Rückhalt zu haben, meiner Treu, bald genug würde das englische Banner wieder von der Zinne dieser Festung wehen, wie dies schon einmal der Fall war. — Da schickt man uns nun Taugenichtse und Diebe auf königlichen Schiffen zu, und glaubt Wunder etwas für die Kolonie gethan zu haben. Wir haben nichtsnutziges Volk schon zu viel hier, und übrigens findet das auch seinen Weg allein her. Wenn es nicht kömmt, ist's desto besser. Der König und die Minister können sich noch immer nicht von der unendlichen Wichtigkeit unserer Besitzungen auf dem amerikanischen Kontinent überzeugen, so viele Mühe ich mir auch gegeben habe, darauf hinzuwirken. Wir dürfen einen Länderraum unser nennen, der Frankreich, ich weiß nicht um wieviel hundert Male übertrifft an Ausdehnung; der Ritter von la Salle, mein Schützling und Freund, hat die französischen Lilien bis an den mexikanischen Meerbusen getragen, die heldenmüthigen Gebrüder Lemoine erweitern unsere Herrschaft bis an die Hudsonsbai. Und nun bedenkt, daß in diesem Reiche, dem größten in der Welt, in welchem viele hundert Millionen Seelen bequem und einträglich leben könnten, nicht ganz zwölftausend civilisirter Menschen zerstreut sind. Das Alles hab' ich

nicht ein Mal vorgestellt, nein zehn, zwanzig Mal, und da schickt man mir ein hundert achtzig nichtsnutzige Subjekte, mit denen ich Neufrankreich bevölkern soll.“

Chateauneuf hatte nicht gewagt, diesen Ausbruch eines, wie es schien, nicht ungerechtfertigten Unwillens zu unterbrechen; als der Gouverneur jetzt schwieg, sagte er: „Und doch kann ich euch versichern, daß der König das wärmste Interesse für seine amerikanischen Besitzungen hat und jede Kunde, die aus der neuen Welt zu ihm dringt, mit ungemeiner Theilnahme aufnimmt. Ich spreche aus eigener Erfahrung. Als ich von meiner vorigen Fahrt in la Rochelle eingelaufen war, wurde ich durch einen Courier an den Hof berufen, meine Offiziere mit mir, da der König über viele Dinge Aufschluß von uns wünschte. Ich kann euch versichern, daß er sehr gnädig war, mit der wärmsten Anerkennung von euch als einer der stärksten Stützen seines Reiches sprach und den besten Willen zu erkennen gab, jetzt da er mit aller Welt im Frieden lebt, seinen transatlantischen Kolonien uneingeschränkte Aufmerksamkeit zu schenken.“

Die Züge des Gouverneurs, vorher so finster und verdrossen, wurden bei Anhörung dieser Worte sonnenhell und freundlich. „Ja, ja,“ sagte er freundlich erregt. „Ludwig ist ein großer König, der bescheidenes Verdienst, mag es auch noch so fern von ihm zu Tage kommen, schätzt und anerkennt. Er hat die beste Einsicht und den besten Willen, das wußte ich stets. Ich wollte von Herzen, er ließe die Kriege in Europa, die so unendlich viel Blut und Menschen kosten. Was ge-

winnt er dadurch? Ein paar verwüstete Provinzen mit zerstörten Städten und Dörfern und halb verhungerten Einwohnern. Hier kann er, ohne Blutvergießen, mit geringen Kosten, ohne Thränen und Unglück ein Reich sich erobern, gegen welches sein jetziges eine kleine unbedeutende Herrschaft ist. Ach, wollte es der König doch erkennen, was ihm frommt; wollte er doch seine ganze Macht zur Bevölkerung und Kolonisirung Amerikas verwenden! Ich sehe es kommen: Der Beherrscher von Nordamerika wird in nicht zu ferner Zeit das Schicksal der Welt in seiner Hand haben; Ludwigen bietet das Glück die Hand; er braucht nur zuzugreifen. Ach, wäre ich nicht zu alt — nein, das auch sollte mich nicht abhalten — wäre ich entbehrlich hier, ich würde nächstes Frühjahr nach Versailles reisen und mit aller Beredtsamkeit, welche die Begeisterung für das Wohl meines Königs und Frankreichs gibt, ihm meine Gedanken und Pläne vorstellen! Was ist all der große Ruhm, welchen der König in seinen Feldzügen gegen Spanien, Holland und das deutsche Reich erlangt hat, gegen den, welchen er gewinnen würde durch die Kultivirung eines Welttheils? Bedenkt, welchen ungeheuren Aufschwung würde der Handel Frankreichs nehmen? Wir würden alle Meere beherrschen; und wer die Meere beherrscht, beherrscht auch die Länder. Wenn der große Colbert noch lebte! Sein Genie, dem es gelang, eine französische Industrie ins Leben zu rufen, würde unsere Entwürfe zur Ausführung bringen. Aber er ist hin! Frankreich hat einen Schutzengel an ihm verloren."

„Lebt nicht derselbe kühne Geist in seinem Sohne Seignelay, dem Marineminister!“ rief Chateauneuf.

„O er ist ein tüchtiger Minister,“ erwiederte Frontenac. „Ein Mann von Geist, aber sein Vater war ein Genie.“

„Genie ist eine seltene Gabe des Himmels; Niemand kann dazu, ob sie ihm verliehen oder versagt werde,“ entgegnete der Kapitän. „Aber ich sollte meinen, daß ein neidloses vertrauensvolles Eingehen auf die Pläne, welche Leute von Kopf vorlegen, ein Befördern dieser Absichten Eigenschaften sind, welche selbst den größten Minister zieren. Und in ihrem Besitze ist Herr von Seignelay. Die Art und Weise, wie Ritter la Salle in seinen Unternehmungen in Versailles unterstützt wurde, beweist das.“

„Ach, la Salle! wer verdient es auch mehr?“ rief Frontenac warm. „Seht, Vicomte“, wandte er sich herzlich an Chateauneuf; „ich darf kühn von mir behaupten, daß ich manches in meinem Leben gethan habe, was Frankreich zum Ruhm und Vortheil gereicht, und ich denke, daß der Name Frontenac auch der Nachwelt nicht ganz unbekannt und gleichgültig sein werde; aber worauf ich am meisten stolz bin, daß ich den König auf diesen großen Mann aufmerksam gemacht, der meinen Erwartungen entsprochen hat, für sein Land ein Columbus, Vasco de Gama, Cortez, Pizarro zu werden. Dieser eine Mann, der wie kein Anderer den Ritterschlag von Ludwigs Hand verdiente, hat mit wenigen Leuten, ohne Vergeudung von Menschenblut, ein Reich

entdeckt und erobert, in welchem sich die ganze jetzige Bevölkerung von Europa verlieren würde. Was sind gegen die Besitzergreifung des Mississippithales alle Heldenthaten und Eroberungen französischer Feldherren, die mit dem Blute der Franzosen erkauft wurden? Robert Cavellier von la Salle und Lemoine d'Iberville sind Namen, welche in ewigem Ruhme strahlen werden."

„Ihr vergeßt den dritten," unterbrach ihn der Vicomte, „es ist der des Grafen Frontenac, euer eigener. Was wären jene Männer ohne euch? Cavellier würde ohne euch euere Unterstützung und Empfehlung als Grundbesitzer in la Chine leben und Pelzhandel treiben. Nein, Herr Graf, die Nachwelt wird gerechter gegen euch sein, als ihr selbst."

„Macht mich nicht eitel und stolz", wehrte der Gouverneur ab; „ich that nur, was ich nicht lassen konnte. Möge der Himmel geben, daß die Kolonisirung Louisiana's durch unseren Ritter la Salle gedeihe! Die Nachrichten, welche über Frankreich von dem Gestade des mexicanischen Meerbusens zu uns gelangt sind, waren nicht besonders gut. Die Flotte, welche die Kolonisten übergesetzt hat, verließ sie in traurigen Umständen, aber ich hoffe von la Salle's erprobter Unerschrockenheit und Geistesgegenwart das Beste."

„Es war ein Mißgriff, daß man Beaujeu zum Befehlshaber der Flotte machte", sagte Chateauneuf; „er ist ein beschränkter, eingebildeter und unwissender Mensch, der gegen jeden kenntnißvollen und tüchtigen Mann von Neid erfüllt ist; ich kenne den Herrn. Wenn

aus dem Unternehmen, das so viel Geld und Kräfte kostet, nichts wird, hat man es ihm zu danken. Beim Neptun! es gab noch andere Leute, die mit einem la Salle vereint, etwas Großes für Frankreichs Ruhm und Herrschaft gethan hätten."

„Der Mißgriff ist geschehen; hoffen wir das Beste. Aber ich möchte wohl wissen, wie sich der wackre Ritter mit seiner Schaar von Kolonisten befindet. Ob man ihm wohl auch solche Kernleute mitgegeben hat, wie man sie mir zuzusenden beliebt? — Und wohin werdet ihr euere Fahrt zunächst richten, Vicomte?" fragte der Gouverneur nach einer Pause.

„Nach unseren westindischen Besitzungen; ich habe mehrere Depeschen an die dortigen Statthalter abzugeben. Bis Ew. Excellenz die Depeschen für das Ministerium ausgefertigt hat, wollen wir uns an den Vergnügungen in Neufrankreichs Hauptstadt für die Strapazen der Reise entschädigen; indessen wird unsere Hoffnung frisch verproviantirt."

„Spottet nur über unser gutes Quebek", sagte Frontenac. „Läge es an mir, es sollte an Freuden nicht fehlen, denn nach der Arbeit ein Vergnügen ist ein guter Spruch. Aber wir haben viel zu viel geistliche Elemente hier, als daß eine richtige Weltluft aufkommen könnte. Unsere ganze Existenz hier basirt auf Crucifix und Weihwedel."

„Herr Graf", nahm Chateauneuf nach einer kleinen Pause das Wort; „ich habe eine Bitte an euch zu richten oder vielmehr zwei. Unter dem Haufen Gesindel,

welchen ich euch zu beliebiger Verwerthung zugeführt, befinden sich zufälliger Weise auch zwei ordentliche Leute, ein junger Mann und ein junges Mädchen. Letztere ist von Stand und wie es scheint durch ein scheuseliges Complot am Bord meines Schiffes gekommen. Ich kenne sie schon von früher, ich liebe sie und wünsche sie zu heirathen."

„Nun das muß ich sagen", rief Frontenac überrascht. — „Ihr seid ein schöner Patriot. Zwei ordentliche Menschen bringt ihr mir unter den Schwarme mit, und den einen wollt ihr uns gleich wieder fortnehmen. Wäre es für das Heil Neufrankreichs nicht besser, man verheirathete den ordentlichen jungen Mann mit dem ordentlichen jungen Mädchen, damit wir einen ordentlichen jungen Nachwuchs hier bekämen, woran es Gott sei's geklagt, so sehr fehlt? Aber was will ich machen? ich muß wohl oder übel meinen Patriotismus der Freundschaft für euch nachsetzen, auf die Gefahr hin, es mit Madame Bourdon, der Vorsteherin unseres Heirathsinstituts, gründlich zu verderben. Schon lange hat sie mir in den Ohren gelegen, daß es an tauglichen weiblichen Ehestandskanditaten fehle, daß sie den Bedarf nicht befriedigen könne, daß sie den Ruin von Neufrankreich vor Augen sehe u. s. w. Und nun nehmen wir ihr das einzige ordentliche Mädchen vor der Nase weg."

Chateauneuf schien keinen rechten Geschmack an diesen Scherzen zu finden, durch welche Gabriele mit der famosen Anstalt in Verbindung gebracht wurde.

„Die junge Dame, von welcher ich rede,“ sagte er mit einiger Empfindlichkeit, „würde doch auch ohne diesen Fall vor Madame Bourdons Händen sicher gewesen sein; sie ist von Adel und war Hoffräulein.“

„Seht, werther Vicomte,“ erwiederte Frontenal, „auf unserm Welttheile machen Titel und andere Nachklänge aus der alten Welt nicht den Effekt, wie jenseits des Oceans. Man wird hier natürlicher. Wenn die junge Dame euch nicht heirathete, würde sie einen Anderen zum Manne genommen haben; und ob sich Madame Bourdon gefallen lassen hätte, bei einer so wichtigen Aktion ganz bei Seite geschoben zu werden, möchte ich sehr bezweifeln; sie lebt einmal von und in Heirathen. Wo habt ihr denn übrigens euere Schöne?“

„Ich habe einstweilen den Pater Raimond gebeten, sie in seine Obhut zu nehmen.“

„Pater Raimond wieder zurück?“ fragte der Gouverneur überrascht. „Wir erwarteten ihn erst nächstes Frühjahr. — Also die junge Dame befindet sich in seiner Obhut? Da müßt ihr euch freilich an ihn wenden wegen Verwirklichung eueres Planes, denn jedenfalls hat er seine Ernennung zum Vorsteher des Jesuitenkollegs selbst mitgebracht; ich habe in diesem Falle, offen gestanden, mit meiner Einwilligung nicht viel zu bedeuten.“

Der Kapitän sah den Gouverneur mit einem erstaunten Blick an.

„Ihr seid verwundert,“ sagte Graf Frontenac; „aber euer Erstaunen wird sich sogleich legen, wenn ich

euch ein Geheimniß verrathe, welches Jedermann weiß, der einige Zeit hier gelebt hat, nämlich daß ich doch beim rechten Lichte besehen bloß den Titel als Gouverneur führe, daß aber der eigentliche Befehlshaber drüben im Jesuitenkollege wohnt. Und nicht mehr wie billig. Die frommen Väter und ihre geistlichen Vorgänger, die Franziskaner, haben die Kolonie mit Krucifix und Kelch erobert, sie erhalten sie durch ihre Missionsanstalten, welche uns besser schützen als unsere Forts und breiten sie immer weiter nach Westen und Süden aus durch ihre Apostelzüge und Bekehrungen. Kein Unternehmen findet statt, an welchem die Geistlichen sich nicht betheiligten. Was thut der Staat dagegen? Nichts. Ihr begreift demnach, daß wir Diener des Königs eine sehr rücksichtsvolle Stellung den Jesuiten gegenüber einnehmen. Da Pater Raimond euer Passagier war, wird er euch gern gefällig sein, und wir hätten demnach eine fröhliche Hochzeit in Aussicht; ich wünsche, euch herzlich Glück."

Chateauneuf wurde durch die Mittheilung dieses offenkundigen Geheimnisses gerade nicht angenehm berührt, indem er sich mit Mißbehagen einiger unangenehmen Auftritte erinnerte, welche er wegen der auf der Hoffnung stattgefundenen Unordnungen mit dem Pater Raimond gehabt hatte. Wie hatte er vermuthen können, daß dieser einfache und alleweg anspruchslose Priester der mächtigste einflußreichste Mann in Neufrankreich sei? Und durfte er eine Gefälligkeit von ihm erwarten, dem er so wenig Rücksicht geschenkt?

„Nun hattet ihr noch einen zweiten Wunsch," fuhr Frontenac fort. „Im Betreff eines jungen Mannes, den ihr mitgebracht. Ich hoffe, ihr wollt uns ihn nicht auch wieder entführen, ich bedarf gerade eines gebildeten zuverlässigen Menschen."

„Es ist keineswegs meine Absicht, ihn euch wieder abspenstig zu machen," erwiederte der Kapitän lächelnd. „Im Gegentheile wünsche ich, daß er hier bleibe."

Als der Kapitän zum Gouverneur vorgelassen wurde, blieb Menonville mit den Seeoffizieren, welche denselben in das Fort begleitet hatten, im Vorzimmer zurück. Einige Offiziere von der Leibwache des Grafen Frontenac und von der Festungsbesatzung fanden sich zu ihnen, um alte Bekannte zu begrüßen und Neuigkeiten aus Frankreich zu vernehmen. Es entspann sich unter der Gesellschaft eine ziemlich leichtfertige Unterhaltung, indem die jungen Seeleute von ihren hübschen und gefälligen Passagieren erzählten. Menonville hatte eines Theils schon lange den Geschmack an derlei Zeitvertreib verloren, andererseits war er in der That zu unruhig und aufgeregt, als daß er sich an dem Gespräche hätte betheiligen sollen. Da man ihn ohnedieß wenig beachtete, wandte er seine Aufmerksamkeit anderen Dingen zu. Die Ausschmückung des saalartigen Zimmers, in welchem er sich befand, nahm seine Blicke zunächst in Anspruch. Da hingen an der Wand einige größere und kleinere Gürtel, an denen zierlich und künst=

lich Muscheln und Knöpfe von verschiedener Farbe, Größe und Gestalt befestigt waren. Er trat näher, um sich den sonderbaren Schmuck, dessen Zweck er sich nicht erklären konnte, genau zu betrachten.

„Ah, ihr seid im Begriff, unsere Bundes- und Friedensdokumente zu studiren, mein Herr," sagte einer der Offiziere vom Fort, den Menonville als Hauptmann la Vallière hatte anreden gehört, und trat dem Ankömmlinge näher. „Wie ich so eben höre, seid ihr Willens, Dienste zu nehmen. Da wird die Kenntnißnahme von diesen Schriftakten unerläßlich für euch sein."

Menonville sah den freundlich lächelnden Mann verwundert an, da er seine Worte nicht verstand.

„Ihr glaubt, ich scherze, mein Herr," fuhr jener fort; „allein ihr möget mir auf mein Wort glauben, wenn ich euch versichere, daß ihr in diesen wunderlichen Gürteln und Halsbändern unser Staatsarchiv vor Augen habt. Diese Wampums nämlich, wie man diesen Schmuck nennt, vertreten mit ihren buntfarbigen Knöpfen und Muscheln bei den Eingeborenen des Landes unsere diplomatischen Aktenstücke mit dicken Siegeln und Namensunterschriften. Ich brauche euch nur anzudeuten, daß die verschiedenen Farben jede ihre bestimmte Bedeutung hat, die Größe und Gestalt der Kugeln fixiren den Sinn noch mehr. So ist dieser Gürtel zum Beispiel eine feierliche Zusage der Nation der Algonquins oder Tschippewäer, daß sie uns freundlich gesinnt und verbündet sein wird; hier habt ihr ein ähnliches Dokument von

den Abenakis; und so seht ihr hier noch mehrere dergleichen von anderen Völkerschaften, die uns mit ihrer Bundesgenossenschaft beehren. Betrachtet ferner dieses wunderliche Instrument; es ist ein Calumet oder eine Friedenspfeife; sie spielt bei unseren rothen Brüdern eine nicht weniger wichtige Rolle als der Wampum; deshalb ist das Rohr so bunt gemalt und mit Vogelfedern behängt. Bevor man einen wichtigen politischen Akt abschließt, raucht man aus ihr als ein Zeichen treuen Festhaltens an der eingegangenen Verbindlichkeit. Und diese Art von Eidesleistung, darf ich euch versichern, wird von unseren redlichen Indianern wohl gehalten. Hier diese wunderlich geformte Keule, welche zugleich Axt und Spieß ist, nennt man Tomahawk, wegen ihrer dreifachen Natur in der Hand des Kundigen immer eine gefährliche Waffe. Dasselbe gilt von diesen stählernen Aexten und dem ungeheuern Bogen mit Pfeilen. Indessen verdrängt das Feuergewehr, mit welchem wir Europäer unkluger Weise die Eingeborenen versehen, diese alten unzureichenden Waffen mehr und mehr. Diese Haarschöpfe sind nicht weniger als die Wampums Zeichen von der freundlichen Gesinnung unserer Bundesgenossen. Es wird euch bekannt sein, daß die Indianer ihren besiegten Feind der Kopfhaut berauben; sie sind etwas bescheidener als die Türken. Diese Skalpe stammen von unseren Feinden, den Irokesen und den Engländern. Ihr seht, beide Nationalitäten haben ihren Tribut zur Ausschmückung unseres Archives zahlen müssen."

Auf Menonville's Gesicht mochte sich wohl sein Abscheu vor diesen scheuseligen Kriegstrophäen abspiegeln. „Ich sehe wohl," fuhr der Hauptmann fort; „ihr wundert euch, diese Siegesbeute hier zu finden, aber wenn ihr erst ein paar Jahre im Lande seid, werdet ihr solcher kleiner Barbareien gewohnt werden. Ich bin überzeugt, daß im Hause des englischen Gouverneurs in Boston ebenfalls Skalpe von unseren Landsleuten und Verbündeten die Hallen zieren. Indem man sich zu den Wilden herabläßt, sie für die Kultur zu gewinnen, verwildert man selbst unmerklich ein wenig. Wenn es euch beliebt," sagte er jetzt leise zu Menonville, „wandeln wir ein wenig hinaus, damit ich euch unsere Feste zeige. Offen gestanden, ich bin über die Jahre hinaus, als daß ich an der Unterhaltung dieser Herren Gefallen finden sollte. Ihr scheint meinen Geschmack in dieser Hinsicht zu theilen, ich habe das gleich gemerkt. Wir haben auch hier selbst bessere Gelegenheit und Mittel, die Zeit mit Genuß hinzubringen. Ihr sollt einen Blick auf die Umgegend thun, der euch sicher Vergnügen bereiten wird. Wir haben immerhin eine gute halbe Stunde Zeit, da die Audienzen des Kapitäns stets lange währen. Ueberdies wird sich der Gouverneur auch die Marineoffiziere vorstellen lassen."

Menonville drückte seine dankbare Geneigtheit zur Annahme des Vorschlags aus, und beide verließen das Vorzimmer. Der Hauptmann führte seinen Gast überall in der Festung umher, welche diesem von großer fortifikatorischer Bedeutung zu sein schien, obschon er seinem

Begleiter sein Laienthum nicht verhehlte. Der Platz war schon durch seine hohe Lage sehr begünstigt und die Kunst und Wissenschaft hatte den besten Gebrauch von diesem natürlichen Vortheile gemacht. Indessen stieß Menonville's aufmerksamer Blick doch hier und da auf Spuren der Vernachlässigung; die Besatzung des Forts schien ihn überdem in keinem Verhältnisse zur Größe und Bedeutung des Platzes zu stehen. Er äußerte sein Bedenken mit Bescheidenheit und Behutsamkeit.

La Vallière zog die Schultern und sagte: „Ihr habt einen natürlichen scharfen Blick, mein Herr. Euer Auge hat euch nicht getäuscht. Die Festung ist nicht in dem Stande, in welchem sie sich befinden sollte. Seit fünf und zwanzig Jahren, wo das erlauchte Haus Stuart wiederum auf den Thron von Großbritannien eingesetzt ist, haben wir uns einer erstaunlichen Sicherheit hingegeben, obschon die Stimmung in den englischen Kolonien uns behutsam machen sollte. Wir wissen genau, daß dort die größte Lust herrscht, Neufrankreich wegzunehmen, welches man schon einmal besessen hat. Aber alle unsere Warnungen scheitern an der Gleichgültigkeit unserer Minister, welche einmal keine Gefahr sehen wollen. Möchte die Erkenntniß nicht zu spät kommen, und mit ihr die Reue!“

Die beiden Herren erstiegen einen der Thürme des Forts. Eine entzückende Aussicht auf die Unterstadt, den Hafen und die Bai lohnte ihnen die Mühe des Heraufsteigens reichlich. Menonville's Blick verfolgte den Lauf des majestätischen Lorenzstromes bis zum äußer-

sten Ende der Insel Orleans, wo er sich zwischen den Bergen, welche ihn zu beiden Seiten begrenzen, verliert. Das südliche mit Einbiegungen und Vorgebirgen mannigfaltig abwechselnde Ufer zeigte noch ganz die wilde Schönheit des Urzustandes; hier standen mächtige hohe Bäume, die sich oft in der Wasserfluth abspiegelten. Auf der entgegengesetzten Seite, wo freundliche Ansiedelungen, freilich sehr vereinzelt, einen angenehmen Wechsel boten, wurde die Aussicht durch eine lange Gebirgskette geschlossen, die aus dem Wasserspiegel emporzutauchen schien. Gegenüber ragten die stattlichen Frauenberge empor.

„Ihr solltet erst an einem schönen Sommerabend hier oben stehen," sagte la Vallière auf eine Aeußerung des Entzückens von Seiten seines Begleiters. „Wie oft habe ich Stunden lang hier gesessen und diese Spiegelfläche betrachtet, worin alle prächtigen Farben des Himmels, diese gigantischen Bäume und felsigen Vorgebirge mit unbeschreiblicher Schönheit reflectirt worden! Ich versichere euch, Quebek ist schön, und es verdiente wohl, noch von anderen Leuten bewohnt zu werden, als von Pelzhändlern, Geistlichen und Gründlingen aus der Hefe von Paris."

Menonville sah seinen freundlichen Führer mit einem Blicke des Einverständnisses an, dann stiegen sie beide wieder herab.

„Da fällt mir ein," sagte der Hauptmann. „Erlaubt mir, euch einen guten Rath zu geben. Ihr seid fremd und kennt Land und Leute noch nicht; ich lebe

schon sechs Jahre hier. Wollt ihr euch in Respekt setzen und Glück machen, daß heißt Geld verdienen, so müßt ihr ein Pelzhändler werden wie alle Andere. Hier sind alle Beamten und Diener des Königs Kaufleute, vom Gouverneur an bis zum Unteroffizier und vom Intendanten bis zum niedrigsten Clerc. Ich habe zu meinem Schaden an Ruf und Börse zu lange versäumt, mich der Landessitte zu bequemen."

Menonville äußerte seine Unkenntniß in dem Fache.

„Das macht nichts aus," erwiederte sein neuer Freund; „bezieht ihr euere Waare von den Eingebornen direkt, so seid ihr vor Schaden ziemlich sicher, denn Ehrlichkeit ist eine anerkennenswerthe Tugend von ihnen; habt ihr es mit Waldläufern zu thun, so nennt man diejenigen unserer Landsleute, welche die Indianer in ihren Wigwams aufsuchen und ihnen die Häute abhandeln, so werdet ihr freilich im Anfange einige Male betrogen werden, allein bei dem Schaden habt ihr den Vortheil, daß ihr das Geschäft um so schneller lernt."

Kaum waren die Beiden wieder in das Vorzimmer zurückgekehrt, so kam der Kapitän mit seinen Offizieren aus dem Gemache des Gouverneurs. „Mein Herr," wandte er sich an Menonville. „Der Herr Gouverneur hat meiner Verwendung für euch eine freundliche Berücksichtigung zu Theil werden lassen. Ihr werdet eine Stelle erhalten, die euch vor der Hand einen anständigen Unterhalt gewährt. Bei euerer Bildung und Tüchtigkeit kann eine baldige Beförderung nicht fehlen. Ich wünsche euch Glück zu euerer Lauf-

bahn in Neufrankreich.“ Und ohne den Dank des überraschten jungen Mannes abzuwarten, schritt er würdevoll grüßend mit dem Gefolge seiner Offiziere zum Gemache hinaus.

Menonville hatte nicht Zeit über dieses ihm unerklärliche Wohlwollen des Vicomte nachzudenken, denn eine Ordonanz rief ihn in das Zimmer des Gouverneurs.

„Herr von Chateauneuf,“ redete dieser den Eintretenden und sich tief Verbeugenden an, „hat euch mir warm empfohlen, und ein glücklicher Zufall will, daß ich seinem Wunsche euch einen Dienst zu verschaffen sofort und in geeigneter Weise entsprechen kann. Euer fester Gehalt ist freilich nur geringe, es sind aber mit euerem Hauptgeschäfte fünf bis sechs Nebengeschäfte verbunden, welche viel Geld einbringen. Ihr werdet in einen Fort an der Grenze der Huronen die Kasse für die Garnison, welche nur aus fünfzehn Mann besteht, führen. Zugleich habt ihr die Aufsicht über ihre Magazine, welche ihr stets in gehörigem Stande zu erhalten habt, damit die Wilden bei einem Angriffe sie nicht zerstören können. Auch wird euch die Hebung der Gefälle anvertraut werden, welche die Besitzer der in der Nähe des Forts liegenden Wohnungen entrichen müssen. Ihr laßt euch ferner angelegen sein, so viel es von euch abhängt, mit den angrenzenden Wilden in freundschaftlichen Verhältnissen zu leben und diese nach und nach zu überreden, sich unter französische Botmäßigkeit zu begeben. Der Kommandant des Forts ist

schon ein bejahrter Mann; sollte seine Stelle erledigt werden, so steht euch die nächste Anwartschaft zu. Da euere jetzige Stellung aus Mangel an einem geeigneten Mann schon längere Zeit offen bleiben mußte, was natürlich Unordnungen zur unausbleiblichen Folge hatte, so liegt an der raschen Wiederbesetzung viel. Ihr werdet deshalb morgen früh euere Reise in Begleitung von fünf Soldaten antreten, welche Lücken in der Besatzung des Forts ausfüllen, damit ihr noch vor Einbruch des Winters das Ziel erreicht."

Nach diesen Worten neigte der Gouverneur leicht den Kopf, und Menonville trat ab. Ein Amt hatte er nun, aber es kamen auch gleich die Sorgen; vor Allem eine von zwar äußerlicher Natur, die ihn aber gewaltig peinigte. Er sollte eine Stelle antreten, eine weite Reise machen, welche bedeutende Kosten erforderte, und er war nicht viel mehr als ein Bettler, der seine ganze Habe auf dem Leibe trug. Er dachte an seinen Ring, welchen er vor den Späheraugen der Häscher bei seiner Verhaftung in Paris verborgen hatte. Aber wie ihn verwerthen, da er keine Seele in Quebek kannte? Ferner, wo sollte er die Nacht zubringen? Niemand hatte ihn eingeladen. In dieser bitteren Verlegenheit beschloß er sich an den freundlichen Offizier zu wenden, der ihm vorhin so viele Theilnahme verrathen hatte. Er fand denselben bald auf und theilte ihm offen seinen Kummer mit.

„Aber wenn ich nicht ganz irre," sagte Herr von

la Vallière, „steht doch ein Koffer für euch da. Laßt uns sehen.“

Die Sache verhielt sich zu Menonville's angenehmer Ueberraschung wirklich so. Ein Koffer, dem ein Zettel mit seinem Namen und den angesiegelten Schlüssel beigefügt war, stand zu seiner Verfügung bereit. Der junge Mann öffnete ihn und fand ihn mit Wäsche und Kleidern gefüllt, woran es ihm so sehr gebrach. Mit dankbarem Herzen klappte er den Koffer zu, welchen la Vallière auf sein Zimmer bringen ließ.

„Ihr seid natürlich für diese Nacht mein Gast,“ sagte er zu Menonville. „Schlafen werden wir nicht viel, aber plaudern. Erzählt mir von Paris, Versailles und dem schönen Frankreich; ich will euch von Amerika berichten. Wie glücklich bin ich, mit einem gebildeten Manne zusammen zu treffen!“

Menonville'n quälte ein anderer Gedanke; das Bild Gabrielens, welche er über seinen persönlichen Angelegenheiten fast vergessen hatte, trat plötzlich vor seine Seele; und es fiel ihm erst jetzt schwer auf das Herz, daß er sie verlassen mußte. Je länger er sich diesem Gedanken hingab, desto mehr war er geneigt, seine Anstellung, welche er sich eben noch zum größten Glücke angerechnet hatte, für ein Unglück anzusehen, da sie seine Trennung von Gabrielen bedingte. Sie allein und hülflos unter diesen herzlosen Menschen zurückzulassen, welche nur Sinn für Handel und Gewinn hatten und jeden neuen Ankömmling als einen Gegenstand der Spekulation zu betrachten pflegten; diese Vorstellung äng=

stigte ihn ungemein. Auf jeden Fall mußte er sie noch einmal sehen; aber in der Tiefe seines Herzens tauchte anfangs schüchtern, dann immer verwegener, da er stets weniger unterdrückt wurde, ein Wunsch auf, der endlich genährt und erwärmt von dem Feuer in seinem Innern zum festen Entschluß erwuchs.

Nachdem er dem Hauptmanne das Nothwendigste über Gabrielen und seine Bekanntschaft mit ihr mitgetheilt hatte, äußerte er seine Absicht, sie aufzusuchen und mit ihr zu reden. La Valière erbot sich, ihn zum Pater Raimond ins Jesuitenkolleg zu begleiten, da man von ihm erst erfahren mußte, wo die junge Dame sich aufhielt. Beide verließen das Fort.

„Kommt hier herein," sagte der Hauptmann, vor einem kleinen Hause anhaltend, welches sich als eine Schenke verrieth. „Laßt uns erst einen Becher Wein auf gute Kameradschaft leeren. Wein und Liebe gehören ja ohnedies zusammen."

Menonville folgte gerade nicht ungern. Hilft doch in schwierigen Tagen des Lebens ein verständiger Trunk oft über Verlegenheiten hinweg, welche die genaueste Prüfung und das sorgfältigste Nachsinnen nicht im Stande sind, aus dem Wege zu räumen.

Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Storch, Ludwig,

Die Königin Historischer Roman

Bd.: 3

Leipzig 1858